This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

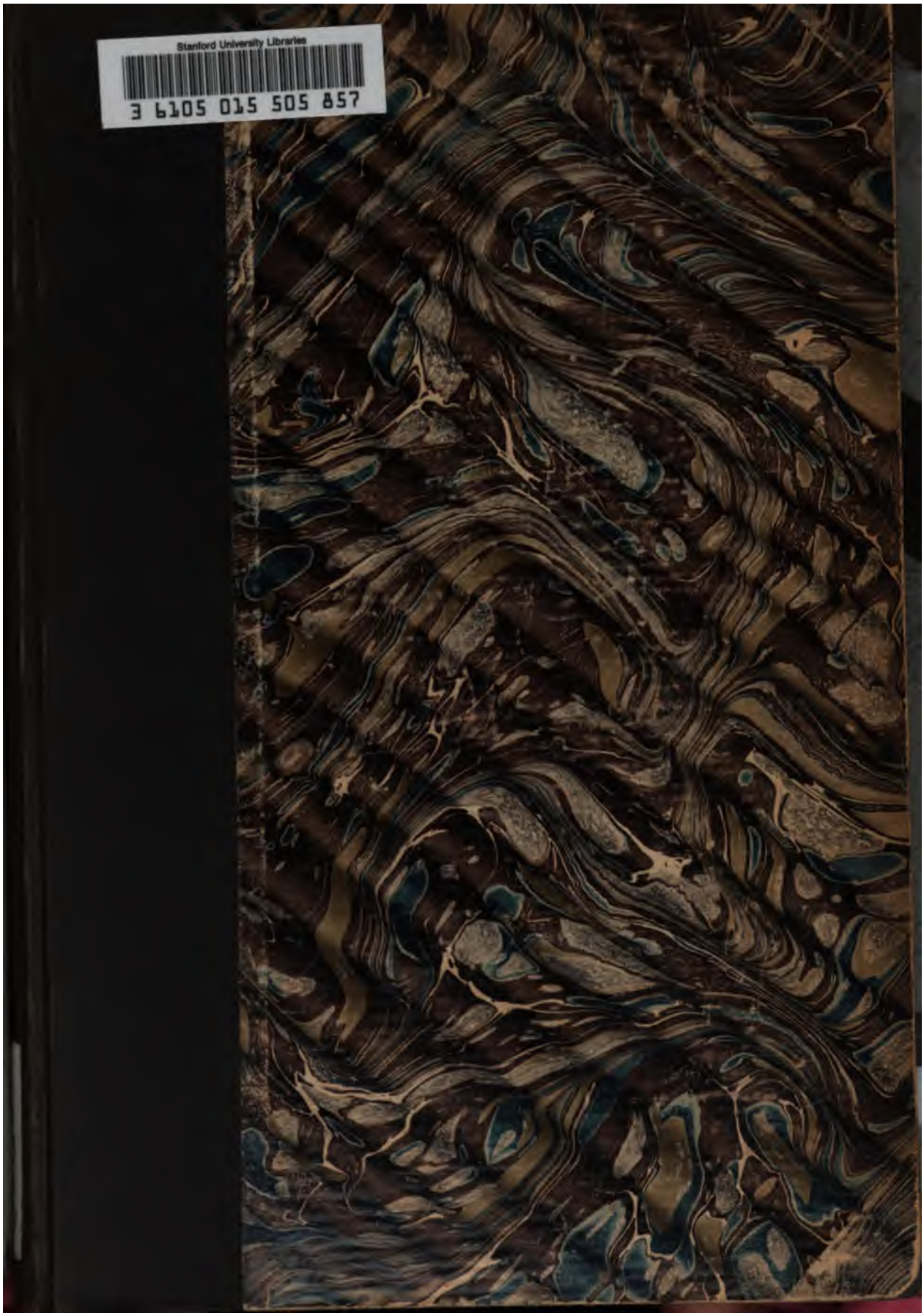
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

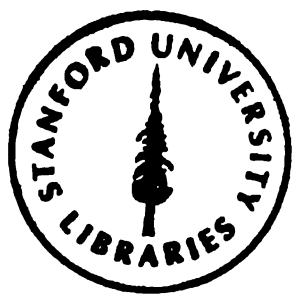
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 015 505 857




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Paläſtinajahrbuch

des

**Deutſchen evangeliſchen Inſtituts
für Altertumswiſſenſchaft des heiligen Landes
zu Jeruſalem**

Im Auftrage des Stiftungsvorſtandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Guſtaf Dalman

Dritter Jahrgang

Mit 2 Textſkizzen, 5 Tafeln, 1 Plan und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1907

Ernſt Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochſtraße 68–71

Richard Hartmann
1907.

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Dritter Jahrgang

Mit 2 Textskizzen, 5 Tafeln, 1 Plan und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
OCT 22 1970

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Jahresbericht des Instituts für das Arbeitsjahr 1906/07 (mit Karte), erstattet von G. Dalman 1

II. Vorträge und Arbeiten aus dem Institut.

1. Appel, Die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung Christi 17
2. Dalman, Die Grabeskirche in Jerusalem (mit Plan und 5 Abbildungen) . 34
3. Volz, Das Jerusalem der Kreuzfahrer (mit Plan) 57
4. Greßmann, Ein prähistorisches Grab auf dem Grundstück der Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung bei Jerusalem (mit Grundriß) 72
5. Schwöbel, Die geographischen Verhältnisse des Menschen in der Wüste Juda 76
   1. Die physikalischen Grundzüge 78
   2. Die Bevölkerungsverhältnisse 84
   3. Die wirtschaftlichen Verhältnisse 91
   4. Wege und Verkehr 103
   5. Das Siedlungswesen 117

III. Von unseren Reisen.

Jeremias, Nach Petra! (mit 6 Abbildungen) 135
   1. Durch die Wüste Juda 135
   2. Am Sodomsberg und durch die Araba 140
   3. Im Lande Edoms 145
   4. In der Stadt des Gottes Duschara und auf dem Aaronsberge . . . 151

Abbildungen.

Tafel 1. Gesamtansicht der Grabeskirche von Südost. Darauf sichtbar von links nach rechts: Jakobuskapelle, achteckige Öffnung der Trinitatiskapelle, Glockenturm, dahinter links die kleine Kuppel der Konstantinskapelle, links über dieser das viereckige platte Dach der Theklakapelle, über der Spitze des Glockenturms ein Rest des alten Patriarchats, rechts daneben die große Kuppel der Grabesrotunde

und die kleinere Kuppel über der mit dem Dache gleich zu erwähnenden Vierung, unter dem westlichen Ende des Querschiffes die Südfassade mit dem Doppeltore, rechts neben diesem die Kuppel des Aufgangs zu Golgotha und das runde Dach des Auferstehungsbaues, unmittelbar über ihm die beiden kleinen Türme der Grabeskapelle im Innern an das Querschiff des Transeptes, auf dem Dache des Chores die runde Kuppel über dem Loch Abraham oberhalb Golgotha und die niedere Kuppel des Katholikon im Innern, am rechten Ende des Querschiffes die Apsis rechts anstoßend daneben das erhebliche platte Dach des Sakramentshauses, die Kuppelbasilika und ihre Anbauten, dahinter das Klostergebäude rechts davon in der Mitte des Bildes das Dach der Anastasiskapelle und rechts davon Turmbauten. — Aufnahme von Franz Hemrich, Kunstverlag, Leipzig.

Taf. 2. 1. Inschriften und Bruchstücke im Innern des Kreuzganges der Domherren und vom Eingang der heiligen Grabeskapelle. — Aufnahme von S. Talman.

2. Antike Säulenkapitelle der Grabeskirche. — Aufnahme von S. Talman.

3. Säulen und Bogen an der Außenseite des Kreuzganges von der nordwestlichen Ecke des heiligen Grabes der Kirche. — Aufnahme von S. Talman.

Taf. 3. Innenansicht des Nordendes des Querschiffes im Hintergrund ein Teil der armenischen Kapelle. — Aufnahme der Amerikanischen Kolonie, Jerusalem.

Taf. 4. 1. Grundriß mit der Skizze des Sakramentsberges, nördlich vom Anfang des Tales. — Aufnahme von Dr. Jeremias.

2. [illegible] in der Stadt. — Aufnahme von A. Zickermann.

3. Innere Kuppelkammer im [illegible]. — Aufnahme von Dr. Jeremias.

Taf. 5. 1. Ansicht der Kette. — Aufnahme von Dr. Jeremias.

2. Mundstücke von [illegible] der Kette. — Aufnahme von Ritter v. Je[illegible].

3. Details der Ausführung der Kette. — Aufnahme von A. Forder.

Inschriften von Golgotha. Von S. Talman.

Zum Text der Grabeskirche zu Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer. Von G. Talman.

Im Text.

Seite

Zum Text des Verlaufes der Kreuzgänge und Bestimmung des Kuppelraumes zur Zeit [illegible]. Von S. Talman 59

Kreuzweg und Grabeskirche. Von [illegible] 73

Berichtigung zu Jahrgang II.

S. 48 [illegible] — S. 75 [illegible] — S. 75 [illegible] — S. 77 [illegible] — S. 77 [illegible] — S. 77

I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

Arbeitsjahr 1906/07,

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

im Mai 1907.

Seit einem Jahrzehnt ist das heilige Land erkennbar mehr als seit langem Gegenstand allgemeiner Teilnahme geworden. Es wird von Touristen in jährlich steigendem Maße aufgesucht, und die Zahl der frommen Pilger römischen und griechischen Bekenntnisses wächst. Die Juden ziehen nach dem Lande ihrer Väter. Die Tätigkeit der drei wissenschaftlichen Anstalten Palästinas, der École Biblique der Dominikaner, des Amerikanischen Archäologischen Instituts und des unsern, die Ausgrabungsarbeiten des Deutschen Palästina-Vereins, der Deutschen Orientgesellschaft, des Palestine Exploration Fund und Professor Sellins bezeugen, daß auch für die Erforschung des heiligen Landes neuer Eifer erwacht ist, der notwendig dem besseren Verständnis der heiligen Schrift zugute kommen muß und schon begonnen hat, helles Licht in Gebiete und Epochen zu werfen, von denen bisher jede klare Vorstellung fehlte.

Unser deutsches Institut hat zu allererst die Aufgabe, den ihm von den deutschen evangelischen Landeskirchen zugesandten Mitgliedern das heilige Land nach dem jetzigen Stande der ihm geltenden Wissenschaft zu zeigen und zu erklären. Aber es vermöchte dies nicht, wenn die an ihm arbeitenden Männer nicht selbst in der Arbeit der Palästinaforschung mitten drin stünden. Diese kann nicht in bloßen Buchstudien bestehen, obwohl hier wie in jeder anderen Wissenschaft die Anknüpfung an das früher Geleistete unerläßlich ist. Vielmehr muß das Land, seine Natur, seine Altertümer, seine Sitte beständiger Gegenstand sorgsamer Beobachtung sein mit dem Zweck, der wissenschaftlichen Arbeit neuen Stoff zuzuführen. Die Ausflüge und Reisen des Instituts wären verfehlt, wenn sie nicht auch in dieser Richtung Ergebnisse lieferten. Sie können deshalb unmöglich darin bestehen, daß lediglich in bequemer Gemächlichkeit die Pilgerstraße entlang gezogen wird, sondern — unbeschadet der notwendigen Berührung der für die heilige Geschichte wichtigsten Punkte — müssen immer wieder neue Wege eingeschlagen, neue Ziele gesteckt werden, damit grade

auch das nicht von allen Gekannte Gegenstand der Untersuchung werde. Geschähe dies nicht, so würde unser Institut für den Fortschritt der Altertumswissenschaft des heiligen Landes eine Null sein, aber auch seiner Lehraufgabe nicht gerecht werden können. — Wir sind bemüht gewesen, auch in diesem Jahre der dem Institut gestellten Aufgabe nachzukommen. Aber auch der Stolz der deutschen evangelischen Kirche, welche durch die Gründung des Instituts in den Wettbewerb der Palästinaforschung eingetreten ist, kann nicht zulassen, daß hier jemals Stagnation eintrete, sondern fordert von allen im Institut Arbeitenden die ernsten Leistungen, ohne welche es der heimatlichen Kirche die Früchte nicht tragen würde, welche von ihm erwartet werden dürfen.

1. Mitarbeiter und Mitglieder.

Von Schleswig-Holstein wurde als diesjähriger Mitarbeiter in das Institut entsandt Lic. Dr. Greßmann, Privatdozent an der Universität Kiel. Er langte im Oktober 1906 in Jerusalem an und verließ Palästina Ende April 1907 nach hingebender und erfolgreicher Tätigkeit im Interesse des Instituts, für die wir ihm Dank wissen.

Als Mitglieder wurden entsandt

von Preußen, ältere Provinzen:

Pfarrer Lic. Dr. Böhmer aus Raben bei Wiesenburg, Mark,
Kadettenhauspfarrer Hagemeyer aus Naumburg a. S.,
Pfarrer Lic. Lettau aus Kietzig bei Stargard,
Oberlehrer Dr. Rothstein aus Friedenau bei Berlin;

von Preußen, neuere Provinzen:

Pastor Brederek aus Breklum;

von Mecklenburg-Schwerin:

Pfarrer Lic. Appel aus Kastorf.

Auf eigene Kosten beteiligten sich an der großen Reise des Instituts Vikar Gottlob Faber und stud. theol. Wilhelm Faber aus Württemberg.

2. Vorlesungen und Vorträge.

Die Vorlesungen des diesjährigen Lehrkurses im Februar und März 1907 galten folgenden Gegenständen:

1. Topographie von Jerusalem und Umgebung, Professor Dalman, Dienstag und Freitag 5—6 Uhr.

2. Die Resultate der Ausgrabungen in Palästina, Lic. Dr. Greßmann, Montag und Donnerstag 5—6 Uhr.

3. Sitte der Bauern und Beduinen Palästinas, Professor Dalman, Montag und Donnerstag 6—7 Uhr.

4. Lektüre des „Palästinischen Diwan" als Ergänzung zur ethnologischen Vorlesung, Professor Dalman, Dienstag und Freitag 6—7 Uhr.

Öffentliche Vorträge wurden im Hause des Instituts über folgende Themata gehalten:

am 11. März: Der Felsendom in Jerusalem, Lic. Dr. Greßmann,

am 18. März: Die heilige Schrift und die theologische Wissenschaft, Pfarrer Lic. Dr. Böhmer,

am 25. März: Die Stätten des Todes und der Auferstehung Jesu, Pfarrer Lic. Appel,

am 30. März: Die Grabeskirche in Jerusalem, Professor Dalman.

3. Die Arbeit im Institut.

Dieses Jahr war den Mitgliedern die Aufgabe gestellt worden, den Anfang zu machen mit einer vollständigen Aufnahme der Nekropole von Jerusalem. Steinbrucharbeiten und die Ausdehnung der Stadt bedrohen wesentliche Teile derselben mit dem Untergang. Es durfte deshalb mit der Verzeichnung nicht gezögert werden. Auch war wünschenswert, eine Übersicht zu besitzen, in welche später neu auftauchende Einzelheiten eingereiht werden können. Mitarbeiter und Mitglieder des Instituts haben jetzt zunächst den Norden Jerusalems beschrieben. Es handelte sich dabei um das Gebiet, welches von wādi umm el-ʿamad südlich vom Dorfe schaʿfāṭ bis zur Nordmauer Jerusalems und von der Ölbergskette im Osten bis zum Höhenzuge der ḥaṣāḥiṣ im Westen sich ausdehnt. Jedes Mitglied hatte einen bestimmten Teil des Gebietes übernommen und Herr Lic. Dr. Greßmann außerdem die Redaktion sämtlicher Arbeiten und die Sammlung des hierher gehörenden literarischen Stoffes. Eine Vorlesung Professor Dalmans und ein Rundgang durch das Forschungsgebiet hatten die Aufgabe, in Art und Ziel der Arbeit einzuführen.

Herr Lic. Dr. Böhmer hat sich außerdem mit den modernen Friedhöfen der Moslems bei Jerusalem befaßt. Herr Lic. Appel widmete eingehende Studien der Frage nach der Echtheit des Golgotha und des heiligen Grabes der Tradition, deren Resultat er in dem obengenannten Vortrage öffentlich vortrug.

4. Die literarische Tätigkeit.

Als „Studien aus dem Deutschen evangelischen archäologischen Institut in Jerusalem" Nr. 10—12 ist in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins, Jahrgang XXIX erschienen:

Professor Dalman, Das phönizische Grab und der Messiasthron bei mērōn, S. 195—199.

—, Das Löwenbild an der Felsenburg des wādi el-ḥamām, S. 199—201.

—, Das Stierbild und andere Skulpturen aus er-rummān, S. 201—203.

Ebendaselbst ohne obige Bezeichnung:

Fenner, Die Ortslage von Bethanien, S. 151—177.

Sonst ist zu nennen:

Dalman, Nochmals Milch und Honig, Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins 1906, S. 81—83.

Volz, Ein heutiger Passahabend, Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft 1906, S. 247—251.

Eberhard, Jüdische Heiligtumsstätten in Obergaliläa, Der alte Glaube 1906, Sp. 991—96, 1016—20.

—, Die Arbeit der deutschen Katholiken im heiligen Lande, Die Reformation 1906, S. 265—267, 295 f.

Fr. Jeremias, Nibiru-ma'(a)bārā-'abar, Orientalische Literatur-Zeitung 1907, Sp. 53—64.

—, Die Osterfeier am heiligen Grab in Jerusalem, Das Pfarrhaus 1907, S. 51—53.

—, Ein mohammedanisches Volksfest, Die Reformation 1907, S. 184—188.

Eckardt, Zickermann, Fenner, Palästinensische Kulturbilder (260 S. mit 64 Illustrationen), Leipzig, Georg Wigand, 1907. Mk. 5,50.

5. Ausflüge und Reisen.[1]

Die sonnabendlichen Tagesausflüge führten meist zu schon öfters besuchten Zielen. Der tell bei dēr diwān (das biblische Ai), die byzantinische Kirchenruine burdsch bētīn (Bethel) und die öfters, aber irrtümlich für einen Steinkreis ausgegebene Felsengruppe nördlich von bētīn wurden zuerst aufgesucht (2. Februar). Eine Woche später (9. Februar) besahen wir ed-dschīb (Gibeon), seinen Treppenbrunnen und seine Kirchenruine, das schwerlich mit Recht meist für Mizpa gehaltene en-nebi samwīl mit seiner Kreuzfahrerkirche, und das für Emmaus ausgegebene el-ḳubēbe mit seiner schön aufblühenden Niederlassung der deutschen Katholiken. Am 16. Februar wurden im wādi eṣ-ṣwēnīṭ die berühmten historischen Pässe beschaut, am 23. Februar südwärts an der Grenze der Wüste chirbet teḳu' (Tekoa), die Heimat des Propheten Amos, mit ihrem Taufstein, und auf dschebel ferdēs das in die Bergspitze gebettete Kastell des großen Herodes, am 2. März das romantische Kloster des heiligen Sabas und

[1] Die Ortsnamen entnehme ich stets dem Munde der Anwohner, nicht den Karten. — Zur Orientierung diene die dem Jahrbuch beigegebene Karte.

die unvergleichliche Aussicht über das Tote Meer von el-muntār. Liebliche Bilder judäischer Landschaft zeigten im Südwesten am 9. März ḳarjet es-saʿîde mit seinem Eichenhain und dem alten Anwesen des „Diakonos Marinos", der Philippusbrunnen nicht fern von chirbet el-jehūd (Bettir) und das olivenreiche bēdschāla. Auf dem Rückwege wurde vermessen die einzigartige Grabanlage von chirbet el-chamîs, in welcher die Steintür des Grabes und die Verschlußplatten der numerierten Kammern erhalten sind. Am 16. März fuhren wir zu Wagen über el-ḳerje (Kirjath Jearim) nach tell dschezer (Geser), wo Prof. Macalister seine Ausgrabungen im Gebiet der uralten Stadt zeigte. Der letzte Ausflug am 23. März galt dem ʿanāta (Anathot) Jeremia's und der Laura des wādi fāra im Nordosten.

Aus Rücksicht auf das Osterfest wurde die diesjährige große Reise des Instituts erst am 2. April angetreten. Wir vollendeten sie in 22 Tagen bei sehr günstigem Wetter. Die in dieser Zeit unvermeidlichen heißen Ostwindtage blieben zwar nicht aus; aber gerade in der Niederung der Jordansenke, wo man Grund hat, sie zu fürchten, verschonten sie uns, so daß von ernstlicher Erschwerung des Reiselebens nicht die Rede war.

Durch bekanntes Gebiet führte zunächst der Weg über dschifna nach el-lubban, wo wegen Überfüllung des gewöhnlichen Zeltplatzes bei der Quelle das Lager diesmal in der Höhe nahe dem Dorfe aufgeschlagen wurde (Nachtquartier I). Unterwegs erregte bei der Ruine dschāmiʿ es-sittîn in sēlūn (Silo) unsre Aufmerksamkeit der Türsturz, in dessen Mitte eine Vase abgebildet ist, die links und rechts Lorbeerkränze und gehörnte Altäre umgeben. Offenbar hat sich hier — an der mutmaßlichen Stätte des alten Heiligtums Elis — ein heidnischer Tempel befunden. Am nächsten Tage wurde vor nāblus (Sichem) die von den Griechen im Vorjahre ausgegrabene Ruine der Kreuzfahrerkirche über dem Jakobsbrunnen skizziert, dann direkt von da steil zur Spitze des Garizzimberges hinaufgestiegen, wo wir auf der Felsplatte des alten Tempels der Samaritaner und auf der Stätte ihres jetzigen Passahopfers standen. In sebastîe (Samaria) (Nachtquartier II) wurde früher Versäumtes nachgeholt[1], indem die Peristyle am Ostende und auf der Nordseite des Stadthügels näher untersucht wurden. Es ergab sich, daß bei dem ersteren noch acht Säulen stehen, von denen sechs zu einer Reihe von zwölfen gehören, welche die westliche Langseite des Tempels bildete. Die übrigen zwei Säulen gehören beiden Giebelseiten an, die wohl Reihen von sechs Säulen hatten. Eine Reihe von sieben kleineren Säulen auf der Ostseite dürfte dem Hofe des von

[1] Vgl. Palästinajahrbuch II, S. 40 f. Die dortigen Angaben sind durch das hier Gesagte zu berichtigen.

Norden nach Süden gerichteten Heiligtums angehört haben. Ebenfalls nordsüdlich ist gerichtet das größere nördliche Peristyl. Hier stehen auf der Nordseite acht Säulen von früheren einundzwanzig, im Westen acht, im Osten zwei von früheren achtundsechzig, im Süden keine.[1] Das Südende ist durch vom Berge heruntergewaschenes Erdreich verschüttet, weshalb die Längsseiten sich möglicherweise noch über die genannte Säulenzahl nach Süden ausdehnten. Die Anlage möchte ich jetzt für einen Marktplatz halten, ein Gegenstück zu der Marktstraße auf der Südseite des Stadthügels.

Von sebastie aus nahmen wir diesmal den Weg über das Dorf burḳa, des man sonst rechts liegen läßt, und stiegen hinauf zu dem Heiligengrab ḳbāb eḍ-ḍhūr, wo, wie man uns in burḳa versicherte, die zehn Töchter Jakobs (benāt jaʿḳūb el-ʿaschara) ihre letzte Ruhe gefunden haben.[2] Bemerkenswerter als das Grabgebäude war die dort gebotene entzückende Fernsicht vom Mittelmeer bis zum Hermon. Eine alte Heerstraße führte in der Landschaft belād esch-schaʿrāwīje durch wādi deʿūḳ nach der Ebene von ʿarrābe und den beiden Brunnen (bijār el-ḥafīre) am Fuße des tell dōtān. An dem durch die Erinnerung an Josef und Elisa geweihten Platz nahmen wir unter blühenden Mandelbäumen unser Mittagsmahl und zogen dann an ḳubāṭie vorüber nach wādi belʿame und weiter nach dschenīn (Nachtquartier III). Der Weg war bedeutsam, denn er bewies, daß das scheinbar abseits liegende Dotan den Zusammenlauf zweier Wege beherrschte. Beide führen vom wādi belʿame nach dem wādi deʿūḳ, dem Passe einer wichtigen Straße nach Samaria, der eine durch den im Frühjahr schwer gangbaren Ostteil der Ebene von ʿarrābe, der andere durch das trockene wādi el-ḥafīre über die Höhen südlich des wādi belʿame in dasselbe hinab, grade da, wo gegenüber auf der Höhe das alte Ibleam gelegen hat.[3] Das letztere wurde diesmal eingehend gewürdigt. Es war einst auf seiner Bergplatte zwischen zwei steilwandigen Nebentälern des wādi belʿame, auch nach Norden zu durch eine Bodensenkung geschützt, eine starke und ihrer Ausdehnung nach (250 zu 390 Schritt) nicht unbedeutende Stadt,[4] die erste in der Reihe uralter Ortslagen, welche sich südlich von der Ebene Jesreel hinzieht und im tell ʿamr bei el-ḥārīṭije ihren westlichen Abschluß findet.

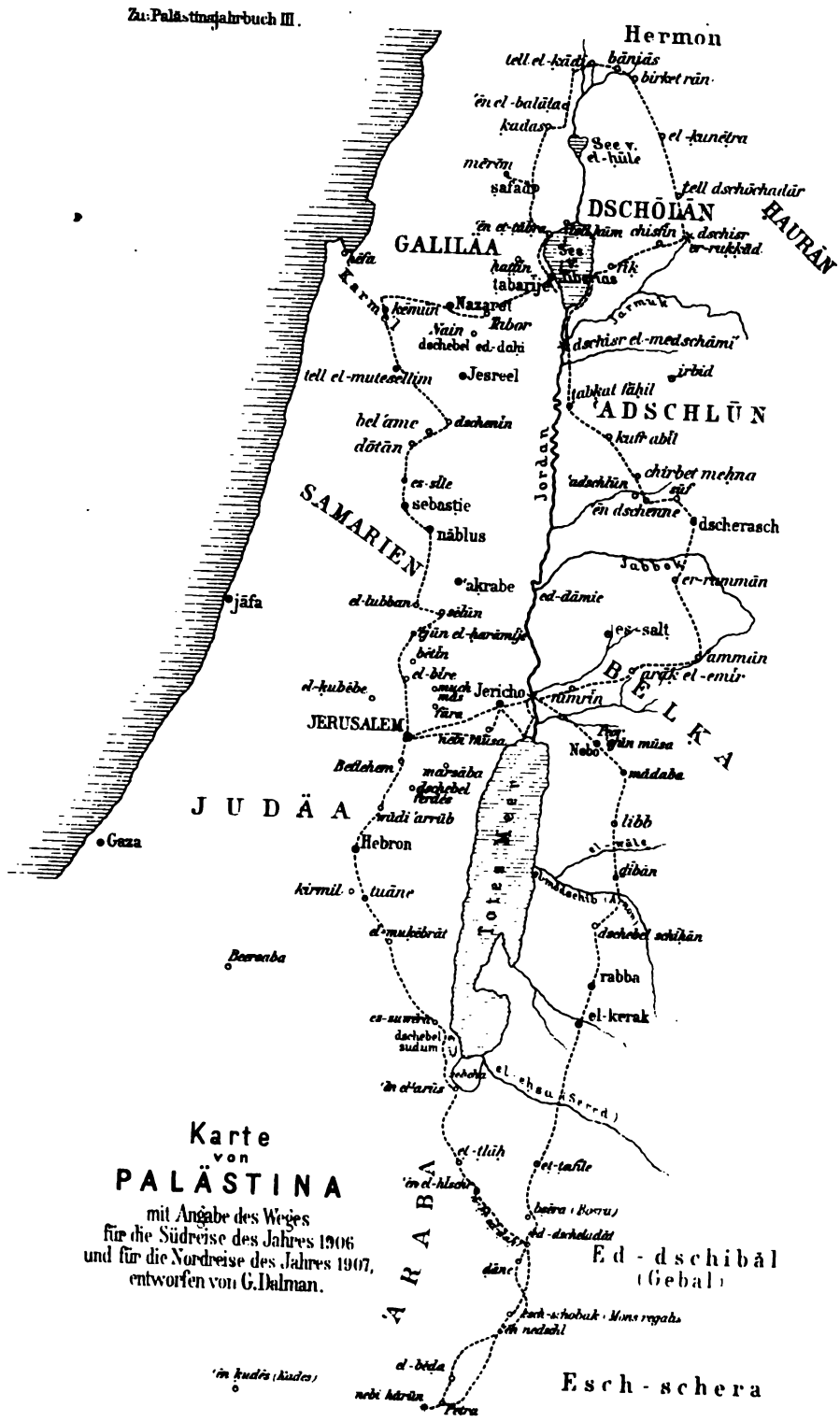
[1] Die Entfernung von Säulenmitte zu Säulenmitte beträgt 3,15 m. Das ergibt einen Platz von 63 m Breite und wenigstens 211 m Länge.

[2] Andere Meinungen über das Grabheiligtum s. Palästinajahrbuch II, S. 32; andere Stätten, an denen die Tradition der Töchter Jakobs haftet, Palästinajahrbuch I, S. 82, 92, wo ihr Grab bei der nach ihnen benannten Brücke nachzutragen wäre.

[3] Durch das hier Ausgeführte ist Palästinajahrbuch II, S. 29 f. zu ergänzen.

[4] Ihr Wasser fand sie unten im Tal in der dort wenig unterhalb entspringenden starken Quelle.

Zu: Palästinajahrbuch III.



Karte von PALÄSTINA

mit Angabe des Weges für die Südreise des Jahres 1906 und für die Nordreise des Jahres 1907, entworfen von G. Dalman.

Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Der Wunsch, den Spuren der Ausgrabungen von Dr. Schumacher und Prof. Sellin nachzugehen, führte uns von dschenîn durch die Landschaft belâd ḥarṭe zunächst nach den Trümmerhügeln der Städte Taanach (ta'annak) und Megiddo (tell el-mutesellim). Wir überzeugten uns aufs neue, wie wenig gesichert die Deutung gewisser Punkte als gottesdienstlicher Stätten ist und daß die kulturhistorischen Resultate der Ausgrabungen die religionsgeschichtlichen überwiegen. In romantischer Einsamkeit lag über den Sümpfen der Ebene unser Zeltplatz am Fuße des tell ḳêmûn (Nachtquartier IV), von dem aus der hervorragendste, wenn auch nicht absolut höchste Gipfel des östlichen Karmel bestiegen wurde, welchen kirchliche Tradition als die Stätte des Eliaopfers (el-muḥraḳa) bezeichnet. Man muß der Wahl der Tradition beistimmen. Der Kison, der erst hier zum perennierenden Bache wird, tritt in dieser Gegend an den Fuß des Gebirges heran. Die Ostspitze des Karmel empfiehlt sich außerdem durch die Beziehung der Erzählung auf Jesreel und das israelitische Land. Nicht das Karmelheiligtum der Seefahrer und Küstenbewohner, sondern Israels, war der Mittelpunkt jener Geschichte. Zu ihr stimmt auch, daß die Aussicht über das Meer keine allseitige und selbstverständliche ist, aber gerade nach Westen zu einen großen Teil der Mittelmeerküste umfaßt.

Der Eichenwald von el-ḥarîṭîje, der Heimat Siseras, an der Fahrstraße nach Nazareth, über dem die waldige Kette des Karmel aufsteigt, versetzte eine Weile in thüringische Frühlingslandschaft. In Nazareth (Nachtquartier V) beschäftigte die Frage nach der Lage der alten Ortschaft. Ein jetzt bebauter Hügel auf der Südseite des Tals scheint sich dafür anzubieten. Aber ein alter Nazaretaner versicherte, daß man dort vor der Bebauung keinerlei Trümmer sähe. Reste alter Bauwerke fänden sich nur auf der Nordseite des Tals zwischen dem Marienbrunnen und der Verkündigungskirche. Nur sei das Tal ursprünglich tiefer gewesen. Das alte Nazareth war also wirklich eine die Straße entlang laufende Hangsiedelung und konnte nie ein fester Platz sein.

Über den Tabor, dessen Aussicht durch starken Höhendunst beeinträchtigt wurde, erreichten wir Tiberias (Nachtquartier VI, VII), wo wir das Zeltlager nahe den heißen Quellen aufschlugen. Ein den Pferden hier gegönnter Ruhetag gab Zeit zu einer Bootfahrt nach tell ḥûm (Kapernaum), bei welchem die Beduinen das Grab von naḥûm zeigen, was für die Identifikation der Ortslage wichtig ist. Pater Wendelin machte uns hier auf einen älteren Bau aufmerksam, an dessen Stelle das skulpturenreiche Bauwerk trat, welches man meist als die vom „Hauptmann" gebaute Synagoge betrachtet. Rätsel gibt auf ein Türsturz, auf welchem

ein heiliger Wagen abgebildet iſt. Dieſer hat die Form eines auf Rädern ruhenden Tempelchens mit fünf ioniſchen Pilaſtern auf der Seite, einer ſich öffnenden Tür am Giebel und einem gewölbten Dache. Ein Gegenſtück dazu ſoll noch im Boden verborgen liegen. Verwandt iſt das Bild einer geöffneten Tür[1] zwiſchen Roſette und Palmzweig mit Zitrone, einem jüdiſchen Symbol, auf einem zweiten Türſturz. Am Nachmittag konnte der komplizierte Mauerlauf der mit Tiberias fortifikatoriſch verbundenen Burg des Herodes Antipas feſtgeſtellt werden. Der Blick von dieſer hohen Warte über den See wird nur durch den von dem alten Gamala (ſ. u.) übertroffen.

Am Wege nach ṣafad über ʿēn eṭ-ṭābṛa und ʿaḳbara wurde die Tarichäa-Frage[2] in Verbindung gebracht mit der Landzunge el-fūlije ſüdlich von medschdel, welche den von Joſephus gegebenen Vorausſetzungen ſehr wohl entſprechen würde. Unter anderem Geſichtspunkt beſtiegen wir den tell el-ʿōrēme bei ʿēn eṭ-ṭābṛa, wohl der älteſten Ortslage in dieſer Gegend, an dem Punkte, wo die via maris und die von tell ḥūm kommende Straße[3] ſich vereinigen. In ṣafad (Nachtquartier VIII, IX) war das Haus Maaß wie ſtets ein willkommener Ruhepunkt. Die geplante Beſteigung des dschebel dschermaḳ vereitelte dunſtiges Wetter, das aber erlaubte, die Gräber von mērōn und chirbet eschschamaʿ zu beſuchen. Auf demſelben Wege wie vor zwei Jahren ritten wir nach ḳadas (Kades), wo außer der Tempelruine moderne Bauernhäuſer und ihre Backöfen genauer inſpiziert wurden. Statt im obergaliläiſchen Hochland weiter entlang zu ziehen, ſtiegen wir von ḳadas nach der ḥūle-Niederung[4] hinab und zelteten bei der mit hohem Papyrus und Seeroſen beſtandenen Quelle ʿēn el-balāṭa (Nachtquartier X). Am nächſten Tage erregten im midrādsch el-ṛarbi, dem weſtlichen Uferlande des Sumpfes, die Papyrushütten und die Mattenfabrikation der ḥūle-Beduinen unſere Aufmerkſamkeit. Wir überſchritten die „Goldquelle“ bei

---

[1] Ich kenne das Motiv der ſich öffnenden Tür von römiſchen Grabdenkmälern, jetzt auch von neuerdings bei Jeruſalem gefundenen jüdiſchen Oſſuarien.

[2] Vgl. Paläſtinajahrbuch I, S. 108.

[3] Die letztere verläßt vor dem Quellgebiet des Heptapegon die Küſte und geht nördlich am tell vorüber. Die Felſenrinne ſüdlich am tell iſt ein Kanal (irrig Paläſtinajahrbuch I, S. 108) zur Bewäſſerung einer hochgelegenen Feldflur im Weſten.

[4] Neu war mir, daß die Beduinen hier die Gewäſſer in folgender Weiſe benennen. Die Flüſſe el-leddāni und abu frēch (ſonſt nahr bāniās genannt) bilden nach der Vereinigung mit el-ḥāsbāni den Fluß eṭ-ṭurra, der in den See birket el-wazz mündet. Südlich von ihm beginnt der Name esch-scherīʿa für den Waſſerlauf, der ſehr bald in baḥret el-ḥūle einläuft. Dies iſt aber nur der große Papyrusſumpf nördlich von der offenen Seefläche, welche baḥret el-chēṭ heißt.

el-chālṣa, den „Flohfluß“, den wild rauſchenden ḥāṣbāni[1] und fanden eine ſchöne Mittagsraſt im ehrwürdigen Hain des schēch izrēḳ am Mühlbach der leddān-Quelle[2] am tell el-ḳāḍi, dem mutmaßlichen Dan.

Alles bisher Geſchaute übertraf in landſchaftlicher Hinſicht bāniās-Caeſarea Philippi (Nachtquartier XI) mit ſeinen alpinen Bächen zwiſchen einer Fülle von Grün (Eiche, Terebinthe, Ahorn, Pappel, Weide, Storax, Weißdorn, Lorbeer, wilde Feige). Das Zeltlager am Zuſammenfluß des nahr es-saʿār mit dem bāniās-Bache unter hohen Oliven war das ſchönſtgelegene der ganzen Reiſe. Eine Hochzeit, bei welcher die bāniāsīje in gutmütigem Eifer uns alle ihre Tänze und auch das ſchon von Hieronymus zu Sach. 12, 3 erwähnte Steinheben vorführten, gab dem Abend einen originellen Inhalt. Die mittelalterliche Nimrodsburg, die impoſanteſte Ruine Paläſtinas, die wir am anderen Tage beſuchten, bot wieder in anderer Richtung Einzigartiges. Über den Eichenhain des schēch oṯmān und chirbet ḥauārīṯ, die Ortſchaft ʿēn ḳinje[3] rechts laſſend, erreichten wir nach Überſchreitung des nahr es-saʿār den mehr birnen- als kreisförmigen Kraterſee birket rān (Phiala), von dem aus wir nun in direkt ſüdlicher Richtung die Landſchaft dschōlān durchzogen. Die Ortſchaften el-buḳaʿti, ʿēn ḥōr, manṣūra, el-ḳunēṭra (Nachtquartier XII), ʿēn ez-zuwān, mumesi, el-fizāra[4], el-chuschnīje, tell dschōchadār[5] (Nachtquartier XIII) bezeichneten unſern Weg über die eintönige Hochebene, deren mit Gänſeblümchen, Ehrenpreis und Ranunkeln beſäte Wieſen an die Heimat erinnerten. Das große Dolmenfeld an der Brücke über den ruḳḳād, einen Quellfluß des Jarmuk, und der impoſante, 60 m hohe Waſſerfall desſelben Fluſſes, der hier et-tēm genannt wird, bildeten einen Wendepunkt, von dem ab wir eine ſüdweſtliche Richtung nahmen, um über chisfīn[6], deſſen Antiquitäten wir uns zeigen ließen,

[1] Man unterſcheidet hier die Brücken dschisr er-raddschar, deren Namen ich früher mit Unrecht beanſtandete, und weiter ſüdlich dschisr el-ḥāṣbāni, beide über dem ḥāṣbāni. Über den nahr ibrēṛīṭ führt dschisr aḥmad il-mūsa.

[2] Die eigentliche Quelle iſt eine kleine Sumpflache am weſtlichen Abhang des tell im Pappelwäldchen, unterhalb deren am Fuße des Hügels der Fluß wie ein kleiner Teich hervortritt. Der unmittelbar von der Quelle kommende Mühlbach iſt, wie mir der Beſitzer des tell erzählte, eine neuere künſtliche Anlage, was ich zu Nutz und Frommen ſpäterer Forſcher erwähne, weil er mich im Jahre 1900 täuſchte.

[3] Paläſtinajahrbuch I, S. 91, irrig ʿēn er-riḥān, was aber nur eine Quelle in der Nähe der Ortſchaft iſt.

[4] Auf Schumachers Karte irrig öſtlich von dem tell gleichen Namens. Es liegt nordweſtlich.

[5] Nicht schōchadār, wie Schumachers Karte angibt.

[6] Ein Stück Römerſtraße war zwiſchen dschisr er-ruḳḳād und chisfīn unverkennbar, während nach Norden zu keine Römerſtraße zu laufen ſchien.

nāb und el-ʿāl das am Westende des Plateaus gelegene fīḳ (Aphek) zu erreichen (Nachtquartier XIV). Die bedeutsame Lage des letzteren, in der es eine wichtige Straße nach Damaskus beherrscht, macht es in der Tat geeignet, für das Aphek der Syrerkriege Israels (1. Kön. 20, 26 ff., 2. Kön. 13, 17) zu gelten.[1] Noch eingehender vertieften wir uns in die wundersam auf schmalen Berggraten thronenden Ortslagen sūsie und ḳalʿat el-ḥōṣn (Hippos-Gamala),[2] von denen das letztere wie eine Königin auf den schönen See von Tiberias herabschaut. Ein Mittagsmahl unmittelbar am östlichen Seestrande unter dem Rauschen seiner Brandung schloß den dem nördlichen Palästina geltenden Teil unserer Reise.

Südlich von samach ritten wir diesmal auf der linken Seite des Jordan, überschritten den Jarmuk bei einer Stromschnelle auf einer siebenbogigen Brücke und gelangten so zu der Doppelbrücke dschisr el-medschāmiʿ (Nachtquartier XV). Auf der linken Jordanseite verharrend zogen wir durch üppige Felder den ġōr entlang und kreuzten nach dem wādi el-ʿarab vor dem Dorfe waḳḳās das wasserlose wādi il-iḳṣēb und hinter ihm, noch vor dem Bachtal wādi eṭ-ṭaijibe, eine wichtige, von Damaskus über eṭ-ṭaijibe nach bēsān führende Straße, welche bei der Furt mchāḍet schēch eḥsēn (seit 1906 mit Brücke dschisr schēch eḥsēn) den Jordan überschreitet. Weitere wasserführende Nebentäler des Jordan waren wādi zidschlāb mit Dorf ʿarāḳ rudschdān, wādi abu ziād mit chirbet merḳaʿ und wādi el-ḥamme mit der heißen Quelle ḥammām abu ḏabele. Südlich vom Tafelberge dschebel eṭ-ṭabaḳa bogen wir östlich ab und gelangten nach ṭabḳat fāḥil (gesprochen faḥl), dem alten Pella, am dschurm-Bache, wo indes die Reste der für die Geschichte des jungen Christentums bedeutsamen Stadt den Erwartungen nicht entsprachen. Den Spuren einer Römerstraße entlang stiegen wir nach dem Hochlande des ʿadschlūn hinauf, durchquerten dabei das wādi el-ḥamām, den Unterlauf des wādi eṣ-ṣāliḥ, sein Nebental is-slēkīje und die Mulde von en-nḳūb, und bewunderten in dem quellenlosen hochgelegenen kufr abīl (Nachtquartier XVI) den in Palästina ungewöhnlichen Horizont von Waldbergen, von deren Abhängen die Dörfer bēt īdis, kufr ʿawān, dschdēta, bāʿūn und ḥalāwa herüberschauen. Die Berge gehören zumeist zur Umgebung des wādi jābis und seiner Nebenzweige, in welchem gewiß mit Recht das „Jabes in Gilead" gesucht wird, bei welchem Saul seine

[1] Es liegt in der Tat am Rande der Ebene. Wer sich hier festgesetzt hatte, genoß den Vorteil, in der Ebene zu kämpfen, auf welche die Israeliten erst hinaufsteigen mußten, so daß sie auch dadurch im Nachteil waren.

[2] Vgl. Palästinajahrbuch I, S. 76 f.

erſte Heldentat ausübte (1. Sam. 11). Unſer Weg führte dann auch bei der Einmündung des wādi er-rummān in das waſſerreiche Haupttal zu einer ſtarken Ortslage, chirbet maḳlūb, deren ſtrategiſche Bedeutung für das Wegenetz des Tales außer Zweifel ſteht. Es iſt die einzige Ortslage im Zentrum des wādi jābis und darum vor allen anderen berechtigt, für das alte Jabes zu gelten. In bā'ūn beſahen wir eine primitive Ölpreſſe und gelangten durch das wādi el-'alaḳa in das durch ſeinen Wald ausgezeichnete wādi meḥna, in dem man tatſächlich eine Weile im Schatten von Eichen dahinreitet. Sorgſame Unterſuchung der Lage von chirbet meḥna und der auf einer Bergſpitze ihm gegenüber liegenden chirbet umm ed-damūs ergab das Reſultat, daß das alte Mahanaim, die Reſidenz Isboſeths, hier nicht gelegen haben könne. chirbet izdib und mār eljās, die Heimat des Propheten Elia, die Burg ḳal'at er-rabaḍ und das Dorf 'adschlūn zu ihren Füßen blieben weſtlich von unſerem weiteren Wege, der über 'ēn dschenne und sūf wieder durch Waldgebiet nach dscherasch (Nachtquartier XVII) führte.

In der Ruinenſtadt Geraſa nahm uns diesmal beſonders der Artemistempel in Anſpruch, deſſen Cella über einem zweigeſchoſſigen Souterrain erbaut iſt. Hier und anderwärts zeigte ſich, daß die Arbeit Dr. Schumachers nur als eine Vorarbeit für eine wirkliche Aufnahme des paläſtiniſchen Pompeji gelten kann, die ſich die klaſſiſchen Archäologen nicht entgehen laſſen ſollten.

Um nach 'ammān, dem alten Rabba der Ammoniter, zu gelangen, überſchritten wir den nahr ez-zerḳa (Jabbok) und bogen von der Quelle von er-rummān (Nachtquartier XVIII) nach der Ebene el-buḳē'a ab, an deren Rande chirbet ṣāfūṭ mit ſeiner Kirchenruine, dann das junge Tſcherkeſſendorf eṣ-ṣuēlaḥ, und weiterhin chirbet idschbēha (Jogbeha, Ri. 8, 11) berührt wurden. Zwiſchen den beiden Theatern von 'ammān wurden unſere Zelte aufgeſchlagen (Nachtquartier XIX). Hier, bei der „Waſſerſtadt" (2. Sam. 12, 27) von Rabba, trennte ſich unſere Karawane. Zwei der Reiſegenoſſen begaben ſich mittels der bei 'ammān vorüberführenden Hedſchaz-Bahn nach Damaskus, drei reiſten auf derſelben Bahn ſüdwärts, um von ma'ān aus Petra zu beſuchen. Der Reſt zog über das alte Schloß von 'arāḳ el-emīr und esch-schūne (Nachtquartier XX) bei tell nimrīn nach der Jordanbrücke am sēl nimrīn, welche ein ſonderbares Geſchick auf der Karte von Fiſcher und Guthe, auch bei Baedeker und Brünnow, 3 Kilometer nordwärts verſchlagen hat. Noch wurde die Taufſtelle am Jordan, das Nordufer des Toten Meeres und Jericho (Nachtquartier XXI) mit den Ausgrabungen Prof. Sellins beſucht. Am 23. April war Jeruſalem wieder erreicht. Nur fünf Tage

später, am 28. April, verließen die Mitglieder des Instituts das heilige Land, wie wir hoffen, mit tiefen Eindrücken von seiner großen Natur und dem in sie eingewebten Netz zahlreicher Stätten seiner einzigartigen Geschichte.

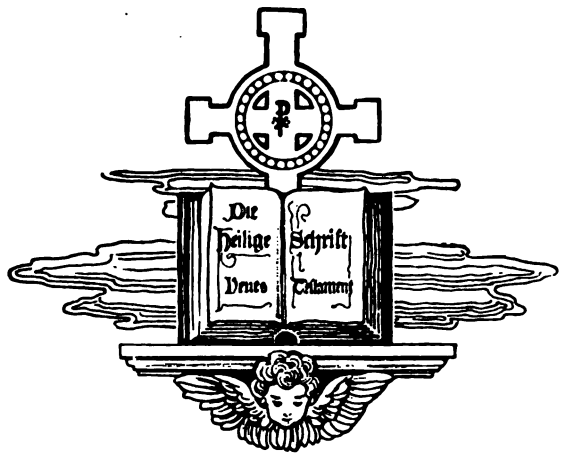
Daß auch abgesehen von der offiziellen Tätigkeit des Instituts die Arbeit in demselben nicht geruht hat, beweisen zwei in diesem Jahr privatim ausgeführte Reisen nach Petra, welche der Vollendung von Arbeiten galten, die auf zwei früheren Reisen dort begonnen wurden. Vom 30. Oktober bis 23. November 1906 dauerte die erste Reise, vom 20. April bis 2. Mai 1907 die zweite. An der ersten Reise nahm neben dem Vorsteher der Mitarbeiter des Instituts teil, an der zweiten die beiden Herren Faber. Die Untersuchung galt in erster Linie den etwa 25 Opferhöhen, welche in Petra teilweise schon bekannt waren, teilweise vom Vorsteher neu entdeckt wurden, den einzigartigen Denkmälern eines der kanaanitischen Religion nahestehenden und in den Formen auch der Religion Israels verwandten Gottesdienstes. Unterwegs ließen sich im moabitischen und edomitischen Lande auch eine Anzahl topographischer Fragen fördern. Besonders erwähnt sei die Beachtung der Lage von ḏibān (Dibon), der moabitischen Hauptstadt, von bṣēra (Bosra), der Hauptstadt Edoms, und der für Sela vorgeschlagenen chirbet sil' nahe dem letzteren. Eine größere Publikation über „Petra und seine Felsheiligtümer" soll den Hauptertrag der Petrareisen mitteilen.

6. Bibliothek und Museum.

Um etwa 96 Bände ist im vergangenen Jahre die Bibliothek gewachsen. Aus dem Nachlasse von Baurat Schick wurde eine Anzahl von Plänen erworben, die für die Topographie Jerusalems von Bedeutung sind. Die keramische Sammlung des Museums ist gewachsen durch die schon im Vorjahre erwähnte kleine Sammlung von Proben aus Megiddo (tell el-mutesellim), welche von Baurat Dr. Schumacher an uns verkauft wurde; dazu kamen Stücke aus Geser, Taanach, Megiddo, Petra, welche Prof. Dalman im Museum niederlegte, und eine Kollektion aus Jericho, welche Lic. Dr. Greßmann mit Erlaubnis Prof. Sellins uns übermachte. Sonst sei noch erwähnt ein steinerner Adlerkopf aus el-kerak, den der englische Missionsarzt Dr. Johnson aus el-kerak dem Institut schenkte, und ein Löwenkopf aus Petra, den wir im Frühjahr 1906 auf der Rückreise von da verloren und im Herbst wiederfanden. Für die ethnologische Sammlung erwarb ich in ḳadas einen Schnitterhandschuh und eine Sichel, am ḥüle einen verzierten Ochsenstachel.

II.

Vorträge und Arbeiten aus dem Institut.


Die
Heilige
Neues
Schrift
Testament

1. Die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung Christi.

Von Pfarrer Lic. H. Appel in Kastorf, Mecklenburg.

So oft wir von irgend einem Ereignis hören, machen wir uns auch ein Bild von demselben, suchen es uns plastisch zu vergegenwärtigen. Und hierbei kommt auch der Ort in Betracht, wo das Ereignis stattfand. Ist dem, der von einem Vorgange hört, der Ort bekannt, so wird es ihm leichter werden, sich das Geschehene zu vergegenwärtigen, er braucht dann gleichsam nur die handelnden Personen einzuzeichnen. Ist der Ort unbekannt, so sucht der Hörer sich doch von demselben eine möglichst genaue Vorstellung zu machen. Wir sind schlechterdings nicht imstande, uns ein Ereignis deutlich zu vergegenwärtigen, ohne nicht auch irgendwie die Örtlichkeit im Geiste zu fixieren. Und je wichtiger das Geschehnis ist, das wir vernehmen, je tiefer es einschneidet in unser Leben, um so lebhafter wird auch das Bedürfnis nach Bildung örtlicher Vorstellungen. Sie sind daher für uns auch besonders mit den heilsgeschichtlichen Ereignissen des Todes und der Auferstehung Christi verbunden. Wer wirklich zum Glauben an den Heiland gelangt ist, der begnügt sich nicht mit abstrakten Vorstellungen, sondern der geht nach Golgotha und stellt sich unter Jesu Kreuz, der wandert auch am Ostermorgen mit den Frauen hinaus zum Grabe und tritt mit ihnen in das Grab, hört im Grabe die Engelskunde und kommt aus dem Grabe hervor als ein Kind des Lebens. So ist dem lebendigen Glauben die Frage natürlich, wie sah die Kreuzigungsstätte wie sah das Grab aus, wenn auch gerade wiederum der lebendige Glaube weiß, daß die Kenntnis dieser Örtlichkeiten für seine Gewißheit keineswegs entscheidend ist. Dem Glauben ist die Kenntnis der Stätten, wo unser

Herr gestorben und auferstanden, etwas sehr Erwünschtes, aber etwas durchaus Entbehrliches. Von diesem Gesichtspunkte aus will die vorliegende Untersuchung über jene Orte verstanden werden.

Bei unserm Verlangen, eine möglichst genaue Kenntnis der Kreuzigungs- und Auferstehungsstätte zu gewinnen, sind wir insofern günstig gestellt, als die ersten Urkunden, durch die wir vom Tode und der Auferstehung Christi hören, uns auch den Ort der Kreuzigung und das heilige Grab beschreiben. Sämtliche vier Evangelien geben uns nach dieser Seite hin Aufschlüsse. Wir erfahren zunächst über die Kreuzigungsstätte, daß dieselbe außerhalb und zwar nahe der Stadt lag, Joh. 19, 17 und 20, vgl. auch Hebr. 13, 12, wo es heißt, daß Christus außerhalb des Tores litt. Weiter lag der Ort an einem Wege, denn Matth. 27, 39, Mark. 15, 29 ist von Leuten die Rede, welche vorübergingen. Nach denselben Stellen wird die Straße nahe gewesen sein, wenn doch jene Menschen den Herrn lästerten, indem sie ihn anriefen: „Errette Dich selbst“ usw. So zu rufen wäre ja zwecklos gewesen, wenn der Herr die Worte nicht hätte vernehmen können. Sodann war die Stätte von weitem sichtbar. Denn nach Matth. 27, 55 haben die Frauen, welche dem Herrn von Galiläa nachgefolgt waren, aus der Ferne der Kreuzigung zugesehen. Endlich erfahren wir den Namen, Golgotha, und weil die Ortsbezeichnungen oft die Bedeutung oder Gestaltung einer Örtlichkeit zum Ausdruck bringen, so kann das auch hier der Fall sein, und der Name muß näher untersucht werden. Golgotha ist eine Verkürzung des aramäischen Golgoltha, was dem hebräischen Gulgoleth entspricht. Es bedeutet „der Schädel“, nicht „die Stätte des Schädels“. Zwar Matthäus übersetzt „die Stätte des Schädels“ (27, 33), ebenso Markus (15, 22) und Johannes (19, 17). Aber der Genetiv ist appositionell gemeint, und die Wortverbindung soll nur bedeuten: der Ort, welcher Schädel heißt. Dies geht daraus hervor, daß Johannes in einem Relativsatze nicht den griechischen Ausdruck für Ort, sondern für Schädel wieder aufnimmt, und folgt vor allem aus Luk. 23, 33: „Als sie kamen an den Ort, der Schädel genannt wurde.“ Beachtet man, daß der Name Golgotha diesen Sinn hat, so fallen von vornherein zwei sehr verbreitete Ansichten über die Bedeutung des Ortes fort. Bei einer Reihe von Kirchenvätern wird zur Erklärung des Namens eine Überlieferung angeführt, nach der Adam auf Golgotha begraben sei. Origenes, der zuerst auf diese Tradition zurückgeht und sie als jüdische erwähnt, scheint noch empfunden zu haben, daß doch der Ausdruck Schädelstätte eine ungewöhnliche Bezeichnung für ein Grab sei. Er sagt deshalb, nachdem er die Adamstradition vorgetragen, Golgotha bedeute Haupt, und der Ort werde so genannt, weil

ſich das Haupt der Menſchheit in der Auferſtehung neu erhoben habe. Aber die ſpäteren Kirchenväter Athanaſius, Epiphanius, Baſilius, Pſeudo-Tertullian u. a. empfinden dieſe Schwierigkeit nicht mehr. Sie ſagen, der Ort heiße Golgotha, weil Adam hier begraben liege. Wunderbar iſt es, daß neuerdings nicht nur Mommert, ſondern auch Wilſon dieſe Erklärung akzeptiert. Wäre ſie richtig, dann müßte die Stätte „Ort des Schädels“ genannt ſein. Und ſelbſt wenn wir zugeben wollten, daß bei dieſer Ortsbezeichnung ungenau verfahren ſein könnte, ſo müßten wir Golgotha aus anderen Gründen als traditionelle heilige Stätte beanſtanden. Denn wenn man hier offiziell das Grab Adams gefunden hätte, ſo würden die Juden den Pilatus gebeten haben, Jeſum und die Schächer an einem anderen Orte kreuzigen zu laſſen, und Pilatus wäre ihnen zu Willen geweſen, wie er ja gerade am Todestage Jeſu mehrfach auf ihre religiöſen Empfindungen Rückſicht nahm. Soweit uns bekannt, haben die Juden in älterer Zeit das Grab Adams nur in Hebron geſucht. Erſt Maimonides verlegt es nach Jeruſalem und zwar an die Stelle des Tempels. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Tradition, welche Adams Grab auf Golgotha ſucht, ihren Urſprung in der chriſtlichen Lehre vom zweiten Adam hat.

Man hat ſodann aus dem Worte Golgotha geſchloſſen, der damit bezeichnete Ort ſei eine öffentliche Richtſtätte geweſen. Derſelbe habe ſeine Benennung von den dort frei herumliegenden oder in eine beſtimmte Felshöhle des Platzes geworfenen Schädeln gehabt. Dieſe Anſicht findet ſich neben der obigen, daß Golgotha die Grabſtätte Adams war, bei Hieronymus. Von ihm haben ſie Beda Venerabilis u. a. akzeptiert. Aber auch ſie wird durch die richtige ſprachliche Erklärung des Ausdrucks Golgotha ausgeſchloſſen. Eine Richtſtätte, auf der Schädel herumliegen, wird man nicht „den Schädel“, ſondern „Ort der Schädel“ nennen, ganz abgeſehen davon, daß die Juden wohl überhaupt keine beſtimmten Richtſtätten hatten, und daß ſie die Leichen, wie das Beiſpiel Jeſu und ſeiner Mitgekreuzigten zeigt, und wie wir das auch ſonſt wiſſen, vor Sonnenuntergang begruben. Eine andere Frage wäre es, ob nicht Golgotha doch ſchon hin und wieder als Richtſtätte benutzt worden. Aber auch das ſcheint verneint werden zu müſſen. In dieſem Falle würde ſich wohl kaum Joſeph von Arimathia in ſo unmittelbarer Nähe des Ortes ein Grab haben herrichten laſſen.

So iſt die Kreuzigungsſtätte Jeſu, von der wir wiſſen, daß ſie nahe dem Stadttore und nahe an einem Wege lag, jedenfalls weder eine heilige noch eine öffentliche Richtſtätte geweſen. Keine von dieſen beiden einander völlig widerſprechenden Annahmen wird durch den Namen

Golgotha ermöglicht. Aber sollte dieser Name nicht doch noch irgendwie unsere Kenntnis der Kreuzigungsstätte fördern können? „Der Schädel" hieß der Ort. Ihn so zu nennen, hatte eigentlich nur einen Sinn, wenn die äußerliche Gestalt des Platzes bezeichnet werden sollte, wenn er in seinem Aussehen an einen Schädel erinnerte. Wir finden in der Tat bei allen Völkern die Gewohnheit, Bergkuppen oder Bergspitzen nach ihrer Ähnlichkeit mit menschlichen oder tierischen Formen zu benennen, und nicht selten begegnen uns Namen, welche auf die Ähnlichkeit mit einem Kopf hinweisen. So haben wir in Deutschland den Ochsenkopf, und die alten Griechen nannten eine Bergpartie die Hundsköpfe. Diese Gepflogenheit wird auch von den Orientalen geteilt. Bei den Syrern wird das mit Golgotha synonyme qarqaphtâ sogar appellativ in diesem Sinne gebraucht, und bei den Juden zur Zeit Jesu finden wir für den freien Platz vor der Antonia die Bezeichnung Gabbatha, was nach Dalman, Worte Jesu, S. 6, die Kahlheit am Vorderkopf ausdrückt. Es gibt nun dreierlei Möglichkeiten, weshalb die Kreuzigungsstätte Jesu ihres Aussehens halber als Golgotha bezeichnet sein könnte. Einmal kann Golgotha ein einzelner Hügel gewesen sein, der sich in auffallender Weise über seine Umgebung erhob, oder eine gewölbte Felskuppe, oder es kann der Ort einfach wegen des dort hervortretenden kahlen Felsgrundes so genannt sein, vgl. Gabbatha. Erstere Möglichkeit halte ich für ausgeschlossen. Zwar wir alle haben uns daran gewöhnt, von einem Hügel Golgotha zu sprechen auf Grund dessen, daß die traditionelle Kreuzigungsstätte in der Grabeskirche gegenüber ihrer Umgebung eine auffallende Erhöhung bildet, und weil unsere Voreltern Golgotha für eine öffentliche Richtstätte hielten und sich diese nicht anders als auf einem Berge vorstellen konnten. Aber wenn Golgotha wirklich ein Berg gewesen wäre, so würden die Evangelien auch von einem Berge und nicht von einem Orte Golgotha gesprochen haben. Andrerseits muß aber doch wohl eine höhere Lage für die Kreuzigungsstätte angenommen werden, da sie ja von weitem sichtbar war. Es ist jedenfalls nicht das Wahrscheinlichere, daß der Ort in einer Vertiefung lag, wo er ja dann allerdings auch von den umliegenden Höhen gesehen werden konnte. So dürfte es dem Tatbestand am meisten entsprechen, wenn man sich unter Golgotha eine größere mäßig hohe Felspartie denkt, die irgendwie mit einem Schädel Ähnlichkeit hatte.

Bedeutungsvoll für die Frage, welche Form Golgotha besaß, ist die andere, ob das heilige Grab noch dazu rechnete, also mit der Kreuzigungsstätte zugleich ein und demselben, Golgotha genannten, Terrain angehörte oder ein Ort für sich war. Hier hat wieder die jetzige Beschaffenheit der tra

ditionellen Stätten unsere Vorstellungsweise in ungünstigem Sinne beeinflußt. Denn es gilt uns allgemein als selbstverständlich, daß Golgotha nur die Kreuzigungsstätte umfaßte. Und doch wird man durch eine genaue Prüfung des evangelischen Berichts zu einer entgegengesetzten Ansicht geführt. Die drei ersten und ältesten Evangelien sagen über die Lage des Grabes gar nichts aus. Bei Matthäus lesen wir 27, 59 f.: „Und Joseph von Arimathia kaufte seine Leinewand, nahm ihn ab, hüllte ihn in die Leinewand und setzte ihn bei in der Grabkammer, die in den Fels gehauen war." Fast wörtlich so lautet der Bericht des Markus. Auch Lukas redet von dem Felsengrabe, ohne mit einer Silbe zu erwähnen wo es lag. Das ist doch auffallend, nachdem die Kreuzigungsstätte mit Namen genannt war. So wird es wahrscheinlich, daß auch das Grab zu dem mit Golgotha bezeichneten Terrain gehörte. Und in dieser Annahme werden wir durch Johannes bestärkt. Joh. 19, 41 heißt es ausdrücklich: „Es war aber an dem Orte, wo er gekreuziget wurde, ein Garten und in dem Garten ein Grab." Bernhard Weiß in seinem Kommentar z. d. St. meint zwar, an dem Orte, wo stehe bei Joh. auch für in der Nähe des Ortes, wo und verweist dafür auf Joh. 5, 13 und 6, 10. Aber an diesen beiden Stellen läßt sich nichts von einem derartigen Sprachgebrauch entdecken. Vielmehr bezeichnet Johannes, wie 6, 23 zeigt, wenn er sagen will, daß etwas nahe bei einem Orte war, dies auch wirklich durch die Redewendung ἐγγὺς τοῦ τόπου. Und wenn zugegeben werden muß, daß das einfache ἐν τόπῳ, sobald die nähere Bestimmung zu ergänzen ist, bedeuten kann in der Nähe von, so liegt die Sache doch anders, falls der Ort näher bezeichnet wird, wie an unserer Stelle durch die Bestimmung wo er gekreuzigt wurde. Dann bleiben eben die Gedanken des Lesers oder Hörers auch an diesem bestimmten Orte haften. Nun könnte zwar Golgotha doch ein einzelner kleiner Berg gewesen sein, wenn das Grab am Fuße dieses Bergs in den Fels eingehauen gewesen wäre. Aber wir erfahren aus Johannes, daß es in einem Garten lag und der Garten auf Golgotha, und so ist es am wahrscheinlichsten, daß Golgotha ein umfangreicherer Platz war. Die genauere Entfernung des Grabes von der Kreuzigungsstelle wird von den Synoptikern nicht angegeben. Aber keiner von ihnen erwähnt auch den Transport der Leiche; es heißt immer nur, Joseph von Arimathia habe den Herrn vom Kreuze genommen und ins Grab gelegt. Daraus muß geschlossen werden, daß das Grab in größerer Nähe war. Johannes aber bemerkt ausdrücklich, das Grab sei nahe gewesen, 19, 42.

Wir haben uns nun bereits über die Lage des Grabes unterrichtet. Was sagen die Evangelien sonst über dasselbe? Wir hören, daß zu dem

Grabe eine Tür führte und diese durch einen Stein verschlossen war, Matth. 27, 60: 28, 2 usw. Es handelte sich also nicht um ein Senkgrab, sondern um eine Grabkammeranlage. Die Steine, welche zum Verschluß der Grabestüren dienten, waren entweder freiliegende oder Rollsteine. Der Rollstein lief in einem eigens für ihn hergerichteten schmalen Gange. Der Stein vor dem Grabe Jesu wird ein freiliegender gewesen sein, denn nach dem Bericht des Matthäus setzte sich der Engel auf denselben, 28, 2, was bei einem Rollstein nicht vorstellbar ist. Der Stein war sehr groß, Mark. 16, 4. Daraus läßt sich über die Höhe der Grabestür nichts schließen, da ja auch die Sicherung der Gräber die Auswahl des Steines mitbestimmte. Die Eingangstür führte nicht bei allen jüdischen Gräbern sogleich in eine für die Aufnahme von Leichen hergerichtete Kammer, sondern bei größeren Anlagen in einen Vorraum, von welchem aus man erst zu den eigentlichen Begräbnisstätten gelangte. Das Grab, in welches Jesus gelegt wurde, hatte keine solche Vorkammer. Denn nach Mark. 15, 47, Luk. 23, 55 sahen die vor dem Grabe sitzenden Frauen, wohin der Leichnam des Herrn gelegt wurde, was ihnen unmöglich gewesen wäre, wenn die Begräbnisstätte hinter oder zur Seite der ersten Kammer gelegen hätte, auch brauchen am Ostermorgen die Frauen und die Jünger nur in das Grab zu treten, um zu sehen, wohin man Jesum gelegt hatte, Mark. 16, 6, Luk. 24, 3, Joh. 20, 6, ja Johannes sieht schon die Leichenbinden liegen, als er sich nur in der Eingangstür bückt, Joh. 20, 5.

Wie sah nun die eigentliche Grabstätte des Herrn aus? Die Juden hatten zu jener Zeit Schiebegräber, kofferartige in die Wände eingemeißelte Räume, in welche man die Leichen hineinschob, dann Bankgräber oder Arcosolien, in den Seiten der Kammer ausgehauene Bänke, worauf man die Leichen legte. Seltener waren bewegliche, innerhalb der Kammer stehende Sarkophage. Da nach Joh. 20, 12 zwei Engel auf der Grabstätte sitzen, einer zu Häupten, wo er gelegen, und einer zu Füßen, so kann es sich nicht um ein Schiebegrab gehandelt haben. Auch ein Sarkophag ist ausgeschlossen. In diesem Falle würde nicht von einem τόπος geredet sein können, wo Jesus gelegen, Matth. 28, 6, Mark. 16, 6, sondern es wäre der Sarkophag näher bezeichnet. Bankgräber konnten nun geradeaus und rechts und links vom Eingang angebracht werden. Wahrscheinlich lag das Grab Christi auf der rechten Seite der Kammer. Nach dem Bericht des Markus (16, 6) saß ein Engel auf der rechten Seite und wies auf den Ort hin, wo Jesus gelegen. Da ist es doch am wahrscheinlichsten, daß der Engel sich an diesem Orte selbst befand und nicht ihm gegenüber oder zur Seite, auch darf man doch wohl diesen einen Engel in irgend einer Weise mit den beiden in Verbindung bringen,

von denen es Joh. 20, 12 heißt, daß sie zu Füßen und zu Häupten des Ortes saßen, wo Jesus gelegen. Gab es in der Grabkammer noch mehr Begräbnisstätten als das Arcosolium Jesu? Es ist nicht unmöglich, daß die Begräbnisstätte Jesu die einzige war. Nach Matth. 27, 60, Luk. 23, 53 und Joh. 19, 41 war das Grab neu, und es hatte noch niemand darin gelegen. Vielleicht hatte man sich also damit begnügt, zunächst nur eine Begräbnisstätte herzustellen, oder man war erst zur Herstellung der einen gelangt. Unmöglich ist es auch nicht, die Aussage Matth. 27, 60: „Und er (Joseph von Arimathia) legte ihn in ein neues Grab", so zu verstehen, daß Joseph dies Grab für sich allein bestimmt hatte. Dann wäre auch natürlich nur ein Arcosolium nötig gewesen.

Vielfach hatten die jüdischen Gräber noch eine aus dem Fels gehauene Vorhalle (im Gegensatz zur Vorkammer) mit einer sehr breiten und hohen Eingangsöffnung. Eine solche kann auch das Grab Jesu gehabt haben, denn durch sie wurde die Aussicht auf die eigentliche Grabestür in keiner Weise gehindert.

Fassen wir nun die Aussagen der Evangelien noch einmal zusammen, so ergibt sich, daß die Kreuzigungsstätte vor der Stadt an einem Wege lag, daß sie kein durch die Tradition geheiligter Ort, aber auch keine Richtstätte war, daß sie wahrscheinlich zu einer größeren, wohl mäßig erhöhten Felspartie gehörte, die den Namen Golgotha führte und diesen Namen wahrscheinlich von ihrer schädelförmigen Gestalt hatte. Bezüglich der Auferstehungsstätte hatten wir folgendes festgestellt. Sie lag ganz in der Nähe der Kreuzigungsstelle, durch die Eingangstür gelangte man sofort in die Kammer, in welcher sich das Grab Christi befand. Dieses war ein Arcosolium und möglicherweise der einzige Begräbnisort in der Anlage. Vielleicht hatte das Grab eine Vorhalle.

Das wissen wir von den heiligen Stätten der Kreuzigung und Auferstehung. Wir würden gern noch mehr wissen. Denn was hier gesagt ist, reicht zwar aus, um uns im großen und ganzen die Frage zu beantworten, wie jener Ort einst aussah, aber es ist selbstverständlich, daß wir nun auch zu erfahren suchen, wie er jetzt aussieht, und wo er zu suchen ist. Um aber hierauf eine bestimmte Antwort zu geben, dazu sind die Angaben der Evangelien nicht deutlich genug. Da vermissen wir vor allem einen Fingerzeig, nach welcher Himmelsrichtung Golgotha lag, und wenn wir das wüßten, könnten wir uns auch noch nicht zufrieden geben; wir müßten fragen, welche Straße an Golgotha vorbeiführte, und aus welchem Tor sie hervorkam, wir müßten auch die genaue Lage dieses Tors in der Mauer wissen und vor allem den genauen Lauf der sogenannten

ersten und zweiten Mauer des damaligen Jerusalem. Das alles wissen wir nicht, und darum werden wir auf Grund der evangelischen Notizen allein nie mit Bestimmtheit die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung bezeichnen können. Die Angaben der Schrift sind aber immerhin reichhaltig genug, um uns in den Stand zu setzen, den einen oder andern Ort, wo man Golgotha und das heilige Grab sucht, einer ziemlich scharfen Prüfung zu unterziehen. Wird er diese bestehen, so muß gefragt werden, ob abgesehen von der Lage und Beschaffenheit des Ortes nicht Gründe vorhanden sind, welche die Möglichkeit der Echtheit zur Wahrscheinlichkeit oder sogar Gewißheit erheben.

Ein Ort in der Stadt erhebt seit langer Zeit, seit über 1½ Jahrtausenden den Anspruch, die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung zu repräsentieren, das ist die heilige Grabeskirche. Es hat eine Zeit gegeben, wo man mit diesem Anspruche eigentlich gar nicht mehr rechnete. Diese Zeit dürfte vorüber sein. Wenn so ernste und gewissenhafte Forscher wie Professor Guthe und Generalmajor Wilson wenigstens die Möglichkeit zugeben, daß die traditionellen Stätten echt sein könnten, so fällt es nicht ins Gewicht, wenn einige englische Archäologen in den jüngsten Jahrgängen des Quarterly Statement eigentlich nur noch die Echtheit des sogenannten Golgotha Gordons diskutieren. Allerdings wer den Kalvarienberg und das heilige Grab, wie sie jetzt aussehen, in der Bibel zu finden sucht, der wird sie nicht finden. Das jetzige Golgotha liegt nicht außerhalb, sondern innerhalb der Stadt und ist ein gesonderter kleiner Fels, und das Grab ist nicht aus dem Felsen gehauen, sondern aufgemauert, und die Begräbnisstätte im engeren Sinne wird nicht durch ein Arcosolium gebildet, sondern durch eine Marmorbank, unter der nur sehr wenig Fels zu sehen sein soll. Hier ist das dankbarste Feld für oberflächliche Kritiker. Sieht man aber genauer zu, so ergibt sich, daß die heiligen Stätten der Grabeskirche im Laufe der Zeit öfters eine Veränderung erfahren haben. Den Grund zur Anlage der Kirche bildete bekanntlich die Entdeckung des heiligen Grabes zur Zeit Konstantins. Nach dem Bericht des Eusebius aber war das aufgefundene Grab eine in einen Felsen gehauene Höhle. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß dasselbe nur eine einzige Kammer hatte. Auch Cyrill weiß von einem Felsengrabe. Antoninus Placentius aber, um 370, berichtet uns, daß auch die Lagerstätte des Herrn aus dem Felsen gehauen war. Als die Perser im Jahre 614 die Kirche selbst zerstörten, ließen sie doch das Grab unversehrt. Daher ist der Bericht, den Arculfus um 670 gibt, noch für den ursprünglichen Befund maßgebend. Dieser bezeichnet die Lagerstätte des Herrn ausdrücklich als lectus, womit nur ein Bankgrab gemeint sein kann. Und Willibald

Gesamtansicht der Grabeskirche von Südost.

Aufnahme von Bruno Hentschel, Kunstverlag, Leipzig.

Tafel 1.

bezeugt, daß sich dieser lectus zur Rechten der in das Grab führenden Tür befunden habe. Nach dem Bericht des Epiphanius war vor dem Grabe ursprünglich noch eine Vorhalle. Wie wir aber sahen, schließt die Schilderung der Evangelisten keineswegs eine solche aus. So kann kein Zweifel darüber herrschen, daß das traditionelle Grab früher in einem Zustande war, welcher der evangelischen Beschreibung durchaus entsprach. Wenn es heute anders ist, so sind das die Folgen späterer Zerstörungen. Konstantin ließ nun nach Auffindung des Grabes an der heiligen Stätte ein „gotteswürdiges Bethaus" errichten. Hierbei erfuhr das ganze Terrain eine Veränderung. Die ehemalige Gestalt des Grabes und Golgothas als isolierter Felsen ist dadurch entstanden, daß man um sie herum den Fels wegschlug; die Helena- und Kreuzfindungskapelle sind Erweiterungen einer ursprünglichen Zisterne. Es ist aber auch möglich, daß schon zur Zeit Christi zwischen Grab und Golgotha eine vielleicht durch einen Steinbruch verursachte Einbuchtung vorhanden war. Dann war die Vertiefung ein passender Platz für einen Garten. Fehlte diese Einbuchtung, so mußte man erst einen schrägen Schacht bis zu dem Ort der künftigen Grabtür bauen. Dieser Schacht konnte dann als Treppe benutzt werden. Der Garten würde in diesem Falle oben auf dem Felsen, rund herum um das Grab, haben liegen können.

Also auch die Terraingestaltung in der Grabeskirche wird früher eine solche gewesen sein, wie sie die Evangelisten voraussetzen. Von hier aus ist auch der Angriff auf die traditionellen Stätten wissenschaftlich kaum je geführt worden. Die Bekämpfung setzte vielmehr auf einem anderen Punkte und zwar hier mit ganzer Kraft ein. Es wurde nämlich behauptet, daß der Ort der Grabeskirche zur Zeit Christi nicht außerhalb, sondern innerhalb der Stadt gelegen haben müsse. Als Jesus starb, hatte Jerusalem nach Norden zu zwei Mauern. Von der ersten berichtet Josephus, daß sie sich vom Hippikus aus über den Xystus zur westlichen Tempelhalle erstreckt habe. Über die zweite sagt er: „Sie begann an dem in der ersten Mauer liegenden Tor Gennat, umgab die nördliche Gegend, die Vorstadt, und endete an der Feste Antonia." Diese zweite Mauer ist es, welche allein in Betracht kommt, wenn es sich um die Frage handelt, ob der Platz der heutigen Grabeskirche in den Tagen Christi zur Stadt gehörte oder nicht.

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht unabhängig davon, wo man die Mauer im Westen beginnen läßt. Man hat das Gennattor, welches Josephus als Ausgangspunkt der zweiten Mauer bezeichnet, dessen Lage er aber nicht genauer angibt, in der Hauptsache an drei verschiedenen Stellen gesucht:

1) in unmittelbarer Nähe des Hippikus, genauer in der ersten Mauer zwischen Hippikus und Phasael (bei A des Planes von Jerusalem),
2) an dem Punkte, wo die Verlängerung der jetzigen Christenstraße auf die erste Mauer stoßen würde (bei F),
3) dort, wo die erste Mauer von der Verlängerung des chān ez-zēt getroffen würde (bei G.)

Es muß nun gesagt werden, daß je weiter man mit dem Gennattor nach Westen geht, um so wahrscheinlicher ein Mauerlauf wird, der die heutige Grabeskirche eingeschlossen hat, und umgekehrt, je mehr man das Gennattor nach Osten rückt, um so wahrscheinlicher ein Mauerlauf, der die traditionellen heiligen Stätten ausschloß. Die Mauer diente ja Verteidigungszwecken. Da mußte sie möglichst auf abfallendem und nicht auf ansteigendem Gelände erbaut werden. Nun ist aber die Beschaffenheit des Terrains in der Nähe des Hippikus derartig, daß, wenn es hier eine Mauer gab, sie eigentlich gar nicht weit genug nach Norden gelegt werden konnte. Es ist unwahrscheinlich, daß sie nur ein kleines Ende in nördlicher Richtung gelaufen sei, um darauf nach Nordosten abzuschwenken, eine Zeitlang dem Laufe der ḥāret el-mauāzīn (bei B) zu folgen und dann eine Richtung beizubehalten, welche die Grabeskirche ausschloß; es ist viel wahrscheinlicher, daß sie bis zum lateinischen Patriarchat oder bis zum Franziskanerkonvent ging und dann erst nach der Antonia umbog, wobei natürlich der Ort der Grabeskirche eingeschlossen wurde. Geht man aber weiter nach Osten, so läßt das Terrain immer mehr einen Mauerlauf zu, der die traditionellen Stätten der Kreuzigung und Auferstehung außerhalb der Stadt ließ. Und man kann wohl eine ganze Strecke östlich gehen, ohne zu fürchten, daß der Raum für die Vorstadt zu klein werde. Es ist ja immer zu bedenken, daß die zweite Mauer auf Hiskia zurückging, und daß die alten Städte im großen und ganzen einen viel geringeren Umfang hatten, als man jetzt meist annimmt. Auch reichte Jerusalem ja damals viel weiter nach Süden als jetzt. Selbstverständlich bleibt auch im Osten, siehe den Plan von Jerusalem, eine Linie F C H E immer noch natürlicher als F C M N I E, auch redet Josephus nur von einem nördlichen und einem nach Süden gerichteten, also westlichen Teil der zweiten Mauer. Hier aber würden ja zwei nördliche und zwei westliche Mauerlinien zu konstatieren sein.

Wo nun aber auch der Ausgangspunkt der zweiten Mauer gewesen sein möge, so war er jedenfalls nicht dort, wo ihn in erster Linie diejenigen suchen, welche die Echtheit der heiligen Orte der Grabeskirche bekämpfen, beim Hippikus. Josephus sagt ausdrücklich, daß der Hippikus der Ausgangspunkt der ersten und auch der dritten, von Agrippa I. um

42 n. Chr. begonnenen Mauer war. Es kann also wohl gar nicht zweifelhaft sein, daß er auch bei der zweiten Mauer irgendwie den Hippikus erwähnt haben würde, wenn sie in unmittelbarer Nähe dieses Turms ihren Anfang genommen hätte. Er spricht aber nur vom Gennattor. Sodann läßt das, was Josephus über den geplanten ersten Angriff des Titus auf Jerusalem sagt, den bestimmten Schluß zu, daß der Ausgangspunkt der zweiten Mauer ziemlich entfernt von den herodianischen Türmen lag. Die berühmte Stelle, welche sich Bell. Jud. V, 6, 2 findet, lautet wörtlich: „Während die Sachen so im Innern standen, umschwärmte Titus mit auserlesenen Reitern die Mauern, um einen Angriffspunkt zu erspähen. Überall fand er Schwierigkeiten, denn an den Abhängen zeigte sich nirgends ein Zugang, und an anderen Stellen war die erste Mauer für das Geschütz zu fest. Er beschloß nun, an dem Grabmal des Hohenpriesters Johannes anzugreifen. Auf dieser Seite waren einmal die Werke niedriger, und dann hing die zweite Mauer nicht zusammen (συνῆπτεν), weil man es vernachlässigt hatte, die weniger bevölkerte Neustadt zu verschanzen, sondern man konnte zur dritten Mauer leicht von dort her gelangen, und durch diese gedachte er die obere Stadt zu nehmen." Der nächstliegende Sinn dieser Stelle ist, daß beim Denkmal des Johannes nicht drei, wie sonst überall im Norden, sondern nur zwei Mauern zu überwinden waren, weil hier die zweite Mauer ihre nördliche Richtung verließ und nach Süden umbog. Denn wenn als Folge des Nichtzusammenhängens der zweiten Mauer angegeben wird, daß der Zugang zur ersten Mauer ermöglicht wurde, nicht, daß sie selbst leicht erobert werden konnte, so müssen die Worte „und dann hing die zweite Mauer nicht zusammen" auf das Fehlen einer Verbindung zwischen ihr und der dritten Mauer an dieser Stelle hinweisen. Eben weil die Neustadt hier wenig bevölkert war, hatte man die zweite Mauer später, als die dritte gebaut wurde, nicht nach Westen verlängert. Würde nun die zweite Mauer in unmittelbarer Nähe der herodëischen Türme auf die erste getroffen sein, so hätte Titus hier natürlich am allerwenigsten angegriffen, denn diese Türme waren außerordentlich fest. Vielmehr wird das Gennattor so weit entfernt gelegen haben, daß, wenn Titus hier angriff, er von ihnen aus nicht belästigt werden konnte, ja, daß er imstande war, sie zu isolieren, ohne mit ihnen in Berührung zu kommen. Also die zweite Mauer von der Gegend des Hippikus aus nach Norden gehen zu lassen, ist unmöglich. Man stützt sich zwar darauf, daß beim Bau des jetzigen Grand-New-Hotel Reste einer alten Mauer gefunden seien. Aber Augenzeugen berichten, daß die Böschung dieser Mauer nach der Stadtseite zu gelegen habe, so daß sie nur zur Zitadelle gehört haben kann.

Den genauen Lauf der zweiten Mauer wird man wohl nie feststellen können. Es sind zwar an verschiedenen Teilen Mauerreste gefunden worden, welche zu ihr gehört haben könnten, aber nicht nur bei B, C, M, N, I, sondern auch bei K und L, und selbst im Garten des lateinischen Patriarchats. Hier kann unmöglich überall die zweite Mauer gegangen sein. Jedenfalls muß als Resultat einer unparteiischen Untersuchung der Angaben des Josephus über die zweite Mauer gelten, daß diese die heutige Grabeskirche nicht eingeschlossen zu haben *braucht*. Daß sie dieselbe allerhöchstwahrscheinlich nicht eingeschlossen *hat*, ergibt sich uns von einer anderen Seite her.

Es ist eine wichtige Tatsache, daß sich im Westen der heiligen Grabeskirche die sogenannten Gräber des Josephus und Nikodemus befinden, sodann ist im nahen koptischen Kloster eine Grabanlage entdeckt worden, in dieser Gegend lag auch das von Josephus erwähnte Grabmal des Johannes, und schließlich kommt das von Konstantin aufgefundene Grab in Betracht. Es gab somit hier zweifellos alte Gräber. Nun wissen wir, daß vom Jahre 135 bis ins 4. Jahrhundert die Juden Jerusalem nicht haben betreten dürfen, und daß das Gebiet der Grabeskirche von Hadrian bis Konstantin verschüttet war.[1] Die Gräber müssen also aus der Zeit vor 135 stammen. Hier scheidet zunächst die Zeit vom Mauerbau des Agrippa, wenige Jahre nach dem Tode Christi, bis 70 aus. Denn die dritte Mauer, welche Agrippa erbauen ließ, umschloß sicher die Gegend der heutigen Grabeskirche. Sobald der Ort aber zur Stadt gehörte, konnte er schwerlich mehr zu Grabstätten benutzt werden. Es fragt sich nun, ob die Gräber in der Zeit von 70—135 entstanden sein können. Nach dem Berichte des Josephus[2] hat Titus außer den Türmen Phasael, Hippikus und Mariamne nur die westliche Ringmauer stehen lassen. Nun ist es nicht zu bezweifeln, daß es in Jerusalem bald nach der Zerstörung wieder eine jüdische Gemeinde gab, und daß sich dieselbe im Laufe der Zeit immer mehr verstärkte. Bewohnt war, wie sich aus der angeführten Notiz des Josephus schließen läßt, und aus Bemerkungen des Epiphanius[3] folgt, das Zionsquartier. Die heutige Grabeskirche lag also wieder außerhalb der Stadt. Dennoch werden die Juden hier damals keinenfalls begraben haben. Die Gegend dort hatte doch einmal zur Stadt gehört und lag ganz in der Nähe des jetzigen Quartiers. Hier begraben hätten die Juden nur können, wenn sie zuvor jegliche Hoffnung auf Wiedererbauung der Stadt aufgegeben hätten. Dazu aber war damals kein Grund vorhanden.

[1] Eusebius, Vita Const. III 26, Sozomenos.
[2] Bell. Jud. VI. 9, 1; VII, 1, 1.
[3] De mens. et pond. XIV.

Der Aufſtand des Barkochba hat es ja bewieſen, welch eine Kraft damals noch in der Nation ſteckte. Auch für die Judenchriſten, welche ſelbſtverſtändlich nach jüdiſcher Weiſe ihre Toten begruben, waren dieſelben Rückſichten geltend wie für ihre Volksgenoſſen. So müſſen die Gräber aus der Zeit vor dem Mauerbau des Agrippa ſtammen, und die zweite Mauer wird das Gebiet der Grabeskirche nicht umſchloſſen haben. Mühlau[1] ſucht dieſer Folgerung dadurch zu entgehen, daß er die Gräber vor dem Bau der zweiten Mauer entſtanden ſein läßt. Dann wären ſie aber zur Zeit Chriſti über 700 Jahre alt geweſen, und gegen ein ſo hohes Alter ſpricht vor allem der Umſtand, daß zwei der Gräber, das im koptiſchen Kloſter und das heilige Grab Bogengräber waren. Dieſe Grabform iſt nämlich nachweisbar erſt um die Zeit Chriſti in Gebrauch gekommen. Älter ſind die Schiebegräber. Aber auch ſie ſtammen nach Macaliſters Unterſuchungen erſt aus der helleniſtiſchen Zeit. Die Gegend der Grabeskirche muß außerhalb der zweiten Mauer gelegen haben, und ſomit ſpricht kein Moment in der Beſchreibung der Evangelien gegen die Echtheit der traditionellen Stätten.

Das kann man nun aber von den meiſten der anderen Orte nicht ſagen, an welchen man Golgotha und das Grab Jeſu geſucht hat, und gewiß nicht von dem, der die größte Anzahl von Gläubigen gefunden, dem ſogenannten Golgotha Gordons. Es iſt der Hügel von es-sāhira, nördlich vom Damaskustor. Thenius[2] wies zuerſt darauf hin, daß dieſer Hügel durch ſeine abgerundete Form im Norden, Weſten und Oſten an die Hinterpartie und die Seiten, durch den ſcharfen Abſchnitt im Süden mit den Höhlen an die Vorderpartie eines Schädels erinnere und fand hier das bibliſche Golgotha. Das Grab Chriſti ſah er in der unter dem Hügel befindlichen Jeremiasgrotte. Thenius hat ſelbſt ſeine Anſicht ſpäter wieder zugunſten des traditionellen Golgotha geändert. Gegen ſeine urſprüngliche Hypotheſe ſpricht, daß ſelbſt, wenn ſich die zweite Mauer bis in die Nähe des Damaskustores erſtreckt hätte, die römiſchen Soldaten ohne Frage einen dem Prätorium näher gelegenen Ort für die Kreuzigung ausgeſucht haben würden als dieſen. Weiter würde ein Grab in der Jeremiasgrotte nicht als ein Grab in einem Garten bezeichnet ſein können. Zugegeben werden muß, daß die eine vorſpringende Partie in der Südwand jetzt ſtark an einen Schädel erinnert. Mir jedenfalls iſt es nie ſchwer geworden, die beiden Augen und die Stelle der Naſe herauszufinden. Aber es bleibt eine Unklarheit bei Thenius wie bei den ſpäteren Vertretern ſeiner Hypotheſe, daß ſie, um die Ähnlichkeit mit einem Schädel herauszubringen,

[1] Riehms Handwörterbuch, Art. Jeruſalem.
[2] Zeitſchrift für die hiſt. Theologie, 1842, S. 1—34.

für die Hinterpartie und die Seiten des Schädels den ganzen Hügel nach Norden, Westen und Osten, für die Vorderseite jedoch nur einen ganz kleinen in der Südwand vorspringenden Teil in Anspruch nehmen. General Gordon aber, nach dem die Hypothese jetzt meistens benannt wird, fand die Ähnlichkeit des Hügels mit einem Schädel gar nicht einmal in der Vorder- oder Seitenansicht, sondern in der Form des Grundes, wie sie sich auf der englischen Landesvermessungskarte als krumme, an einen Schädel erinnernde Linie darstellte. Zu dem Schädel fand Gordon nun auch die übrigen Teile des Körpers, die Speiseröhre in der Schickschen Wasserleitung, die Brust in den Steinbrüchen, die Füße im Siloahteich usw. Ob ihm gar nicht der Gedanke gekommen, daß den Juden, welche die Erhöhung vor dem Damaskustore nach ihrer Form Schädelstätte genannt haben sollen, die englische Landesvermessungskarte noch nicht vorgelegen?

Nicht Gordon, sondern seine Anhänger haben das jetzt nach ihm benannte Grab am Westabhange des angeblichen Golgothahügels als Grab Christi bezeichnet. Aber dieses kann auf keinen Fall echt sein. Das Grab Christi war ein Arcosolium, das Gordonsche enthält drei Troggräber (nicht Sarkophage), die jedenfalls späteren christlichen Ursprungs sind, wie ja ohne Frage auch die ganze Umgegend als christliche Begräbnisstätte diente. Dieser Irrtum kommt nicht auf Gordons Rechnung, aber er ist auch schon ohnehin schwer genug belastet, und Gell[1] hat Recht, wenn er sagt, Gordon sei ein frommer Soldat, aber ein schlechter Topograph gewesen. Aber Gell ist kein besserer Topograph. Denn er sucht allen Ernstes die Königsgräber als Grab Christi zu erweisen. Man sollte es gar nicht glauben! Diese Grabanlage, welche man seit jeher wegen ihrer Großartigkeit einer königlichen Familie zugeschrieben, und welche offenbar Josephus meint, wenn er vom Grabmal der Königin Helena von Adiabene redet, soll das neue Grab sein, welches der Ratsherr Joseph von Arimathia für sich herrichten ließ!

Wissenschaftlich weit höher als die Gordonsche steht diejenige Hypothese, wonach Golgotha auf den Hügeln im Westen der Stadt gegenüber der Zitadelle zu suchen ist. Sie empfiehlt sich besonders dann, wenn man die Zitadelle für die Residenz des Pilatus ansieht.

Aber auch dieser Örtlichkeit fehlt die Tradition. Sie spricht allein für die Stätten der Grabeskirche. Man suchte unter Konstantin das heilige Grab an dem Orte, welchen die Tradition als Kreuzigungs- und Auferstehungsstätte bezeichnete. Und man muß ganz bestimmte und sichere Nachrichten gehabt haben. Der Ort, an dem man suchte, lag damals

[1] Golgotha and the holy sepulchre, Quart. Stat. 1901.

innerhalb der Stadt, nach den Evangelien hatte Golgotha vor dem Tore gelegen. Sollte es nicht zur Zeit Konstantins außerhalb der Stadt genug Gräber gegeben haben, die mit ihrer Umgebung dem biblischen Bericht entsprochen hätten? Dennoch suchte man innerhalb der Mauern. Die Überlieferung mußte also bestimmt genug gewesen sein, um jedes Bedenken, das den Christen selbst aus der Lage des gefundenen Grabes erwachsen konnte, zu zerstreuen. Auch mußte man auf den Widerspruch der Juden und Heiden gefaßt sein, wenn es nicht ganz sicher feststand, daß das Terrain, auf welchem man suchte, einst außerhalb der Mauern lag, wenn nicht auch ihnen der Ort als Kreuzigungsstätte Jesu galt. Solcher Widerspruch ist aber niemals erfolgt, auch in den Tagen des Julian Apostata nicht. Man wählte aber nicht nur einen Ort innerhalb der Stadt, sondern einen Ort, an dem zunächst gar kein Grab zu sehen war, auf dem ein Heiligtum der Venus stand.[1] Wie, wenn man nun nichts fand?! Wieviel riskierte man! Dann hätte doch zunächst kein anderer Ort als Stätte der Kreuzigung und Auferstehung in Anspruch genommen werden können. Der Spott der Heiden und Juden wäre groß gewesen! Man mußte also aufs festeste davon überzeugt sein, daß man unter dem Hügel das Grab Jesu finden würde. Zwar wollte man aus dem Berichte des Eusebius über den Erfolg der Ausgrabungen Konstantins herauslesen, man sei doch nicht so ganz sicher gewesen, das Grab zu finden. Eusebius soll gesagt haben,[2] das Grab sei wider alles Erwarten ans Tageslicht getreten. Aber er will tatsächlich nur das als wunderbar hinstellen, daß das Grab selbst unversehrt aufgefunden wurde. An der schließlichen Wiederauffindung seiner Stätte hatte niemand gezweifelt. Und allerdings die Überlieferung trat in einer Form auf, daß sie unbedingten Glauben beanspruchte. Es hieß, der Kaiser Hadrian[3] habe über dem Grabe des Herrn einen Tempel der Venus errichten lassen, um den Christen die Verehrung der heiligen Stätten zu verleiden. So riß man das heidnische Heiligtum nieder, entfernte den Schutthügel und fand das Grab. Ein Beweis für die Richtigkeit der Tradition selbst und dafür, daß die Christen zur Zeit Hadrians hier das Grab ihres Herrn fanden. Man könnte es ja an und für sich für möglich halten, daß ein römischer Kaiser, der ein Heiligtum errichten wollte, dazu einen

---

[1] Eusebius, Vita Const. 3,26.

[2] ib. 3,28.

[3] Zwar Eusebius redet nur im allgemeinen von bösen und gottlosen Leuten, aber die fast gleichzeitigen Rufin und Hieronymus nennen ausdrücklich Hadrian. Vielleicht widerstrebte es dem Hoftheologen Eusebius, einen Vorgänger Konstantins namentlich als Schänder der heiligen Stätten anzuführen.

Platz erwählte, auf dem ein Grab lag, und daß er nun zunächst das Grab verschütten ließ und dann darauf baute. Aber wie dann die Tradition entstehen konnte, dies sei ein als Grab Christi verehrtes Grab gewesen, wenn es das nicht war, ist unverständlich.

Das Grab muß aber zur Zeit Hadrians in ganz auffälliger Weise von den Christen verehrt worden sein, wenn der Kaiser sich doch die Mühe gab, es verschütten zu lassen und über demselben einen Venustempel erbaute. Auch die Christen werden natürlich wieder ihre Gründe gehabt haben, weshalb sie die heiligen Stätten an dem bestimmten Orte suchten. Erst hundert Jahre waren damals seit dem Tode Christi verflossen, und es ist darum an sich, wenn die Christen überhaupt ein Interesse an dem Orte hatten, so gut wie gewiß, daß die von ihnen zur Zeit Hadrians verehrten Stätten wirklich die waren, wo der Herr den Tod erlitten und besiegt hatte.

Allerdings zwischen Jesu Tod und den Tagen Hadrians liegt die große Katastrophe vom Jahre 70. Gerade mit Rücksicht auf sie hat man geltend gemacht, daß die Überlieferung, auf welche sich die Christen zur Zeit Hadrians beriefen, nicht echt zu sein brauche. Aber wenn auch die Zerstörung Jerusalems wirklich so vollständig gewesen wäre, wie Josephus berichtet, so wird doch der Lauf der Mauern und die Lage Golgothas wieder zu erkennen gewesen sein, zumal an diesem Orte, weil er eine Gräberstätte war, die Gebäude fehlten, welche hätten zerstört werden können. Weiter hat man gesagt, die Christen seien vor den Tagen Hadrians nicht aus Pella zurückgekehrt. Doch selbst zugegeben, daß es in der Zeit von 70—135 in Jerusalem keine christliche Gemeinde gab, so ist es undenkbar, daß in der ganzen Zeit keine Christen nach Jerusalem gekommen wären. Und dann gab es doch eine jüdische Gemeinde in Jerusalem, welche den Namen des Ortes kannte und weiterführte, und welche doch auch ein historisches Interesse an dem Ort hatte, weil er die Kreuzigungsstätte des Pseudomessias war.

Unter diesen Umständen muß angenommen werden, daß das Golgotha der Christen von 135 mit dem vor 70 identisch war. Merkwürdigerweise aber hat man gerade den Christen vor 70 das Interesse für die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung abgesprochen. Man hat wohl auf den Apostel Paulus verwiesen, der da sagt, er kenne Christum nach dem Fleisch nicht mehr. Aber der Apostel verwahrt sich damit doch nur gegen eine Art des Christentums, die das Äußerliche zur Hauptsache macht. Es ist auch mir sehr zweifelhaft, daß die ersten Christen die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung als heilige verehrt haben sollten, wie sie es vielleicht schon zur Zeit Hadrians getan. Aber ein mindestens historisches Interesse

hatten sie an Golgotha. Das geht schon daraus hervor, daß sämtliche vier Evangelien uns den Namen des Ortes nennen, wo Jesus starb und begraben wurde, und ja auch noch genauere Angaben über ihn machen. Und wenn es möglich gewesen wäre, daß dies Interesse mit der Zeit hätte erlöschen können, so sorgten nunmehr die Evangelien selbst dafür, daß es wach blieb.

Wir haben gesehen, daß die topographischen Angaben der Schrift nicht gegen die Echtheit der Kreuzigungs- und Auferstehungsstätte der Grabeskirche sprechen, wir müssen nun weiter konstatieren, daß die Tradition sehr zugunsten ihrer Echtheit ins Gewicht fällt, und wir meinen uns unter diesen Umständen noch recht bescheiden auszudrücken, wenn wir das Resultat unserer Untersuchung dahin zusammenfassen, daß die Echtheit der traditionellen Stätten als wahrscheinlich gelten muß.

2. Die Grabeskirche in Jeruſalem.

Von Profeſſor G. Dalman.

In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober 1808 ſetzte ein trunkener Armenier einige Kerzen auf ein hölzernes Geländer in der armeniſchen Kapelle der Grabeskirche. Die niederbrennenden Kerzen ſteckten das Geländer und dann die Kapelle in Brand. Um ¼ nach 3 Uhr morgens wurde das Feuer vom Golgathaheiligtum aus bemerkt. Trotz der Löſchverſuche der Franziskaner und Armenier ergriff die Flamme die nahe Empore der Grabesrotunde und entzündete von da aus das hölzerne Runddach über dem Grabe. Das von ihm zum Himmel lodernde Feuer, das die Nacht zum Tage machte, kündete ganz Jeruſalem das unglaubliche Ereignis. Dann — zwiſchen 5 und 6 Uhr morgens — ſank es zuſammen und begrub das heilige Grab unter ſeinen brennenden Trümmern. Die gewaltige Flamme loderte durch den ganzen Griechenchor, aber ebenſo nach Golgatha und dem Südeingang hin. Noch jetzt ſieht man hier, wie die Glut durch die Fenſter geſchlagen iſt und den oberen Teil der Faſſade angeſengt hat. Die Tauſende von Lampen mit ihrem Oel nährten die Flamme und die Hitze im Innern. Die Bilder, die Decken, alles Holzwerk ging in Flammen auf, Marmorſäulen brannten wie Kerzen, barſten und zerfielen, ſilberne und goldene Geräte ſchmolzen. Es fiel nieder das Gewölbe des Griechenchores, auch ein Teil der die Grabesrotunde einſchließenden Mauern. Unverſehrt blieb nur die Umgebung des Gefängniſſes Chriſti, die Schatzkammer der Griechen und — wie durch ein Wunder — das heilige Grab ſelbſt mit ſeiner hölzernen Tür.[1]

Auf den Brand folgte von Auguſt 1809 bis Oktober 1810 die Wiederherſtellung, und zwar durch die Griechen. Das Frankreich Napoleons

[1] S. den griechiſchen Bericht vom Brande bei Joannides, Proskynetarion I, S. 229 f., und den Bericht der Franziskaner bei Golubovich, Ichnographiae locorum et monumentorum Terrae Sanctae, S. XLVII ff.

war keine geeignete Vertreterin lateiniſcher Rechte bei der Hohen Pforte, die übrigen katholiſchen Mächte Europas waren mit zu wichtigen Dingen beſchäftigt, als daß ſie den Ereigniſſen im Orient gebührende Aufmerkſamkeit hätten widmen können, und es lag nur allzuſehr im eigenen Intereſſe der Türkei, der ihr untergebenen einheimiſchen Kirche dieſes Vorrecht zu gewähren. Das nach dem griechiſchen Bau am 26. September 1810 neugeweihte Gebäude iſt die uns bekannte Grabeskirche, an welcher außer einer Erneuerung der Kuppel über dem Grabe in den Jahren 1865 bis 1868 keine weſentlichen Veränderungen vorgenommen wurden. Den meiſten Beſuchern iſt ſie ein unverſtandenes Labyrinth, in deſſen dunklen Irrgängen ſie von Altar zu Altar geführt werden. Das äſthetiſche Unbehagen, das ſie überkommt, miſcht ſich mit der Abneigung gegen die ſpezielle Lokaliſierung der einzelnen Momente des Leidens und Sterbens unſeres Heilandes, und hat bei nicht wenigen zur Folge gehabt, daß ſie der Grabeskirche mit ausgeſprochener Abneigung den Rücken kehrten. Und doch würden auch dieſe nicht leugnen können, daß ſie die geſchichtlich bedeutſamſte Kirche der Welt iſt. Selbſt wenn die Stätte von Chriſti Tod und Auferſtehung ſich nicht gerade an dieſem Punkt befunden hätte, bliebe ſie das von der Chriſtenheit ſeit mehr als anderthalb Jahrtauſenden verehrte Denkmal jener Tatſachen am Orte ihres Geſchehens, auf Befehl des erſten chriſtlichen Kaiſers dreihundert Jahre nach dem Kreuzestode Chriſti errichtet. Sie iſt alſo auch ein Zeichen des Triumphes des Gekreuzigten über die Mächte, die ihn zum Tode brachten. Feinde des Chriſtentums haben ſeitdem ſie mehrfach zerſtört, aber ſeine Anhänger haben blutig um ſie gekämpft und ſie immer wieder aufgerichtet. Unter den Chriſten hat der Eifer um dies Denkmal zuweilen häßliche Eiferſucht entflammt, aber heut ſoll der Streit um Mein und Dein ruhen; wir ſehen an der alten unſchönen Kirche die Narben des Kampfes des Parſismus und des Islam gegen den Auferſtandenen, die Spuren des Wettſtreites der Chriſtenheit des Orients und des Okzidents um ihren Beſitz. Aber wir verachten ſie deshalb nicht. Sie gleicht einer altersgrau gewordenen Mutter, in deren Geſicht der Kampf eines langen Lebens tiefe Spuren gegraben hat. Der oberflächliche Beſchauer geht an ihr achtlos vorüber, dem liebenden Sohn ſind ſelbſt die Runzeln ihres gealterten Geſichtes ehrwürdig, weil ſie eine Geſchichte erzählen, in die ſein eigenes Daſein unauflöslich verſchlungen iſt. Mögen denn die Pietätloſen, die Geſchichtsloſen, die homines novi, an der Grabeskirche mit Naſerümpfen vorübergehen! Sie beweiſen dadurch nur, daß die Geſchichte des Chriſtentums noch nicht zu ihrer Geſchichte wurde, daß ſie ihre eigene Herkunft nicht kennen. Wir können uns ihrem Touriſtenſtrom nicht anſchließen

und wollen statt dessen versuchen, den alten Bau zu verstehen und in seiner gegenwärtigen Erscheinung seine Vergangenheit zu lesen. Ein Rundgang um ihn und durch ihn soll diesem Zwecke dienen.

Unsere Absicht, die jetzige Grabeskirche begreifen zu lernen, überhebt uns der Aufgabe, dem ursprünglichen Bau Konstantins nach allen Richtungen nachzugehen. Reste desselben liegen in dem russischen Hospize östlich von der Grabeskirche vor aller Augen. Ihre Deutung lassen wir jetzt beiseite und wenden uns zum jetzigen Dom, von dem sogleich gesagt sei, daß er im wesentlichen der Bau ist, den die Kreuzfahrer mit Benutzung älterer Reste errichteten und am 15. Juli 1149 weihten, — freilich jammervoll entstellt durch die griechische Renovation von 1809.[1]

Wer von der Gasse des griechischen Patriarchats her auf die Christenstraße hinabkommt, hat hier sich gegenüber eine nur mit kleinen Fenstern versehene hohe Mauer mit Strebepfeilern, welche mit dem dazu gehörenden Gebäude die nördliche Hälfte der Westseite der Grabeskirche verdeckt. Es ist der erhaltene Teil des Patriarchenpalastes aus der Zeit des lateinischen Königtumes. Am linken Ende der alten Mauer gewahrt man ein Portal, zwar längst vermauert und teilweise verbaut, aber mit seinen Säulen, Kapitälen und seinem arabisierenden Spitzbogen vollständig erhalten. Es ist das von Edrisi[2] erwähnte Marientor der Kreuzfahrerzeit, der Eingang, durch welchen um 1106 der russische Pilger Daniel im Gefolge König Balduins zum Grabe zog, um dort das Wunder des heiligen Feuers zu schauen. Wer hier durch die Mauer brechen könnte, würde im Innern in den jetzigen Konvent der Franziskaner gelangen und könnte da eine Treppe von etwa 30 Stufen steil hinabsteigen. Ein zweiter Zugang zu demselben Abstieg scheint innerhalb des alten Baues des Patriarchats erhalten zu sein in einer vermauerten spitzbogigen Tür mit Oberlicht in der Rückwand des Kaffeehauses gleich rechts vom Marientor. Früher kam man dann zuerst in einen kleinen Hof mit der Mündung einer wichtigen alten Zisterne der Kirche.

[1] Die wichtigste Quelle für die Gestalt der Grabeskirche vor 1808 ist die von Golubovich im oben erwähnten Buch herausgegebene Beschreibung des deutschen Franziskaners Elzearius Horn vom Jahr 1729. Richtiges über die Architektur der Kirche sagten zuerst R. Willis bei G. Williams, The holy City ²II (1849), S. 129—294, und M. de Vogüé in Les Églises de la Palestine (1860), S. 118—232. — Es gibt keine korrekte und vollständige Aufnahme der heutigen Grabeskirche. Der Plan Wilsons und der von Mommert 1898 herausgegebene Plan Schicks kann nur als ein vorläufiger Versuch betrachtet werden. Vollkommeneres leisten ungedruckte Aufzeichnungen des letzteren, welche für den von mir beigegebenen Plan des Kreuzfahrerbaues benutzt wurden. Doch will auch dieser keineswegs als definitive Leistung gelten.

[2] Le Strange, Palestine under the Moslems, S. 206.

Man hat in ihr die griechiſche Inſchrift: φωνὴ κυρίου ἐπὶ τῶν ὑδάτων „die Stimme des Herrn über den Waſſern", entdeckt, und den Namen der Kaiſerin Helena mit ihr verknüpft. Es iſt auch gar nicht unglaublich, daß ſie ſchon zum Bau des Konſtantin gehörte. Der Pilger von Bordeaux redet von einem „Bade" hinter der Baſilika Konſtantins, „wo Kinder gewaſchen werden",[1] und meint wohl ein Baptiſterium, das der Ziſterne nicht wohl entbehren konnte. Hinter dem Ziſternenhofe lag ein quadratiſcher Raum, deſſen linke Hälfte zum Refektorium der Franziskaner gemacht worden iſt. Aber noch immer ſtehen, wenngleich verbaut, in ihm die zwei mächtigen Säulen, welche ſeinen Eingang ſtützten, die eine in der Fenſterwand des Refektoriums, die andere in der rechten Wand des Ganges von der Grabesrotunde zur Ziſterne. Das Kreuz[2] ſchmückt ihre großen Würfelkapitäle. Ein zerbrochener Taufſtein[3] mit Becken in Kleeblattform ſteht als altes Gerümpel in einer Ecke des Raumes. Er erinnert daran, daß ſich in dieſer Halle, die gleichzeitig der Vorraum der jetzigen Marienkapelle der Lateiner war, einſt ein Baptiſterium befand. In ihrer rechten Wand führt eine Tür unmittelbar in die nördliche Apſide der Grabesrotunde. Das Baptiſterium war alſo auch eine Vorhalle dieſer. Indes wir wenden hier um. Bei dem gegenwärtigen Eingang auf der Südſeite, der ſchon bei Erbauung des Kreuzfahrerdomes als Haupteingang gemeint war und der ſeit Saladins Schließung aller anderen Türen zum einzigen Eingang wurde, wollen auch wir an den Dom herantreten.

Auf dem Wege dahin könnten wir in der Chriſtenſtraße im Hintergrunde des Ladens eines Klempners eine vermauerte Tür ſehen, durch welche einſt die Frauen unmittelbar auf die mit der Straße gleich hohe Empore der Grabesrotunde traten. Sie iſt ſchmucklos, aber zwei jetzt im linken Nebenraum in die Wand gemauerte Säulen könnten einmal dieſen verlaſſenen Weſteingang geziert haben. Wir ſchreiten vorüber und gelangen auf dem uns wohlbekannten Treppenwege zum Vorhofe des Südportales.

Hier haftet der Blick zunächſt an einer Halbſäule mit Bogenanſatz an der linken vorderen Ecke des Hofes. Ihr Korbkapitäl iſt unzweifelhaft byzantiniſch, und ſein Muſter hat ein völlig gleiches Gegenbild an dem Kapitäl einer Säule, welche einem Säulengange byzantiniſcher Herkunft im Innern der Kirche angehört. Man bemerkt außer der Halbſäule noch vier Säulenbaſen oder -ſtümpfe, welche auf der zum Hof hinabführenden

[1] Geyer, Itinera Hierosolymitana, S. 23.
[2] Im Refektorium des Franziskaner ſichtbar.
[3] S. über ihn Schick, PEFQ 1898, S. 155.

Stufe in verſchiedenen Abſtänden ſtehen. Meſſungen ergeben, daß urſprünglich im ganzen acht durch ſieben Bogen verbundene Säulen hier geſtanden haben müſſen.[1] Es iſt bemerkenswert, daß der ſchon erwähnte Säulengang am Nordende der Kirche dieſelbe Spannweite der Bogen hat. Das erinnert daran, daß beide Säulengänge in der byzantiniſchen Zeit, ehe der Kreuzfahrerdom errichtet wurde, einander entſprachen. Der damalige große Hof der Grabesrotunde wurde durch ſie im Norden und Süden abgeſchloſſen.

Den jetzt noch übrigen Reſt des alten Hofes umgeben rechts und links Kapellen. Rechts muß als alt gelten die armeniſche Kapelle Johannes des Evangeliſten mit einem Säulenfragment, das aus dem Palaſt des Hannas ſtammen ſoll. In ihrer Vorderwand fällt ein großer Bogen auf, der links auf einem Marmorkapitäl ruht. Dies und der eigentümliche Grundriß des Innern beweiſt, daß die Kapelle nur der Apſidenteil einer alten Kirche iſt, welche ehedem in den Hof weit hineinragte. Die Kreuzfahrer werden ſie abgeſchnitten haben, um die Faſſade ihres Domes frei zu legen. Auf der linken Seite des Hofes ragen in ihn die Apſiden von drei Kapellen aus byzantiniſcher Zeit, zuerſt die nach Jakobus benannte Parochialkirche der Griechen, dann die Kapelle der Spezereiträgerinnen, auch der Maria Magdalena, früher der Trinität gewidmet, urſprünglich mit einer Kuppel gedeckt, jetzt dachlos,[2] endlich die Kapelle der vierzig Märtyrer, vor 1545 des Apoſtels Johannes, auf welche die Kreuzfahrer ihren Glockenturm ſetzten. Hinter der erſtgenannten liegt ein ſchmaler länglicher Raum, arabiſch el-ʿabūdīje genannt, weil ſeine Bilder aus dem Dorfe ʿabūd ſtammen, mit dem Taufſtein der Griechen[3], hinter der letztgenannten, aber auf viel höherem Niveau, die neuerdings vergrößerte Konſtantinskapelle, welche an die Grabesrotunde ſtößt. Eine Marienkapelle, die gleichzeitig als Stätte der Salbung Chriſti galt, lag wohl urſprünglich in der Gegend des jetzigen Kirchenportales.[4] Sie iſt bei ſeiner Erbauung ſpurlos verſchwunden.

Aber ſchon längſt haften die Blicke an der kunſtvoll verzierten Faſſade, welche die Nordſeite des Hofes begrenzt. Zu ihrem Verſtändnis

[1] Wenn man den Zwiſchenraum der in situ befindlichen weſtlichen Säulenbaſen zugrunde legt, ergibt ſich obiges Reſultat, das aber nötigt, das öſtliche Ende des Bogenganges ein wenig zu verlängern.

[2] Dieſe Kapelle ſcheint eigentlich nur der Zwiſchenraum zwiſchen den beiden anderen Kapellen zu ſein, den man überdacht hatte. Der Aufgang zum Trinitatisklöſter begann hier.

[3] Schicks Plan ſetzt hierher die Kapelle der Hl. Thekla, welche aber weiter weſtlich jenſeits der Chriſtenſtraße liegt.

[4] S. die Pilger Arkulf, Daniel, Saewulf.

iſt es unumgänglich, ſich die Grundidee der Grabeskirche zu vergegenwärtigen. Als man ſie baute, hatte der Baumeiſter mit mehreren gegebenen Größen zu rechnen. Da war im Weſten die vom Konſtantinsbau ſtammende große Rotunde, welche das Grab Chriſti umſchloß, im Südoſten die Kapelle mit dem Golgothafelſen, im Nordoſten der kleine, viereckige, niedere, dreiteilige Raum des Gefängniſſes Chriſti[1] mit urſprünglich drei Öffnungen an der Vorderſeite,[2] vielleicht eine Schatzkammer des älteſten Kirchenbaues, im Oſten die alte Krypta der Konſtantinsbaſilika mit der Kreuzfindungsziſterne, vor ihr eine Halle, in welcher man die Geißelungs- und Verſpottungsſäule, ſowie die Stätte der Kleiderteilung des Gekreuzigten zeigte. Die letztere konnte füglich an dieſer Stelle zwiſchen dem Gefängnis und Golgotha liegen, weil man nördlich vom letzteren den Platz der römiſchen Soldaten vorausſetzte. Geißelungs- und Verſpottungsſäule waren Reliquien aus dem Prätorium des Pilatus, die man hierher verſetzt hatte. Die erſtere wird jetzt in der Marienkapelle der Lateiner gezeigt und iſt durch das Gedächtnis des Longinus erſetzt worden, die letztere iſt noch an ihrer alten Stätte.

Es war keine leichte Aufgabe, alle dieſe im Raume keineswegs harmoniſch verteilten Stätten zu einem Dome zu vereinigen. Für ſeine Errichtung war wohl auch maßgebend der äſthetiſche Wunſch, das allmählich entſtandene Konglomerat von Heiligtümern zu einem einheitlichen, der Chriſtenheit würdigen Bauwerk umzugießen. Am meiſten aber drängte in derſelben Richtung, das von Gottfried von Bouillon noch 1099 ſogleich nach der Einnahme Jeruſalems begründete Domherrenſtift von 20 Kanonikern[3], welchem die Hut des heiligen Grabes und das ſtändige Gebet an den heiligen Stätten anvertraut war. Ein Domherrenſtift hatte in der franzöſiſchen oder deutſchen Heimat zu ſeiner Vorausſetzung den hohen Chor einer Kathedrale, der gewöhnlich den Abſchluß des Mittelſchiffs jenſeits der Vierung, aber oft auch noch den Raum unter der Vierung der in Kreuzform gebauten Kirche umfaßte. Dort verrichteten die Domherren in beſonders für ſie hergerichteten Geſtühlen ihre geregelten täglichen Andachten. Am heiligen Grabe fehlte der dafür nötige Raum, um ſo mehr, als man die eingeborenen griechiſchen Chriſten, welche die Kreuzfahrer Surianer nannten, doch nicht ganz aus den bisher von ihnen gehüteten

[1] Der Raum iſt nur 2.30 m hoch, ſein Boden liegt 0.40 m tiefer als der Kirchenboden, der indes in dieſer Gegend nicht ganz eben iſt.

[2] S. die Anſicht bei Horn.

[3] Der große Beſitz dieſes Stiftes in ſpäterer Zeit iſt zuſammengeſtellt von Röhricht, ZDPV 1887, S. 199—211; über die Begründung ſ. Wilhelm v. Tyrus IX, 9 und Tobler, Golgatha S. 517 f.

heiligen Stätten verdrängen konnte. Ein Domherrenchor war alſo vor allem zu bauen, und dieſer mußte an Golgotha und Grab Chriſti ſich unmittelbar anſchließen, weil der darin zu verrichtende Gebetsdienſt beiden galt. Das Problem wurde ſo gelöſt, daß man vor die Oſtſeite der Grabesrotunde in der Verlängerung ihrer Mittelachſe einen Domchor legte. Man baute keine volle Domkirche, ihr Langſchiff hätte den Chor vom Grabe abgerückt und auch von Golgotha entfernt. Aber eines Querſchiffes bedurfte man, um für eine größere Volksmenge doch auch Raum zu gewinnen. Die dann mögliche Kuppel über der Vierung gab dem neuen Gebäude außerdem den wünſchenswerten Abſchluß nach oben. Verſah man Chor und Querſchiff mit Seitenſchiffen, ſo hatte man die Möglichkeit, Golgotha in einem Seitenſchiff nahe der Vierung unterzubringen und das Gefängnis Chriſti wenigſtens an ein Seitenſchiff anzuhängen. Ein Chorumgang war nötig für die Prozeſſionen in der Kirche, ein Kranz von drei Kapellen bot Erſatz für die heiligen Stätten an der Oſtſeite des bisherigen Hofes und gab zugleich den Domherren die für ihre Meſſen notwendigen Altäre. Die unterirdiſche Helenakapelle mit ihrem Anhängſel blieb freilich außerhalb. Aber man konnte ſie durch eine Treppe mit dem Chorumgang verbinden und auf dieſe Weiſe in den Kapellenkranz des Domes einreihen. Es war ein Übelſtand, daß Golgotha und das Gefängnis Chriſti verſchieden weit von der Mittelachſe des Neubaues ablagen. Man half ſich durch verſchiedene Breite der Seitenſchiffe, ſo daß auf der Südſeite Golgotha das Seitenſchiff gerade halbierte, auf der Nordſeite der Zugang zum Gefängniſſe Chriſti außerhalb des Seitenſchiffes fiel. Dies war in ſich kein Fehler, der den Eindruck des Baues allzuſehr ſtören mußte. Schlimmer war es, daß man dem Chorumgang nicht die volle Breite eines Seitenſchiffes geben konnte, ſondern ſich mit der durch die Lage Golgothas an die Hand gegebenen halben Breite begnügen mußte. Das ſtörte den organiſchen Zuſammenhang der Seitenſchiffe und mußte nach innen und außen tote Wände hervorrufen. Schlimmer war noch für die Außenwirkung des Baues, daß die Seitenſchiffe gegen den meiſt üblichen Brauch um die Enden des Querſchiffes herumgeführt wurden. Wahrſcheinlich tat man es, um beſonders bei Golgotha mehr Raum zu gewinnen und dem Gefängnis Chriſti beſſeren Zuſammenhang mit dem Neubau zu geben. Aber es war unvorteilhaft für die äußere Erſcheinung.

Das Südende des Querſchiffes war der gegebene Punkt für eine Portalfaſſade. Hätte es ſich mit ſeiner vollen Höhe bis zum Hofe fortgeſetzt, ſo konnte die Faſſade auf ein hohes Portal einheitlich zugeſchnitten werden. Aber das vorgelagerte Seitenſchiff forderte wegen der

1. Kragstein und Bogenansatz im Innern des Kreuzgangs der Domherren.

2. Linkes Hauptportal der Grabeskirche.

3. Eckpfeiler und Bogen an der Außenseite des Kreuzganges.

Sämtliche Aufnahmen von G. Dalman.

Tafel 2.

ihm eigenen Zweiteilung ein zweifaches Portal und einen dem Innern entſprechenden Aufbau in zwei völlig gleichen Hälften. Das konnte nur unbefriedigend wirken. Von Rechts wegen hätte nun die Portalfaſſade die ganze vordere Breite des Seitenſchiffes umfaſſen müſſen. Sie hätte aber dann langgedehnt und niedrig ausgeſehen. Man half dem Übelſtande ab, indem man den dem Querſchiff entſprechenden Mittelteil künſtlich iſolierte. Man zog ihn um 60 cm vor, hielt es aber für überflüſſig, das ſo geſchaffene Riſalit auf der linken Seite am richtigen Punkte wieder zurücktreten zu laſſen, ſondern ließ es bis zu dem nahen Glockenturm laufen, vielleicht in der Abſicht, dieſen dadurch dem Bau enger anzuſchließen. Um auch in der Höhenrichtung der Faſſade aufzuhelfen, verſchmähte man nicht die architektoniſche Lüge einer oben aufgeſetzten bloßen Schauwand von 1.72 m Höhe, die man ebenfalls bis zum Turm laufen ließ. Sie ermöglichte, den Oberſtock der Faſſade wirkungsvoller zu geſtalten. Aber die Unwahrheit der ſo geſchaffenen Front verwirrt den Beſchauer und täuſcht ihn über den wahren Aufbau der Domkirche. Es iſt auch nicht zum Vorteil ihrer äußeren Erſcheinung geweſen, daß man ſie mit platten Dächern verſah. Das Giebeldach gibt ſonſt den Mittelſchiffen eine Spitze, die Pultdächer der Seitenſchiffe gliedern ſie an das Hauptſchiff. Hier fällt beides weg, und die Bauglieder ſtehen wie Klötze unvermittelt nebeneinander. So bleibt der Anblick der Kirche auch da, wo ihre Außenſeite wirken ſollte, wie hier beim Südportal, unbefriedigend, wenn man auch ihrer Dekoration Anerkennung zollen kann. Spätrömiſche Geſimſe ſchließen die beiden Stockwerke ab. Sie ſind gewiß einem älteren Bauwerk entlehnt und könnten noch vom Konſtantinsbau ſtammen.[1] Spitzbogen decken die Türen im Unterſtock, Rundbogen die wohl urſprünglichen rundbogigen Fenſter des Oberſtocks. Während hier das arabiſche Motiv der durch Fugen ſcheinbar ſichtbar gemachten Steine des gewölbten Bogens angewandt wurde, iſt der Reſt der Ornamentik romaniſch, wenn auch bei den Kapitälen der Säulen byzantiniſche Vorbilder mitgewirkt haben können. Beſonders ſtilgerecht ſind die wohl aus Frankreich bezogenen Türſtürze mit figürlichen Darſtellungen. Der rechte zeigt ein von Menſchen und Tieren durchzogenes Rankenwerk, der linke bibliſche Scenen,[2] Auferweckung des Lazarus, Salbung Jeſu in Bethanien, die Vorbereitung für

[1] Strygowski, Orient oder Rom, S. 127—150, meint, daß dieſe Geſimſe noch in situ ſeien, und baſiert darauf ſeine Anſicht, daß das Riſalit ein Reſt des zweigeſchoſſigen Atriums zwiſchen Baſilika und Grabesrotunde im Bau Konſtantins ſei. Aber die Faſſadenmauer zeigt nicht das Gepräge jenes Baues, und das Riſalit iſt durch die Anlage des Kreuzfahrerbaues hinreichend erklärt, ſ. o.

[2] S. Tafel III, Nr. 2.

Jesu Einzug zu Esel, den Einzug selbst, durch ein merkwürdiges Geschick nach Paris verschlagen,[1] das letzte Mahl. An Jesu Gang zum Leiden wollte man wohl erinnern. Das Gedächtnis des Leidens selbst blieb dem Innern der Kirche vorbehalten.

Der Glockenturm, den man links vom Eingang anbrachte, war ursprünglich zwei oder drei Stockwerke höher als jetzt, hatte mit Säulen geschmückte Bogenöffnungen und war mit einer hohen, in Rippen verlaufenden Kuppel gedeckt. Das geschmackvolle Bauwerk hatte den Vorzug, das unschöne ehemalige Runddach der Rotunde einigermaßen zu verdecken. Die Enge des Raumes brachte aber seine Schönheit nicht recht zur Geltung und konnte den Eindruck nicht verwischen, daß es an den Dom nur angeschoben wurde, nicht in ihn eingegliedert. De Vogüé hat gemeint, der Turm sei erst nachträglich der Kirche beigefügt worden, aber nach Idrisi, der ihn um 1154 erwähnt,[2] dürfte er schon vorhanden gewesen sein, als die Kirche geweiht wurde. Er ist auch von der Portalfassade vorausgesetzt, deren Risalit man sicher regelrecht behandelt hätte (vgl. o.), wenn der Turm nicht bei ihrem Bau schon existiert hätte.[3] Nach griechischer Nachricht brachte ein Erdbeben im Jahr 1545 die Kuppel und die beiden obersten Stockwerke des Turmes zu Fall, 1620 wurde ein weiteres Stockwerk abgetragen. Horn[4] berichtet dagegen von einer Abtragung von zwei Stockwerken im Jahre 1719. Die jetzt noch vorhandenen wie die von Horn gezeichneten Reste des architektonischen Schmuckes beweisen, daß der Turm nicht im gothischen Stile erbaut war,[5] sondern im Stile der Kirche. Eine früher sichtbare Inschrift schien einen Jordanes als Erbauer zu bezeichnen, der nach Tobler[6] um 1133 Patriarch gewesen sein soll. Indes hat ein Patriarch dieses Namens nicht existiert, wohl aber im Jahre 1170 ein Domherr Jordanus[7], der ja wohl ein Architekt gewesen sein konnte.

Die Südseite der Kirche war nach Westen zu durch Gebäude verdeckt. Sie hat schon in der Kreuzfahrerzeit hier keine sichtbare Außenwand gehabt. Anders stand es in der Ostrichtung. Hier befand sich zunächst der mit einer hübschen Arkade geschmückte äußere Treppenaufgang

[1] Cl. Ganneau, Archaeological Researches I, S. 112ff.

[2] S. Gildemeister, ZDPV 1885, S. 124.

[3] Erst wo der Turm beginnt, tritt die Mauer der Kirche um so viel zurück, als das Risalit auf der anderen Seite hervorragt. Der gedruckte Plan Schicks ist hier wie in vielen anderen Einzelheiten ungenau.

[4] Ichnographiae, S. 68.

[5] So noch Strygowski, Orient oder Rom, S. 128.

[6] Golgatha, S. 399.

[7] Röhricht, ZDPV 1887, S. 46.

zu Golgotha, der früher keine Kuppel hatte. Beſonders als die offene Arkade noch nicht in eine geſchloſſene Kapelle verwandelt war, mußte der im gleichen Stile mit der Portalfaſſade behandelte Bau ihre Gleichförmigkeit anmutig beleben.[1] Eine an der Treppe jetzt eingemauerte Säule ſoll einmal die Trägerin einer Statue geweſen ſein. Mit dem Aufgang endete, wie die Behandlung der Faſſade über ihm zeigt, nach oben hin die Südſeite der Kirche. Daraus folgt aber nicht, daß auch das Erdgeſchoß derſelben ſich nicht weiter fortgeſetzt hätte. In welcher Weiſe hier Süd- und Oſtſeite der Kirche ſich miteinander vereinigten, haben bisher alle Pläne der Grabeskirche im Dunkeln gelaſſen. Es iſt auch in der Tat ſchwer, volle Klarheit zu gewinnen. Die jetzigen Um- und Anbauten verhindern die Überſicht, und das Steigen des Terrains nach Oſten zu erſchwert ſie noch außerdem. Man kann von Süd nach Oſt um die Grabeskirche herumgehen. Dann tritt man zuerſt in die ſchmuckloſe koptiſche Kapelle der vier Tiere[2] auf dem Niveau des Hofes, ſteigt auf ihrer linken Seite eine Treppe von 10 Stufen hinauf und gelangt in die Michaelskapelle,[3] den wertvollen Reſt einer Halle, die zu dem bald zu erwähnenden Kreuzgang der Domherren gehörte. Hier iſt man ſchon auf der Oſtſeite der Kirche und zwar faſt in der Höhe von Golgotha, d. h. auf dem Niveau, welches das ganze Terrain öſtlich der Kirche hat. Hier ergibt die Unterſuchung, daß die Südwand der Kirche im Erdgeſchoß noch ein Stück länger war als die Schmuckfront vermuten ließ, und erſt bei der Michaelskapelle nach Oſten umbog. In der Kapelle der vier Tiere ſieht man in der Nordwand eine Rundbogenniſche, die wohl der Reſt eines Fenſters iſt, das die jetzt fenſterloſe Reliquienſchatzkammer der Griechen erhellte. Unter freiem Himmel führte ehedem die vorerwähnte Treppe in den Kreuzgang der Domherren. Da die Michaelskapelle an ihrem Weſtende in einen um eine Stufe höheren Nebenraum ausläuft, welcher in den Kreuzgang nicht einbezogen war, läßt ſich vermuten, daß dieſer Nebenraum mit ſeiner nördlichen Fortſetzung im Refektorium der Griechen die Verbindung zwiſchen Kreuzgang und Grabeskirche vermittelte. Er entſpricht wahrſcheinlich der Stätte von Iſaaks Opferung nach byzantiniſcher Tradition.

Andere Verhältniſſe ergeben ſich im Oberſtock. Wer da in dem hier anſtoßenden griechiſchen Abrahamskloſter ebenfalls den Gang von Süd

---

[1] Über eine Skulptur des Aufgangs, die einen Mann und zwei Tiere vorſtellen ſoll, handelt Hanauer, PEFQ 1903, S. 81 f.; aber eine männliche Figur iſt da nicht vorhanden.

[2] arab. kenīset el-arba' ḥuēnāt.

[3] arab. kenīset el-mal'ak mīchāīl.

nach Oſt verſucht, ſtößt zuerſt auf die Abrahamskapelle und wundert ſich, daß ſie genau über der Kalvarienkapelle der Lateiner, aber doch außerhalb der Grabeskirche liegt. Das Erſtaunen ſteigert ſich beim weiteren Gange. Man gelangt an einen an die Grabeskirche angelehnten nach Oſten vorſpringenden Ausbau, der den weſtlichen Teil des mit der Grabeskirche verbundenen Refektoriums der Griechen und der Michaelskapelle unter ſich hat. Man findet da in zwei Halbgeſchoſſen drei Wohnräume, von denen der in der ſüdlichen Ecke über dem Treppenhaus liegende mit einer Kuppel verſehen iſt. Aber was liegt hinter der Abrahamskapelle, alſo über dem eigentlichen Golgotha? Keine Tür führt hier weiter. — Man begibt ſich in die Grabeskirche und ſteigt in der Gegend von Golgotha im Konvent der Griechen von Halbſtock zu Halbſtock. Da findet ſich im oberen Halbſtock des Erdgeſchoſſes hinter Golgotha das Refektorium, darüber das Dormitorium der Griechen[1], und in der Höhe des letzteren über dem Chorumgang ein Zimmerchen, im unteren Halbſtock des Obergeſchoſſes eine Gewandkammer, im oberen Halbſtock zwei Wohnräume.[2] Refektorium und Dormitorium erſtrecken ſich weit nach Oſten, aber im Obergeſchoß — abgeſehen von ſeinem nördlichen Teile, der zumeiſt als Treppenhaus dient — liegt alles über den Vorderräumen der beiden Kalvarienkapellen. Nach Oſten ſchließt eine türloſe Wand den gewölbten Bau ab. Hinter ihrem ſüdlichen Teil muß die Abrahamskapelle liegen, hinter ihrem nördlichen Teil, über Golgotha, iſt — nichts, aber doch ein geſchloſſener Raum, denn die Außenwände laſſen hier nichts frei. Auf dem Dache ſieht man über dem „Nichts“ ſogar eine flache, mit einem liegenden Metallkreuz ausgezeichnete Kuppel. Es iſt klar, daß das „Nichts“ über Golgotha, von dem die griechiſchen Mönche reden, ein ihnen unbekannter Raum ohne Zugang iſt. Ein einziges kleines Luftloch auf dem Dache ſcheint zu ihm hinabzuführen. Wahrſcheinlich iſt hier die jetzt verſchwundene Melchiſedechkapelle geweſen, welche nach Quaresmius[3] hinter der Abrahamskapelle lag. Daß dieſer Raum nicht zur Grabeskirche gehörte, beweiſt eine auf dem Dach befindliche alte Mauerkrönung, welche ihn ausſchließt. Als Reſultat der Unterſuchung ergibt ſich ſomit, daß die Golgothakapellen ſelbſt urſprünglich mit ihrem Unterbau über die Oſtwand der Kirche hinausragten und daß der Ober-

[1] Aus dieſer Teilung des Halbſtocks hinter Golgotha ergibt ſich, daß hier im ganzen fünf Geſchoſſe vorhanden ſind.

[2] Der Oberteil des großen Fenſters über dem Treppenaufgang an der Südfaſſade gehört dem einen dieſer Räume an, der Unterteil der Gewandkammer darunter.

[3] Elucidatio I, S. 436 f. — Die jetzige Geſtalt der Abrahamskapelle ſtammt nach griechiſcher Nachricht aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Wahrſcheinlich wurde damals die Melchiſedechkapelle geſchloſſen.

ſtock der Kirche ſie nicht mitumfaßte. Die Empfindung, daß über Golgotha kein Raum ſein dürfe, den Menſchen betreten, mag dafür maßgebend geweſen ſein.

Wir ſind damit auf die Oſtſeite der Grabeskirche gelangt. Wer ihren Bau kennen lernen will, muß notwendig ſie von da betrachten, am beſten ſo, daß er ſeinen Standpunkt im Kloſter der Abeſſynier nicht unten im Hofe, ſondern auf der öſtlich ihn überragenden Schutt-Terraſſe nimmt. Die Vierung der Kirche mit ihrer kreuzgekrönten Kuppel, die Apſis des Chores mit ihren fünf Fenſtern ſteht da im Mittelpunkt des Bildes. Die Kuppel mit ihrem hohen, durch vier Riſalite gegliederten Tambour, deſſen Fenſter von Saladin ehedem verſchloſſen wurden, ſieht aus der Ferne recht ſchmucklos aus. Man ahnt nicht, daß der Erbauer ſich doch einige Mühe mit ihrer Verzierung gab. Nicht weniger als 96 kleine Kragſteine tragen das Geſims des Tambour, und zwar in ſtets wechſelnden Formen. Männerköpfe, Frauenköpfe, Ochſenköpfe, ein Baum, eine Niſche mit Säulen, eine runde Öffnung, ein S, ein T, neben anderen Motiven bloß ornamentaler Natur zeugen von der erfinderiſchen Phantaſie der Steinmetzen. Ihr freies Walten iſt den griechiſchen Mönchen ſo unverſtändlich, daß ſie aus den echt romaniſchen Ornamenten eine Inſchrift herausleſen wollen, welche einen byzantiniſchen Kaiſer als den Erbauer der Kirche verkündet.

Die Apſis des Domes erſchreckt jetzt geradezu durch ihre Häßlichkeit. Wie ein offenes Wallfiſchmaul gähnt darüber ein Aufſatz im Barockſtil. Er gehört der griechiſchen Reſtauration an und iſt natürlich abzuſchneiden. Darunter zieht ſich ein Kranz von kleinen Niſchen und runden Öffnungen im Wechſel rings herum. Eine Blendarkade mit vielen Säulchen iſt dafür einzuſetzen. Die Fenſter haben noch immer eine Umrahmung ihres oberen Teiles. Urſprünglich wird dieſe auf Pilaſtern geruht haben. Rechts und links von der Apſis ſieht man die Enden der Seitenſchiffe. Ein jetzt zugemauertes Portal mit Spitzbogen und korinthiſierenden Säulen hat ehemals zur Linken auf das Dach des Chorumgangs und Kapellenkranzes geführt.[1] Die Wand wäre hier wegen der geringen Spannweite des inneren Gewölbes niedriger ausgefallen als auf der Nordſeite. Man hat dem Übelſtand durch eine aufgeſetzte Kuliſſe abgeholfen. In der Stirnwand des nördlichen Seitenſchiffes entſpricht dem Portal nur ein Fenſter in einfachem Rahmen. Man empfand ihre unſymmetriſche Breite und hat ſie deshalb durch Abſetzung der Steine in einer ſenkrechten Linie für das Auge ohne ein von der Gliederung des Inneren gewonnenes Recht in zwei Teile geſchieden. Ein ſchmaler Sims beginnt an der linken Achſel

[1] Die beiden jetzt darin angebrachten Fenſter erhellen das Treppenhaus und einen Wohnraum im Konvent der Griechen.

der Chorwand, ſenkt ſich an der rechten, um dann an der Oſtwand des nördlichen Querſchiffes zu enden. Der Einfall iſt ſo originell, daß man ihn wohl dem erſten Erbauer der Kirche zutrauen möchte. Er iſt, wie mir ſcheinen will, veranlaßt durch den Wunſch, die verſchiedene Höhe der Querſchiffe auszugleichen.[1] Daß der Vorbau auf der linken Seite wegzudenken iſt, ergab ſich ſchon vorher. Aber auch rechts beweiſt die Bauart des mit einem Fenſter verſehenen nördlichen Anbaus ebenſo wie ſein ſchmuckloſes Innere, daß er erſt ſpäter hinzukam.

Wie Golgotha iſt auch das Gefängnis Chriſti mit ſeiner Vorkapelle vom Oberbau der Kirche nicht eingeſchloſſen worden. Wer das letztere von außen zu ſehen wünſcht, fordert freilich unmögliches. Im Souterrain des koptiſchen Kloſters habe ich vergeblich danach geſucht, bis mir klar wurde, daß es ſich unter ſeinem Boden in der Erde befindet, an einer Stelle, die jetzt als Hühnerſtall dient.

Der Kapellenkranz iſt jetzt faſt vollſtändig eingebaut. Nur die Rückwand der Mittelkapelle iſt noch von außen zu ſehen mit einem verzierten Fenſter, das ſich wie eine Türe ausnimmt, weil die Kapelle bis zu ihm im Boden ſteckt. In der kleinen abeſſyniſchen Kapelle links daneben ſieht man noch den oberen Rand eines zweiten Fenſters derſelben Kapelle, aber auch einen Teil des hohen Fenſters des Chorumgangs über der Treppe zur Helenakapelle und den Rand eines Fenſters der Kapelle der Dornenkrönung. So überzeugt man ſich, daß dieſe jetzt lichtloſen Kapellen auch ihre Fenſter hatten. Aber noch mehr iſt zu ſehen. In der Vorhalle des koptiſchen Kloſters ſteigt man auf einer Treppe zu einem Nebenraum[2] hinauf und bemerkt hier den oberen Teil und das Oberlicht einer großen Tür neben dem Rand des dritten Fenſters der ſchon erwähnten Mittelkapelle. Dies war die Tür, durch welche die Domherren des heiligen Grabes ehemals zu ihrem Chore ſchritten. Eine Anzahl Stufen haben hier früher zur Kirche hinabgeführt. Das Geſamtbild der Kirche von der Oſtſeite entbehrte bei allen Unregelmäßigkeiten des Baues nicht des maleriſchen Reizes. Ich ſtehe nicht an, dieſe Anſicht, wie ſie urſprünglich war, als die ſchönſte zu bezeichnen. Der Glockenturm am hier ſo vorteilhaft zur Geltung, daß man meinen möchte, er ſei ſpeziell geſchaffen worden, um in dieſer Richtung zu wirken.

An der jetzigen Wand der Anbauten des Kapellenkranzes ſind uns Kragſteine mit Bogenanſätzen aufgefallen, welche von breiten Pfeilern

[1] Hier wie in vielen anderen Punkten iſt es ein Übelſtand, daß es an einer genauen Aufnahme der vertikalen Verhältniſſe der Grabeskirche fehlt.

[2] Darunter befindet ſich ein von der Grabeskirche aus zugänglicher Schlafraum der Griechen.

ausgehen. Die Kragſteine haben die Form von zwei gekuppelten kurzen Säulen mit Kapitälen, welche mit einem Knie aus der Wand herauszuwachſen ſcheinen.[1] Es iſt eine zur Kreuzfahrerzeit beliebte Kragſteinform, mir ſonſt bekannt von den Kirchen von en-nebi samwîl und in ḳerjet el-ʿenab bei Jeruſalem. Exemplare derſelben Konſolen finden ſich in der Vorhalle des koptiſchen Kloſters, in dem zu ihr führenden Gange und in der Kapelle des Erzengels Michael. Sie alle gehören zu dem Kreuzgange des Domherrenſtiftes, welcher der Grabeskirche im Oſten vorgebaut war.[2] Die Reſte erlauben einen ſicheren Schluß auf ſeine Größe und ſein Ausſehen. Eine Arkade von ſieben offenen Bogen lief an der Oſtſeite der Grabeskirche entlang, und eben ſolche Arkaden umfaßten einen viereckigen Hof, in deſſen Mitte ſich die aus der Erde ragende Kuppel der Helenakapelle erhob. Ein Teil der Verzierung der Bogen und Pfeiler an der Außenſeite iſt an der nordöſtlichen Ecke des jetzigen Hofes erhalten.[3] Ein antikiſierendes Eierſtabmuſter war hier an den Bogen angebracht, während ſie im Inneren ſchmucklos blieben.[4] Der Kreuzgang ſchloß ſich an ſeinen beiden weſtlichen Ecken durch größere viereckige Hallen an die Grabeskirche. Die nördliche iſt zur Hälfte in der Vorhalle des Koptenkloſters, zur Hälfte in den ſüdlich an ſie ſtoßenden Räumen erhalten, die ſüdliche teils in der Michaelskapelle, teils in Refektorium und Dormitorium der Griechen. In der erſteren ſtützte eine Säule mit korinthiſchem Marmorkapitäl, wohl aus der Baſilika Konſtantins,[5] das Gewölbe, in der letzteren trug die Mittelſäule ein mit dem Kreuz geſchmücktes Würfelkapitäl, das an die Kapitäle der ehemaligen nordweſtlichen Vorhalle der Kirche (S. 37), aber auch an die Kapitäle des großen Refektoriums der Domherren erinnert, das im Süden an den Kreuzgang ſtieß.[6] Auch das letztere wäre unſchwer zu rekonſtruieren. Ein gewaltiges Gewölbe ſeines Souterrains dient neuerdings wieder als Pilgerſpeiſeſaal im Abrahamskloſter. Von hier führten urſprünglich Zugänge zu dem jetzigen Refektorium der Griechen hinter Golgotha und zur Helenakapelle.[7] Der Weſtteil ſeines Oberbaus hat die Apoſtelkapelle der Griechen aufgenommen,

[1] S. Tafel III Nr. 1 und Cl. Ganneau, Archaeological Researches I, S. 97, 99. Die Bogenweite beträgt 4,60 m, die Höhe der Pfeiler 2,05 m.

[2] Der Kreuzgang entſprach ungefähr der alten Konſtantinsbaſilika.

[3] S. Tafel III Nr. 3.

[4] De Vogüé, Les Églises, S. 139 f., dachte hier an einen Reſt der Baſilika Konſtantins, hat aber dieſe Anſicht ſpäter zurückgenommen.

[5] S. Cl. Ganneau, Arch. Res. I, S. 98.

[6] Details des Gebäudes ſ. Cl. Ganneau, a. a. O., S. 95 f.

[7] S. Neophytos bei Joannides, Proskynetarion, S. 246, Anm.

der Reſt begrenzt als Ruine den Hof der Abeſſynier auf der Südſeite.[1] Die Wohnungen der Domherren und ihr Schlafſaal lagen nördlich vom Kreuzgang, wo mächtige Gewölbe unter dem koptiſchen Kloſter noch immer den maſſiven Bau des Stiftes bezeugen.[2]

In den eben erwähnten Gewölben, unter denen ein jetzt unzugängliches Arkoſoliengrab im Felſen gefunden wurde, kann man auch nach der Nordſeite der Grabeskirche herumgehen. Aber es gibt hier keinen Ausgang zu ihrem Nordhofe, der nur von der Kirche ſelbſt zugänglich iſt. Daß das Gefängnis Chriſti hier außerhalb des Bereichs der Kirche unter der Erde liegt, war ſchon geſagt, ebenſo, daß im Oberſtock die nordöſtliche Ecke[3] über dem Vorraum des Gefängniſſes eine ſpätere Zutat iſt. Von außen ſtößt hier an die Grabeskirche die Kapelle des Koptenkloſters, unter deren Südende die jetzigen Aborte der Grabeskirche liegen. Urſprünglich dürfte der Oberſtock der Kirche hier freigelegen haben. Doch hat man auf größeren Schmuck der Außenſeite verzichtet, weil der hier befindliche Hof wohl ſtets die Kloake der Kirche enthielt und nur als Hinterhof betrachtet wurde. Vier durch eine erhabene Leiſte verbundene und zwei unverbundene Bogenfenſter[4] im Oberſtock, zwei gekuppelte Fenſter mit Säulchen und eine einfache Tür im Unterſtock unterbrechen allein die Faſſade. Es folgt an der Nordſeite der Kirche die wohl erſt ſpäter hier angebaute Sakriſtei der Lateiner und ihre Marienkapelle, welche bis in byzantiniſche Zeit zurückreicht. Hier endet unſer Rundgang an der Stelle, wo wir zuerſt an die Kirche herantraten.

Aber es iſt Zeit in das Innere des Domes zu ſchauen. Wir betreten es vom ſüdlichen Hauptportal. Arabiſche Wächter ſitzen da zur Seite, nicht, wie Unwiſſende ſagen, um die Streitigkeiten der Konfeſſionen zu ſchlichten, ſondern um das Schlüſſelrecht der türkiſchen Regierung zu wahren. Zur Vereinfachung der Aufſicht ſind alle Ausgänge der Kirche

[1] Südlich davon liegt eine vom Abrahamskloſter aus zugängliche ungeheure Ziſterne, die zum Bau Konſtantins gehören mag.

[2] Eine mächtige, ſehr tiefe Ziſterne, zu der man hier hinabſteigen kann, ſtammt vielleicht wie die in der vorigen Anmerkung erwähnte aus der Zeit Konſtantins. Beide Ziſternen haben in Verbindung mit der Helenakapelle Anlaß gegeben zu der Annahme eines von Oſt nach Süd die Grabeskirche umziehenden alten Stadtgrabens, der in den gedruckten Plan Schicks eingezeichnet iſt. Aber Schick ſelbſt hat ſchließlich dieſe Idee aufgegeben, wie u. a. ſein im Beſitze unſeres Inſtituts befindliches Modell der Unterbauten der ganzen Gegend der Grabeskirche zeigt, welches vor allem die Geſtalt des Felsbodens klarlegen ſoll.

[3] Sie ſtellt ſich im Innern dar als eine Verlängerung der nördlichen Empore der Kirche.

[4] Von dieſen Fenſtern ſind die beiden am weiteſten nach Oſten gelegenen jetzt verbaut.

Im nördlichen Tranſept der Grabeskirche.

Aufnahme der Amerikaniſchen Kolonie in Jeruſalem.

außer dieſem verſchloſſen worden, was bei Überfüllung der Kirche den Aufenthalt darin lebensgefährlich macht und ſchon viele Menſchenleben gekoſtet hat.

Der erſte Blick in das Innere bedeutet eine große Enttäuſchung. Man erwartet ja nicht eine wohlgepflegte moderne Kirche und würde ſich durch altersgeſchwärzte Hallen nicht verletzt fühlen. Aber man hat ein Recht, zu fordern, daß man hier nahe der Vierung des Domes hohe und weite Ausblicke habe. Die wohlgeſchmückte Faſſade verhieß entſprechenden Schmuck des Innern. Die Fenſter über dem Portal verſprachen eine Fülle von Licht. Nichts von alledem iſt vorhanden. Die Fenſter ſind von innen unſichtbar. Hohe Wände mit lichtloſen Öffnungen hemmen nach allen Richtungen den Blick. Der vorhandene architektoniſche Schmuck, wenn man dieſe Bezeichnung brauchen darf, hat mit dem Stil der Kirche nichts gemein. Ein Gewirr von ſilbernen Lampen, unförmliche Kerzen, unſäglich ſchlechte Bilder, die nicht einmal einen Alterswert beſitzen, ein Geruch, aus Weihrauchduft und menſchlicher Ausdünſtung gemiſcht, kein gedämpftes Licht, welches die Phantaſie anregt, ſondern ganz gewöhnliche Dunkelheit, in die das Tageslicht von der offenen Türe her hineinblendet: alles vereinigt ſich, um abzuſtoßen, die Andacht, die man gern hier hineinbrächte, nicht zu heben, ſondern zu töten. Wo iſt die Domkirche der Kreuzfahrer geblieben? So hat ſie nicht ausſehen können, ſo war ſie nicht; und doch läßt ſich nicht verkennen, daß ſie noch vorhanden iſt, nur maskiert durch ſchlimme Zutaten und Veränderungen, die zumeiſt das Gepräge einer Zeit und eines Geiſtes tragen. Der Vergleich mit älteren Plänen und Anſichten zeigt unwiderleglich, daß die griechiſche Renovierung nach dem Brande von 1808 faſt an allem Unheil ſchuld iſt. Ihre Prinzipien laſſen ſich folgendermaßen zuſammenfaſſen. Die Beſitztümer der verſchiedenen Konfeſſionen werden durch möglichſt hohe und maſſive Wände geſchieden ohne jede Rückſicht anf die Schönheit des Baues und ſeine Lichtverhältniſſe. Durch den Brand nur beſchädigte Kapitäle und Säulen werden mit Zement verkleiſtert und ſtehen gelaſſen. Zerſtörte Säulen werden durch möglichſt maſſive Pfeiler erſetzt, Arkaden durch Wände mit Scheinfenſtern. Der für alle Änderungen vorgeſchriebene Stil iſt nicht der der Kirche, ſondern ein grobes Barock, das kaum den Namen einer Stilrichtung verdient. Komnenos aus Mitylene hieß der Maurermeiſter, der dieſen Vandalenſtreich verübte. Er hat am heiligen Grabe ſeinen Namen ſo anſpruchsvoll angebracht, daß man an ihm nicht vorübergehen kann. Zu ſeiner Entſchuldigung kann nur zweierlei geſagt werden. Erſtlich lebte er in einer Zeit, in der man auch in unſrer Heimat romaniſche Kirchen nicht verſtand, ſondern verunſtaltete, und zweitens hatte

man schon vor ihm begonnen, die Kirche durch Wände zu scheiden, besonders weil seit dem Verschlusse der Kirche durch die türkische Regierung für etwa 30 Kleriker in ihrem Bereiche ständige Wohnungen zu schaffen waren. Komnenos baute nur massiv, was vorher aus Brettern bestand.

Glücklicherweise besaß K. nicht den Fanatismus des Neuerers, dessen Ideen alles Bestehende angepaßt werden soll. Er hat immer noch so viel übrig gelassen, daß man sich vom ursprünglichen Zustande eine Vorstellung bilden kann. Um diese Aufgabe zu lösen, müssen wir uns vor allem nach dem nördlichen Querschiff begeben, das der Brand und somit auch die Wiederherstellung sehr wenig angetastet hat. Das ursprüngliche System des Baus ist dort noch völlig sichtbar. Ein auf ziemlich flache Spitzbogen[1] konstruiertes Kreuzgewölbe mit Rippen,[2] ruhend auf vier schlanken Pfeilerbündeln, bildet die Bedachung. Die Wandfläche ist aufgelöst in eine zweigeschossige Arkade von je zwei Spitzbogen. Im Untergeschoß[3] werden die Bogen links und rechts von je einer Halbsäule, in der Mitte von einer Vollsäule getragen. Im Obergeschoß sind Pfeiler die Träger der Bogen, aber verstärkt durch ein Halbsäulenpaar an jeder Innenseite. Über dem Obergeschoß füllt die Spitze der Wandfläche ein gekuppeltes Paar kleiner Rundbogenfenster, deren innere Bogen von Säulchen getragen werden. Da, wo die geringere Breite der Wandfläche nur eine Arkade mit einem Bogen gestattete, der aber breiter ausfallen mußte als bei den zweibogigen Arkaden, sind auch im Untergeschoß zwei Halbsäulen beiderseits als Stützen verwandt, und über dem Oberstock ist nur ein Fensterchen angebracht. Sonst ist das System das gleiche.

Auch die Wand des Seitenschiffs blieb nicht ganz ohne Gliederung. Nach Norden zu hat man freilich im Untergeschoß darauf verzichtet, weil man Anlaß hatte, hier eine Säulenhalle aus byzantinischer Zeit stehen zu lassen. Man tat dies gewiß nicht aus bloßer Freude am Alten, denn der jetzige Befund zeigt, daß nur eine einzige Säule mit Kapitäl vollständig erhalten war. Das Fehlende hat man teils durch Pfeiler, teils durch zusammengeflickte Säulen ersetzt und so eine ehedem wohl achtbogige Kolonnade hergestellt, bestehend aus Pfeiler, Säule, Pfeiler, zwei Säulen, Pfeiler, worauf, nach dem jetzigen Gewölbe zu schließen, nochmals zwei Säulen und ein Pfeiler folgten. Die in sich ebenmäßige, aber zur Stirnwand des Querschiffes schief stehende Kolonnade verdeckte für den

[1] Die Grabeskirche ist ein frühes Beispiel des Spitzbogens in romanischer Umgebung, was sich durch den Einfluß arabischer Bauweise erklärt.

[2] Im nördlichen Transept sind die Rippen erhalten.

[3] S. Tafel II.

Beſucher den Übelſtand, daß die auf die Vorhalle[1] des Gefängniſſes Chriſti zuführende Linie und die Achſe der Kirche divergierten. Sie verhinderte natürlich eine Fortſetzung des Syſtems der Kirche nach der Rückwand der von ihrem Syſtem abweichenden Kolonnade. Im Oberſtock fiel dieſes Hindernis weg. Hier iſt dann auch die Gliederung der Wand des Nebenſchiffes eine völlig ebenmäßige. Den Eckpfeilern des Hauptſchiffes entſprechen breite Pilaſter mit Kapitälen, dazwiſchen iſt die Wand durch Halbſäulen in vier Felder geteilt, deren jedes durch ein kleines Fenſter durchbrochen iſt. Hohe Schränke verdecken jetzt leider die Wand ſonſt wäre das Bild des alten Domes in dieſer Gegend faſt vollkommen.[2] Auf die große Zahl verſchiedener Kapitälformen, die vom Erbauer verwandt wurde, kann hier nicht eingegangen werden.

Nach dem ſoeben ausgeführten Schema iſt der ganze Dom vorzuſtellen. Bei Golgotha allein mußte das Bauſyſtem dadurch unterbrochen werden, daß man den Unterſtock durch ein Zwiſchengeſchoß halbierte, in deſſen Höhe ſich das Kalvarienheiligtum befand. Dieſe nicht zu umgehende Anordnung hatte etwas Kleinliches; aber ſie ſtörte nicht den Geſamteindruck. Erſt die von Komnenos hier vorgeſetzte Terraſſe hat auch an dieſer Stelle die Kirche geſchändet.[3] Nirgends ſchieden Zwiſchenwände die hohen Räume. Offene Arkaden mit Emporen umzogen die Hauptſchiffe. Frei ſchweifte der Blick von Wand zu Wand. Die Fenſter hinter und über den Emporen füllten das Innere mit hinreichendem Licht, ſie könnten farbige Verglaſung, von der aber nirgends berichtet wird, erhalten haben. Die Lichtfülle des Innern wurde vermehrt durch das Goldmoſaik, das die Gewölbe der Hauptſchiffe und der Kapellen überzog. Moſaikgemälde ſchmückten die Decke des Chores[4] und der Kalvarienkapellen.[5] Lateiniſche und an einigen Stellen griechiſche Inſchriften deuteten ihren Sinn. In der Geburtskirche zu Bethlehem ſehen

[1] In ihr zeigte man die Reliquie des Feſſelungsſteines Chriſti, aber auch die Kreuzesreliquie wurde hier für die Pilger ausgeſtellt.

[2] Vom Konvent der Lateiner aus führt eine Treppe zuerſt zu ihrem Teil der Empore der Grabesrotunde und von da zu der Nordarkade des Oberſtocks der Kirche.

[3] Daß Komnenos gleichzeitig die Grabdenkmäler der lateiniſchen Könige am Eingang in die Adamskapelle und hinter dem jetzigen Salbungsſtein entfernte, rechnen die Griechen ſich als Verdienſt an, weil mit Blut befleckte Krieger nicht in einer Kirche begraben ſein dürften. An den Bildern des Konſtantin und des Heraklius nahmen ſie aber keinen Anſtoß.

[4] Hier ſah man Chriſtus, von Engeln und Apoſteln umgeben.

[5] An der Decke der lateiniſchen Kapelle war die Himmelfahrt abgebildet, ſonſt ſah man hier das hl. Abendmahl, Iſaaks Opferung, David, Salomo, Elias, Jeſaja, Daniel, Hoſea, Obadia, Habakuk, Zephania, aber auch Heraklius und Helena.

wir noch Reste von Mosaiken, welche fast genau zur gleichen Zeit und vielleicht von denselben byzantinischen Künstlern angefertigt wurden. Wie diese muß man sich das Innere der Grabeskirche vorstellen.[1] Ein einziges unscheinbar gewordenes Überbleibsel befindet sich noch im Gewölbe der lateinischen Kalvarienkapelle.

Auch der Chorabschluß war ursprünglich nicht durch eine Wand vom übrigen Chore getrennt. Die Fensterwand der Apsis mit ihrer jetzt ins Barock umgesetzten Arkade ruhte nicht wie jetzt auf massigen Pfeilern, sondern auf schlanken Säulenpaaren, zwischen denen das Licht des Chores sich dem Chorumgang mitteilte. Dieser mit seinem Kapellenkranz zeigt noch immer die alte romanische Ornamentik. Aber die Fenster der Kapellen, die Oberlichter der Türen sind vermauert. An Anfang und Ende versperren in das Gewölbe gesetzte Zimmer auch das Licht, das sonst von den Seitenschiffen herkäme. Was jetzt den Eindruck eines Kellerganges macht, war ursprünglich ein heller Schmuckteil des Domes. Daß man jetzt aufatmet, wenn man in die wohl erhellte Krypta der Helenakapelle hinabgestiegen ist, gehört zu den Dissonanzen, mit denen unsre heutige Grabeskirche den Geschmack beleidigt.

Die Helenakapelle ist in ihrer Anlage gewiß ein Rest der Konstantinsbasilika, dem sie als Krypta diente. Die vier Kapitäle, welche die Träger ihrer Kuppel zieren, müssen aus byzantinischer Zeit stammen, aber die Träger selbst sind Flickwerk und gehören mit den Gewölben in die Zeit der Kreuzfahrer.[2] Zu ihrem Stil paßt auch der Tambour der Kuppel mit seinen einfachen Verzierungen an den äußeren Ecken,[3] obwohl es scheint, als habe es zur Zeit des Lateinischen Königstums hier nur eine große Deckenöffnung, aber noch keine Kuppel gegeben.[4] Es ist klar, daß man sich keine Mühe gab, hier ein völlig stilgerechtes Bauwerk herzustellen. Das erklärt sich dadurch, daß für die Kreuzfahrer die Kreuzfindung und das Andenken der Helena zurücktrat hinter den Stätten des Todes und der Auferstehung Christi. Anders stand es bei der Grabesrotunde, dem Hauptheiligtum der Kirche, dem wir zum Schlusse unsere Schritte zulenken.

[1] Um 1720 wurden hier die Mosaiken bei einer umfassenden Restauration bis auf geringe Reste entfernt.

[2] Die zur Kapelle hinabführende Treppe mit ihrem Knie, an dem in neuerer Zeit korrigiert worden ist, gehört auch dem Kreuzfahrerbau an, denn auf ihn ist sie berechnet.

[3] Nur auf der West- und Südseite sind sie in der Form von „Diensten" an drei Eckpilastern erhalten. Auf der Ost- und Nordseite ist teils gar keine Verzierung angebracht, teils nur Flickwerk anderer Herkunft.

[4] S. Citez de Jherusalem, bei Tobler, Descriptiones, S. 205, und Theoderich.

Die Kreuzfahrer, welche am 15. Juli 1099 Jeruſalem eroberten, hielten nach ihrem blutigen Werke ihre erſte Andacht am Grabe Chriſti, das heißt, in dem Rundbau, welcher damals „die“ Kirche des heiligen Grabes war. Sie fanden ihn vor, wie eine nicht lange vorher im Jahre 1048 erfolgte Reſtauration des byzantiniſchen Kaiſers Konſtantinos Monomachos ſie hergeſtellt hatte, eine Rotunde, umgeben von Arkaden in zwei Stockwerken, die ein ringsum laufendes Seitenſchiff darſtellten. Die Außenwand der auf zwanzig Träger berechneten Arkaden hatte Apſiden nach den vier Himmelsrichtungen, bei denen aber auffällt, daß die nördliche und ſüdliche etwas nach Weſten gerückt ſind, ſo daß die Arkadenöffnungen zu ihnen nicht ganz paſſen, wohl ein Zeugnis dafür, daß die Arkaden und die Außenmauer verſchiedenen Bauperioden der byzantiniſchen Zeit angehören. Übrigens war nur die Oſtapſide zur Zeit der Kreuzfahrer noch mit einem Altar verſehen, die Altäre der übrigen Apſiden waren infolge der Durchführung des kirchlichen Geſetzes über die Oſtrichtung der Altäre verſchwunden. Möglicherweiſe war der ſchon damals an die Weſtſeite der Grabeskapelle angeſetzte Altar ein Erſatz für den ehemaligen Altar der weſtlichen Apſis. In die Nordapſis mündete jetzt der vom Marientor (S. 36 f.) herkommende Weſteingang der Kirche.

Als die Kreuzfahrer ihre Domkirche bauten, haben ſie an der Rotunde nur ſo viel geändert, als nötig war, um die neue Kirche mit der alten zu verbinden. Man ſchob den Neubau ſo nahe heran, daß ſeine Vierung ihre Mitte ungefähr da hatte, wo die ehemalige öſtliche Apſis der Rotunde endete. Die Weltenmitte, bei der man zur Kreuzfahrerzeit gern auch die Salbungsſtätte zeigte,[1] lag damals an der Außenwand jener Apſis, jetzt unter der Vierungskuppel, ohne ihren Platz gewechſelt zu haben. Das um das Querſchiff herumgehende Seitenſchiff ließ man in das Seitenſchiff der Rotunde da übergehen, wo bisher die Eingangsportale der Rotunde geweſen waren. Der Vorraum der früheren Oſtapſis wurde zum Triumphbogen, der Vierung und Rotunde verband, der frühere Hochaltar der Rotunde ſank zum Laienaltar herab, weil der neue Hochaltar im Domherrenchor zu ſtehen hatte; man ließ ihn im Gebrauche der Griechen, ſpäter iſt er ganz verſchwunden. Die allgemeine Anordnung der Kirchenteile iſt noch immer die gleiche, und wer durch eine der Türen in der jetzigen Kuppel von oben in die Rotunde hinabblickt, erhält auch jetzt den Eindruck eines imponierenden Raumes. Aber man ſucht vergebens nach ihrem urſprünglichen, architektoniſchen Schmuck. Sechzehn plumpe Pfeiler tragen die gegen den früheren Zuſtand weſentlich

[1] S. Johann v. Würzburg, bei Tobler, Descriptiones S. 146, Innominatus VII u. VIII, ebenda S. 101, 194. Vgl. Quaresmius, Elucidatio II, S. 444.

erhöhte Kuppel, deren mehr für ein Provinzialtheater als für eine Kirche paſſende papierene Ornamentik in Fetzen herunterhängt, nicht zur Ehre der drei Erbauer, welche eitel genug waren, ihre deutſch klingenden Namen (Mauß, Eppinger, Salzmann) groß und breit daran zu ſetzen. Die Pfeiler ſind ſo dick, daß ſie nur ſchmale Zwiſchenräume laſſen und darum das Seitenſchiff vom Hauptſchiff völlig trennen. Unten hat man ſogar Wände mit Türen dazwiſchen geſetzt. Das war einſt anders. Nur da, wo jetzt etwas weitere Zwiſchenräume ſichtbar ſind, trugen auch früher Pfeiler die Bogen beider Geſchoſſe. Sonſt waren im Unterſtock durchweg ſtarke korinthiſche Säulen, im Oberſtock mit Pfeilern abwechſelnd ſchwächere Säulen mit Würfelkapitälen die Träger.[1] Pracht herrſchte ſtatt der jetzigen Nüchternheit, denn alle Pfeiler waren mit Marmor bekleidet, der Tambour mit Goldmoſaik überzogen, von dem die Figuren von Apoſteln und Propheten ſich abhoben,[2] ein Moſaik der Himmelfahrt Chriſti ſchmückte den Triumphbogen. Die inneren Flächen des runden Daches glänzten von vergoldetem Kupfer. Licht kam hier nur von oben durch die ungedeckte Mittelöffnung der Bedachung. Es fiel zunächſt auf die Grabeskapelle in der Mitte der Rotunde. Ihr früheres Äußere ähnelte dem jetzigen, denn auch damals war ſie mit Marmor bekleidet und wurde von einem Pavillon gekrönt. Aber ſie war niedriger und minder aufdringlich als das jetzige bombaſtiſche Gehäuſe, das man neueſtens ſogar für eine Weltausſtellung nachgebildet hat. Auf dem mit vergoldeten Schuppen gedeckten Pavillon ſtand ein ſilbernes Chriſtusbild.

Eine byzantiniſche Rotunde und ein romaniſcher Dom, auch dieſer teilweiſe von byzantiniſcher Kunſt geſchmückt, das war die Grabeskirche des Lateiniſchen Königtums. Soll ſie für immer hinter dem barocken Firlefanz des mitylenäiſchen Maurermeiſters verſchwinden? Die verletzte Pietät gegen das altehrwürdige Denkmal, der mit Füßen getretene Schönheitsſinn, die von heiliger Stätte vertriebene Andacht, ſie alle proteſtieren. Die Zeit muß kommen, da der jetzt von allen Seiten ängſtlich gehütete status quo als eine Schändung des Heiligen mit eiſernem Beſen weggefegt wird und aus ihren Grabtüchern wie ein Phönix hervorgeht die byzantiniſch-romaniſche Grabeskirche als das von Orient und Okzident gemeinſam errichtete Denkmal des aus dem Grabe erſtandenen Erlöſers.

[1] Von den 20 Trägern der Rotunde ſind vier auf der Oſtſeite durch den Triumphbogen erſetzt. Von den übrig bleibenden 16 Trägern waren im Unterſtock 6, im Oberſtock 10 Pfeiler, der Reſt Säulen.

[2] Südlich Ezechiel, Daniel, Hoſea, Joel, Amos, Obadia, nördlich Thomas, Jakobus, Philippus, Matthäus, Bartholomäus, Simon Kananäus. Sonſt waren im Nordoſten noch Tobias und an anderer Stelle Konſtantin und Helena zu ſehen.

Anweiſung für den Beſuch der Grabeskirche.

Man beſichtige zuerſt die Kapellen am Südhofe, das Abrahamskloſter mit ſeinem Refektorium, ſeiner Ziſterne und der Abrahamskapelle, ſodann das Erdgeſchoß der Kirche mit beſonderer Beachtung der Architektur des nördlichen Tranſeptes und des Chorumganges. Dann laſſe man ſich vom lateiniſchen Konvent nach der Empore der Grabesrotunde und der oberen Arkade des nördlichen Tranſeptes führen (Erlaubnisſchein vom Bureau des Franziskanerkloſters notwendig). Von der griechiſchen Verwaltung der Grabeskirche neben der Adamskapelle erbitte man Führung auf die Höhe der ſüdlichen Mauer des Griechenchores. Von der Marktſtraße aus betrete man den Hof des abeſſyniſchen Konvents und die Vorhalle des koptiſchen Kloſters. Von den Abeſſyniern laſſe man ſich ihre Kapelle öffnen, von den Kopten die Michaelskapelle und die große Ziſterne unter ihrem Kloſter. Schließlich gehe man vom griechiſchen Hauptkloſter aus (Eingang gegenüber dem griechiſchen Patriarchat) — keine beſondere Erlaubnis nötig — nach dem Dache der Grabeskirche und ſteige dort bis auf das Dach der Hauptſchiffe hinauf, laſſe ſich auch eine Tür zur Empore in der Kuppel der Grabesrotunde öffnen, um in ſie hinabzuſchauen. Wer den in der Grabeskirche verwahrten Reliquienſchatz und die koſtbaren Teppiche, Gewänder, Krummſtäbe und Kopfbedeckungen der Griechen ſehen will, erwirkt ſich am beſten im voraus eine Erlaubnis des Patriarchen oder des griechiſchen Verwalters der Grabeskirche.

3. Das Jerusalem der Kreuzfahrer.

Von Privatdozent Lic. P. Volz in Tübingen.

Mit einer Skizze.

Unter den vielen Jahrhunderten, die die heilige Stadt der Welt in ihrem wechselvollen Geschick erlebte, ist das zwölfte nach Christus eines der bedeutendsten und eigenartigsten, das Jahrhundert, in dem das Europäertum, das geistliche und hinter ihm das weltliche, über Jerusalem kam und es fast gewaltsam an sich ziehen wollte. Es ist deswegen gewiß der Mühe wert, das Bild der Stadt im Kreuzfahrerjahrhundert näher kennen zu lernen. Wir sind in der glücklichen Lage, darüber zureichende Auskunft zu bekommen. Denn ehrwürdige und gelehrte Pilger, die in jener Zeit, wohl mehr denn je, das heilige Land besuchten, haben, um ihr Pfund nicht zu vergraben, wie einer von ihnen sagt, ihre Reiseberichte niedergeschrieben. Sie bilden eine mannigfaltige Schar, diese schriftstellernden Jerusalemfahrer, verschiedener Nation und Konfession und verschiedener Art. Da ist der Angelsachse Saewulf, der früher Kaufmann gewesen, dann Mönch geworden war und „die Mängel seines Lebens durch eine Reise ins heilige Land zudecken wollte." Er kam unmittelbar nach dem Einzug der Kreuzfahrer nach Jerusalem; in seinem Bericht steht also die Stadt in der Gestalt, in der die Eroberer sie antrafen. Weiter der russische Abt Daniel aus Kiew, ein gelehrter und angesehener Herr, der im Jerusalemer Kloster der Sabamönche wohnte. Da er 16 Monate lang im Land umherzog und sich von Kundigen beraten ließ, außerdem vermöge seiner Stellung hohe Beziehungen (z. B. zum König Balduin) hatte, ist er ein trefflicher Zeuge und hat manches was andern verborgen blieb, wie das Innere des Davidturms oder die Zeremonie des heiligen Feuers, aus nächstem Augenschein beschreiben können. Er ist zugleich in seiner Person ein schönes Beispiel für das Einvernehmen, das im Anfang die herrschende lateinische und die alteingesessene griechische Kirche verband. Nach dem Russen kommt

ein ſpaniſcher Jude Rabbi Benjamin von Tudela, ein antiker Zioniſt; er bereiſte das heilige Land, um für ſeine gedrückten Brüder in Spanien einen etwaigen Auswanderungs- und Zufluchtsort zu erkunden; er erzählt von der Weſtſeite der Tempelmauer, wo die Juden damals ſchon ihre Andacht verrichteten, von den unterirdiſchen Gängen des ſalomoniſchen Palaſtes, wo ſeine Glaubensbrüder an der alten Schlachtſtätte der Opfertiere ihre Namen an die Wand ſchrieben, vom Davidsgrab auf dem Zion, das eben erſt neu wieder entdeckt worden ſei. Noch erwähnen wir zwei lateiniſche Prieſter, die einander vielleicht im Leben naheſtanden und uns eingehend unterrichten, jeder in beſonderer Weiſe. Der eine, Johann von Würzburg, wandert mit dem Neuen Teſtament in der Hand; er begleitet die Erdentage Jeſu Schritt für Schritt und beſchreibt die heiligen Stätten nicht in ihrer örtlichen Reihenfolge, ſondern in der erbaulichen Folge der Lebensgeſchichte des Erlöſers. Er erweiſt ſich recht als ein Deutſcher, einmal dadurch, daß er trotz ſeines frommen Sinnes die Legenden zuweilen mit kritiſchem Verſtand prüft, und dann dadurch, daß er den Anteil ſeiner Landsleute an der Eroberung Jeruſalems lebhaft und mit einem gewiſſen Ärger gegenüber dem Überwiegen des fränkiſchen Elements hervorhebt. Sein Amts- und Vaterlandsgenoſſe Theodorich iſt ein hervorragender Berichterſtatter; er hat die Stadt allem nach in der Blütezeit ihres Kreuzfahrerlebens geſehen, hat ſie nicht bloß mit der Bibel und dem Legendenbuch in der Hand angeſchaut, ſondern er hatte auch ein Auge für das, was damals lebte und webte, für jene großen Orden ſeiner Zeit, für die damaligen Straßen und Märkte, für das kultiſche Treiben der Bewohner und Pilger der heiligen Stadt.

Das ſind für uns die erlauchteſten Führer, zu denen ſich noch manche Namen fügen ließen, wie z. B. der griechiſche Mönch Phokas, der Geſchichtſchreiber Wilhelm von Tyrus oder der Muhammedaner Edriſi vom ſizilianiſchen Königshof, der die heiligen Stätten der Chriſten mit ausführlicher Verehrung ſchildert. Außerdem dienen uns noch etliche Karten aus jenem Jahrhundert, die freilich für unſere heutigen Anſprüche dürftig ſind; das erſte Lob gebührt der in der Bibliothek von Cambray liegenden, um 1150 gezeichneten. Was die Karten an Wünſchen übrig laſſen, erſetzt eine vortreffliche Beſchreibung der Stadt Jeruſalem aus der Zeit Saladins, von einem Lateiner in franzöſiſcher Sprache verfaßt: „La Citez de Jherusalem“, eine hervorragende, klar geſchriebene, fein angeordnete Topographie der Stadt; in einfacher, ſachlicher Sprache führt ſie uns von Straße zu Straße und macht auf die Sehenswürdigkeiten aufmerkſam. Es würde ſich lohnen, dieſes Büchlein ein andermal für ſich allein zu ſtudieren und auszuſchreiben.

Versetzen wir uns nun in jenes Jahrhundert zurück, um die Stadt von außen und von innen zu beschauen! Unsere Gewährsmänner wissen, daß die Stadt in gar alter Zeit eine andere Lage hatte: Hadrian habe sie vom Süden in den Norden verschoben. Sie bemerken, daß das befestigte Jerusalem auf zwei Hügeln liegt, die durch ein Tal getrennt sind; dieses Tal laufe, sagen sie, mitten durch die Stadt; es war offenbar damals innerhalb Jerusalems noch mehr sichtbar als heute. Die beiden Hügel der Stadt werden zuweilen Morijah und Zion genannt. Unter Zion verstehen unsere Pilger teilweise den ganzen Westhügel (mit Davidsturm, Grabeskirche und Zionskirche) im Gegensatz zum Osthügel mit dem Tempel, teilweise nur den Hügel außerhalb der Stadtmauer, das was heute Zion heißt; teilweise gebrauchen sie Zion im Sinne von Jerusalem. In der näheren Umgebung der Stadt fällt der Mangel an Bäumen und an Quellwasser auf, der den Kreuzfahrern so viel zu schaffen machte; nur Siloa hat lebendiges Wasser. Man hilft sich durch Zisternenwasser; fast bei jedem Haus ist der Regen gesammelt, außerdem stehen an zahlreichen Orten öffentliche Teiche. Überall ist viel arbeitender Fleiß und Reichtum der Natur zu beobachten; die felsige Gegend ist wo nur möglich bebaut, an Korn, Wein, Öl und Honig ist kein Mangel, und die nördliche Umgebung des Damaskustors ist von Wein überwachsen.

Die Stadt war auf allen Seiten von einer starken freiliegenden Mauer mit vielen Türmen und Bastionen umschlossen. Der Lauf der Mauer scheint dem heutigen im allgemeinen zu entsprechen, jedenfalls war die Zionskirche ausgeschlossen, denn zwischen ihr und der Mauer war ein Teil des Lagers der Eroberer. Im Norden stand eine kleinere Vormauer, wohl auf der ganzen Länge; unterhalb dieser Vormauer lief ein stattlicher Graben; ebenso hatten die Kreuzfahrer im Süden zwischen der Mauer und der Zionskirche eine mächtige Vertiefung auszufüllen. Unter den Türmen überragt der Davidsturm die andern; er wird von einigen unserer Berichterstatter auf David zurückgeführt, während andre es bestreiten und der Jude Benjamin zwischen dem Fundament seiner Väter und den Zutaten der Araber unterscheidet. Der Turm leistete den erbittertsten Widerstand gegen die Kreuzfahrer, wurde vom Grafen von Toulouse eingenommen und dann an Gottfried übergeben; später wurde er für die Residenz des Königs ins Auge gefaßt und von den fränkischen Rittern noch mehr befestigt und verwahrt. Die Pilger können nicht genug staunen über den wunderbaren Bau: es ist eine Festung von viereckigen Steinen, zementiert mit Mörtel und Blei, wie ein einziger Stein ragt der Turm in die Höhe, durch fünf eiserne Türen steigt man auf 200 Stufen aufwärts, unermeßlich viel Getreide und eine Menge Wasser ist drin, und sehr wenigen Sterb-

lichen iſt der Zugang in dieſes Bollwerk verſtattet, das den Eingang der Stadt zu hüten hat. Noch zwei andre Türme ragten von der Mauer auf: der Eckturm im Nordweſten (an der Stelle des jetzigen Hauſes der Schulbrüder), nachher Tankredturm genannt, weil Tankred vor ihm lagerte, und der Eckturm im Nordoſten über dem Tal Joſaphat.

Plan des Jeruſalem der Kreuzfahrer

mit Einzeichnung der Hypotheſen über den Lauf der Nordmauer zur Zeit Chriſti, entworfen von G. Dalman.

1 Hippicus.
2 Phaſael (Davidsturm).
3 Patriarchenteich (Hiskiateich).
4 Maria Latina.
5 Maria Latina major.
6 Lateiniſche Börſe.
7 Griechiſche Börſe
8 Betesdateich.
9 Burg Antonia.

Ehe wir die Stadt im Innern beſichtigen, laſſen wir uns noch das Lager der Kreuzfahrer vor der Eroberung beſchreiben. Gottfried Tankred und die beiden Robert lagerten urſprünglich im Norden der

Stadt, von der Nordweſtecke bis zum Damaskustor, Tankred ſpeziell dem Nordweſteckturm gegenüber; der Graf von Toulouſe lagerte vom Nordweſteckturm ſüdlich bis zum Davidstor. So war nur ein kleiner Teil der Stadt umſchloſſen, nämlich vom Davidstor bis zum Damaskustor, merkwürdigerweiſe gerade der Teil der Stadtmauer, der das Chriſtenviertel umſchloß und den die Chriſten einige Jahrzehnte zuvor auf Befehl der Regierung hatten bauen müſſen. Im Lauf der Belagerung veränderten die Kreuzfahrer ihren Platz: Gottfried und die beiden Robert zogen oſtwärts zwiſchen das Damaskustor und die Nordoſtecke der Stadt, Toulouſe zog ſüdwärts und lagerte ſich zwiſchen der Stadtmauer und der Zionskirche. Die erſte Einnahme der Stadt geſchah durch die Leute Gottfrieds auf der Nordoſtſeite zwiſchen Damaskustor und Nordoſtecke; die Karte, die wir oben erwähnten, gibt die Stelle genau an (hic capta est civitas a Francis); von hier aus trieben dann die Kreuzfahrer die flüchtenden Muſelmänner in den Tempelbezirk hinein, wo ſie ein entſetzliches Blutbad, Gott zum Opfer, anrichteten.

In die wohlverwahrte Stadt führten einige wehrhafte Tore. Es waren vier Haupttore ungefähr nach den Himmelsrichtungen, das Davidstor im Weſten, das ſogenannte Stefanstor im Norden (das heutige Damaskustor), das goldene Tor im Oſten und das Zionstor im Süden, wohl ein wenig öſtlicher gelegen als das heutige Zionstor. Dazwiſchen ſtanden einige Nebenpforten, z. B. das Lazarustor zwiſchen Tankredturm und Stefanstor, der nächſte Zugang zum heiligen Grab, das Joſaphattor im Oſten (das heutige Stefanstor), das Tor der Maria Magdalena nahe dem Joſaphattor, das aber nicht zur Stadt hinausführte, ſondern nur in den Burggraben zwiſchen den beiden Mauern, endlich das Gerbertor an der Stelle des heutigen Moghrebinertors. Das Davidstor war am ſtärkſten gebaut; das goldene Tor, das vom Ölberg her zum Tempelplatz führte und an den Einzug Jeſu erinnerte, war beſonders heilig und durch Gottes Schutz immer unzerſtört geblieben; es war ſtets außen blockiert und innen verſchloſſen, nur an zwei Tagen, am Palmſonntag und am Feſt der Kreuzerhöhung, öffnete es ſich für die Prozeſſion des Volks; an ſeiner Stelle hatte für gewöhnlich das Joſaphattor dem Verkehr zu dienen. Die vom Meer, von Jaffa, von Akko bzw. Nablus kommenden Pilger haben die Stadt meiſt durchs Davidstor oder durchs Stefanstor betreten. Im allgemeinen ſtimmen die Tore ihrer Lage nach mit den heutigen überein, nur die Namen ſind vielfach andere geworden.

Die Stadt teilte ſich ſchon vor den Kreuzfahrern und allem nach auch unter dieſen wie heute noch den Nationalitäten nach in Quartiere. Vor der chriſtlichen Eroberung beſaßen die Sarazenen drei Viertel, das übrige Viertel war das „Chriſtenviertel“, das damals, wie heute, das

Quartier nördlich vom Davidstor, das heilige Grab einſchließend, umfaßte. Der Zugang zum heiligen Grab war den Chriſten, auch den Pilgern, allem nach nie verwehrt, er führte freilich durch ein Hinterpförtchen in der Stadtmauer. Unter den Kreuzfahrern veränderte ſich nun ſchnell das Bild. Die Muhammedaner verſchwanden aus der Stadt, die paar Judenfamilien (die ſich hauptſächlich mit Färberei beſchäftigten) ſaßen in einer Ecke, beim Davidsturm. Im übrigen füllte ſich die Stadt mit Chriſten aller Zungen und Bekenntniſſe, mit Lateinern, Syrern, Griechen, Jakobiten, Armeniern Gregorianern, Neſtorianern und anderen. Die Syrer, d. h. die Anhänger der einheimiſchen (griechiſchen) Kirche, zogen ſich im nordöſtlichen Quartier zwiſchen Stefanstor und Joſaphattor zuſammen, vielleicht hatten auch die Deutſchen eine Ecke für ſich bei der „Deutſchen Gaſſe“ im jetzigen Judenviertel.

Die Straßen und Gaſſen boten gewiß faſt das gleiche Bild wie vorher und heute; viele waren überwölbt und hatten oben Öffnungen für das Sonnenlicht. Zwei Hauptſtraßenzüge verbanden die vier Haupttore, der eine von Weſt nach Oſt das Davidstor und den Tempelplatz (das goldene Tor), der andere von Nord nach Süd Stefanstor und Zionstor. Die erſte iſt die Davids-, von der Kreuzung an die Tempelſtraße; der zweite, vom Stefanstor ausgehende Straßenzug hieß auf der Anfangsſtrecke Stefansgaſſe, dann folgten — in der Gegend des jetzigen Marktes — drei von Nord nach Süd parallel laufende überwölbte Baſarhallen bis zur Kreuzung mit der Davidsſtraße; von hier aus hieß der Straßenzug Bergziongaſſe. Außerdem liefen noch viele Nebengaſſen. Gleich am Davidstor zweigt rechts eine Gaſſe zum Zionstor ab, am armeniſchen Jakobskloſter vorbei; gehen wir in der Davidsſtraße abwärts, ſo führt links die Patriarchenſtraße (die jetzige Chriſtenſtraße) ab, an der die Reſidenz des Patriarchen lag. Von der Tempelſtraße zweigte rechts zuerſt die Judasbogengaſſe ab, die bis zum Zionstor führte, weiterhin die Deutſche Gaſſe. Vom Stefanstor zum Gerbertor lief eine Talgaſſe (heute el-wâd) dem Waſſerlauf entlang; die Tempelſtraße führte mittelſt einer Brücke über dieſe Gaſſe und den Waſſerlauf hinweg. Vom Joſaphattor ſodann ſtieß eine Gaſſe (Joſaphatgaſſe) auf die eben genannte Talgaſſe herab. Außerdem bemerken wir noch die Gaſſe, die vom Tempel zur Grabeskirche führte, ſüdlich von der Grabeskirche einmündend, und eine, die von der Stefanstorgaſſe zur Grabeskirche ging, nördlich von der Kirche einmündend.

Die Baſargaſſen und Märkte waren in der Hauptſache um die Grabeskirche gruppiert und bildeten mit dieſer den Mittelpunkt der Stadt. Sie haben wohl im Kreuzfahrerjahrhundert ihre Blütezeit gehabt. Unmittelbar ſüdlich (nach der jetzigen Erlöſerkirche zu) ſtieß an die Grabeskirche ein freier großer Platz, auf dem die Lebensmittel (Eier, Käſe uſw.)

verkauft wurden, auch Wachskerzen konnte man haben und jeder Pilger erstand sich einen Palmzweig, weil der Palmzweig daheim als Zeuge der vollbrachten Wallfahrt dienen mußte. Auch die Läden der Goldarbeiter waren an den Seiten dieses Marktplatzes; ebenso der Fischmarkt. Von hier aus führte eine überwölbte Marktgasse zu den drei bereits genannten großen Basarhallen, die im 12. Jahrhundert als Gemüsegasse, Malquisinat und Bedeckte Gasse bezeichnet sind. Wollte man sich mit Gemüse, Früchten und Spezereien versehen, so ging man in die Gemüsegasse; in Malquisinat wurde Fleisch für die Pilger gekocht, und in traulicher Harmonie standen daneben die Barbierläden, in denen sich die Weitgewanderten verschönern mochten, ehe sie ins heilige Grab gingen; in der Bedeckten Gasse saßen die Tuchhändler. Am Eingang und am Ausgang der Basarhallen waren die zwei Börsen, die syrische im Norden (nicht weit vom jetzigen Johanniterhospiz), die lateinische an der Kreuzung der Davidsstraße. Die Läden und die Basare waren nach Konfessionen geteilt: es gab syrische (d. h. griechische) und lateinische Tuchläden, syrische und lateinische Goldarbeiter, syrische und lateinische Wechslertische. Außer diesen Basargassen an der Grabeskirche hören wir noch vom Kornmarkt am Davidsturm und vom Metzgerplatz an der Tempelstraße, wo der Fleischverkauf für die Stadt geschah. Damals nun wanderten fränkische und deutsche Knappen, hohe Rittergestalten und ungezählte Pilger über die engen steinernen Gassen, und die heiligen Krieger bildeten einen neuen, für ein paar Jahrzehnte ständigen Zug in dem ewigen Jahrmarkt und dem drangvollen Gewirr der Menschen und der Tiere.

Die königliche Residenz hat im Lauf des Jahrhunderts öfter ihren Ort gewechselt. Zuerst wurde die Aksamoschee auf dem Tempelplatz zum Schloß gemacht, dann bezog der König eines der sarazenischen Häuser in der Davidsstraße, deren Schönheit heute noch zur Bewunderung reizt, endlich, da es an einem passenden und ausreichenden Gebäude fehlte, fing man an, beim Davidsturm einen Palast zu bauen. Er ist aber nicht vollendet worden, denn der König war immer der arme Mann im Vergleich zu den Kanonikern und Ordensherren.

Nun eilen wir aber mit unsern Pilgern zu den Kirchen der damaligen Stadt, denn diese sind bei weitem das Wichtigste, und die Inbrunst, mit der die Kreuzfahrer die heiligen Orte begrüßten, verehrten und schmückten, wird gewiß zum mindesten nicht geringer gewesen sein als die unverfälschte Andacht der kindlichen Pilger, die heute von Rußland, Abessynien oder andern Ländern kommen. Zu den bereits vorhandenen Kultstätten fügten die Kreuzfahrer eine Menge neuer, die alten haben sie vergrößert und verschönert, und, von diesen Fremdlingen geweckt, kam auch

über die einheimiſchen und ſeit alters eingeniſteten Chriſten ein ungewohnter Baueifer. Chriſtus und Maria waren es vor allem, deren Leben und Sterben in kaum zu zählenden Gebetsſtätten gefeiert werden ſollten. Die zu einem Kranz ſich ſchließenden Berge, der Tempelberg, der Calvarienberg, der Zionsberg und der Ölberg ſtellten durch ihre Kirchen gewiſſermaßen als ein in die Natur gebautes Glaubensbekenntnis von Jeſus Chriſtus die Lebensſtationen des Heilandes dar, und die zahlreichen Marienaltäre übertrugen den Marienkult und die Marienminne vom damaligen Abendland nach Jeruſalem. Es iſt unmöglich, alle die Kirchen und Kapellen auch nur zu nennen, wir begnügen uns mit den vornehmſten. Allererſt gehen wir in die von den Kreuzfahrern faſt ganz neu gebaute Grabeskirche; ſie iſt der Mittelpunkt der Stadt, nicht bloß weil die Straßen dorthin leiten, ſondern „weil dort alle Weisſagungen ihre Erfüllung fanden“; dort hatte Peter von Amiens ſeine weltgeſchichtliche Viſion, dorthin wallfahrten die Kreuzfahrer gleich nach dem Einzug, dort wurde fränkiſchen Königen die Krone aufs Haupt geſetzt, dort wurden auch ſie ins Grab gelegt; dort redete der Patriarch zu allem Volk, das der feierliche Glockenſchlag verſammelt hatte, dort in der Dreieinigkeitskapelle wurden die Kinder der Stadt getauft und die Ehen kirchlich geweiht. Der mächtige Schall ihrer Glocken war für Jeruſalem etwas Unerhörtes und Saladin ließ mit Wohlbedacht dieſen aus Erz gegoſſenen Feind ſeines Glaubens nach der Eroberung mit Hämmern zerſchlagen. Im übrigen ſah das Heiligtum des Grabes dieſelben Szenen wie heute auch: allerlei Konfeſſionen ſingen und beten darin, die Griechen überwiegen (wenigſtens in den Anfängen der Frankenzeit), Wächter ſtehen am Grab und am Kreuzberg wegen der ſich drängenden Menge, Andächtige knien am Boden und küſſen das Grab, ſtecken den Kopf in das Loch des Kreuzes, ſtellen die eigenen Kreuze auf den Calvarienberg, und am großen Tag des heiligen Feuers ſind ſie alle, des Wunders harrend, beiſammen und ſehnen ſich brünſtig, daß ihre Lampen vom Auferſtehungslicht entzündet werden.

Ein Teil der Trümmer, die man bis vor kurzem ſüdlich der Grabeskirche ſah, gehört zu einem andern großartigen Stück der Kreuzfahrerherrlichkeit, zu dem Komplex des Johanniterſpitals, das der Grabeskirche alſo unmittelbar benachbart lag. War die Grabeskirche ein altes Heiligtum, das die eingewanderten Europäer nur eben zu neuem Glanz erhoben, ſo handelt es ſich hier um eine ureigene abendländiſche Schöpfung. Unter den Europäern, die viel nach Jeruſalem kamen, waren auch Leute von Amalfi, italieniſche Kauffahrer mit ſchwunghaftem Handelsbetrieb; mit Erlaubnis des ägyptiſchen Kalifen gründeten ſie ums Jahr 1030 im Chriſtenviertel ein Hoſpizkloſter, das ſie mit allem verſahen, was für

Mönche und für Aufnahme von Gästen ihres Heimatlandes nötig war; lateinische Mönche verrichteten hier lateinischen Gottesdienst, den ersten lateinischen Gottesdienst, der in Jerusalem eingeführt wurde; so erhielt das Kloster im Unterschied von den einheimischen griechischen Kirchen den Namen Maria Latina. Die pilgernden Frauen bekamen eine besondere Kapelle, der Maria Magdalena geweiht. Da nun die christlichen Pilger meist mittellos und krank im heiligen Lande anlangten, so bauten die Amalfitaner ein Spital, das von den Überbleibseln der beiden Klöster lebte. In diesem einfachen Zustand blieb das Anwesen bis zur Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Nun nahm es einen mächtigen Aufschwung. Direkt gegenüber der Grabeskirche, an der Stelle des jetzigen Griechenmarktes, erhob sich der massige, „unbeschreiblich schöne" Bau des Hospitals, in dessen verschiedenen Räumen mehr als 1000 Betten standen und etwa 2000 Arme und Kranke Unterkunft fanden, ebensoviele Leute von der Stadt außen wurden täglich mit Speise versorgt. Außer den Mönchen und Nonnen gliederten sich auch Ritter in die Gemeinschaft des Spitals ein, die sowohl in der Pflege der Kranken sich übten, als zur Verteidigung des Landes sich bereit hielten. Mit dem Spital war eine Kirche verbunden, die späterhin Johannes den Täufer als Patron nahm (daher Johanniterspital, Johanniterorden); die alten, einfachen, vorhin erwähnten Marienkirchen wurden erneuert und vergrößert: Maria Latina diente für den Gottesdienst der Mönche (Benediktinermönche) und der männlichen Pilger; wohl an Stelle der Magdalenenkirche wurde das Frauenkloster mit der Frauenkirche Maria Latina Major gegründet. Saladin zerstörte das Hospiz und machte es zu einem „Muristan" (Haus für Irr- und Schwachsinnige); aber in unsern Tagen ersteht wieder christliches Leben, deutsch-evangelisches Leben, aus den Ruinen des Muristan: in einer bescheidenen Ecke hat die Volksschule des syrischen Waisenhauses ihren Platz gefunden, die Kirche Maria Latina Major aber hat sich in die deutsch-evangelische Erlöserkirche verwandelt, die durch die übrig gebliebenen schönen Altertümer, den prächtigen Kreuzgang und das vornehme Portal, vor allem durch ihre ganze Gestalt die Baukunst der Kreuzfahrer zur plastischen Darstellung bringt.

Es muß einmal ein staunenswerter Anblick gewesen sein, dieses große lateinische Hospiz mit seinen Klosterkirchen, Ritterwohnungen und Spitalräumen, mit den stattlichen Säulen und schönen Gängen, so mächtig, daß die Grabeskirche fast erdrückt wurde. Die alteingesessene Geistlichkeit vom heiligen Grab hatte keine Freude an ihrem Gegenüber, und die Konkurrenz wurde um so lebhafter empfunden, weil die Herren des Hospizes sich bald unabhängig und eigenmächtig dem Patriarchen der Grabeskirche

gegenüber ſtellten. Für uns iſt dieſes Johanniterſpital die bedeutendſte Erſcheinung der Kreuzfahrerepoche. Es eröffnet den langen Zug all der Anſtalten chriſtlicher Barmherzigkeit, die ſeitdem durch die Jahrhunderte durch von europäiſchen Chriſten in Jeruſalem geſtiftet und verwaltet wurden. Charakteriſtiſcher noch, wenn auch freilich von kürzerer Dauer und von geringerem geiſtigen Gehalt, iſt die Verbindung von Rittertum und Mönchtum, die in jenem Spital wie in den andern verwandten Inſtituten Jeruſalems aufwuchs. Jeruſalem hat im Lauf ſeiner Zeiten, gerade durch den Einſtrom fremden Lebens, manch eigenartiges Gewächs gezeitigt; ſo etwas Eigenartiges ſind jene geiſtlichen Ritterorden, die im abendländiſch gewordenen Jeruſalem entſtanden und von dort aus über die Welt ſich verbreiteten; ſie ſind ein echtes Stück des chriſtlichen Mittelalters und für unſer Bewußtſein unauflöslich mit dem Kreuzfahrertraum verknüpft. Das Phantaſtiſche, das Edelmütige und Tragiſche, das dem ganzen Unternehmen der Kreuzzüge anhaftet, hat ſich in dieſen mönchiſchen Rittern verkörpert.

Das Johanniterhoſpiz blieb nicht das einzige; in der deutſchen Gaſſe entſtand ein deutſches Hoſpiz mit Kirche, von einem Deutſchen, der mit ſeiner Frau in der Stadt wohnte, aus eigenen Mitteln für die vielen zugewanderten Landsleute gegründet. Es enthielt gleichfalls eine Verbindung von Ritterſchaft und Krankendienſt, von weltlichem Heldentum und Mönchsform und wurde die Wiege des Deutſchherrnordens. Die Armenier ſodann hatten ein Hoſpiz im Jakobskloſter, die Ungarn am Stefanstor, die Sabamönche beim Davidsturm; auch von einem Ausſätzigenſpital am Tankredturm (außerhalb der Stadt) berichten unſere fleißigen Berichterſtatter.

Wir müſſen uns nun aber zu dem Platz hinabbegeben, der ſeine Heiligkeit ſchon vor dem Chriſtentum hatte und heute noch den Mittelpunkt orientaliſchen Kultes in Jeruſalem bildet, zu der Stätte des Tempels. Der Zugang geſchah meiſt im Weſten durch die Porta ſpecioſa, das ſchöne Tor, und der ganze Platz war von einer ſtarken Mauer umgeben; die Minarets, die über den Tempelplatztoren ſtanden, wurden teilweiſe abgetragen; im übrigen ſcheint der Tempelplatz dem heutigen Umfang und Zuſtand ähnlich geweſen zu ſein, nur daß im Norden der freie Raum durch die Wohnungen des Abts und der Chorherren weſentlich verkürzt war. Gottfried von Bouillon ſtellte nämlich ſofort Kanoniker auf, die den Gottesdienſt am Tempel zu beſorgen hatten, und gab ihnen würdige Wohnungen wie den Domherren an der Grabeskirche; es waren hier wie dort Auguſtinermönche. Der Platz zwiſchen ihrem Kloſter (an der Nordſeite des Tempelhofes) und dem Tempelgebäude ſelbſt war mit Bäumen ſchön geſchmückt und mit Marmorſäulen eingefaßt. Am Felſendom,

deſſen Schönheit auch unſere Pilger lebhaft bewegte, hat die Hand der Kreuzfahrer nicht viel geändert; er wurde Oſtern 1136 vom päpſtlichen Geſandten und dem Patriarchen von Jeruſalem eingeweiht; er erhielt den Namen Templum Domini, und ein vergoldetes Kreuz auf der Spitze leuchtete nun weithin als Zeichen des Sieges. Die Wände wurden mit chriſtlichen Inſchriften und Bildern geſchmückt, der innere Raum mit dem kunſtreichen Gitter, einem Denkmal franzöſiſcher Schmiedekunſt am Ende des 12. Jahrhunderts, umſchloſſen. Den heiligen Fels haben ſie unter ein Marmorkleid verborgen (angeblich um ihn zu erhalten, da die Prieſter an die Pilger Stücke des Felſens verkauften). Der Platz oben auf dem Fels wurde in ein Chorheiligtum mit Altar verwandelt; auf Marmorſtufen, die mit Schranken eingefaßt waren, ſtieg man zu dem Hochaltar hinauf, der der Maria geweiht war. Mit der („69 Perſonen faſſenden") Grotte unter dem Fels verbanden ſich allerlei alt- und neuteſtamentliche Geſchichten. Neben dem Chor zeigte man noch einen umgitterten kleinen Platz, der der Darſtellung Jeſu geweiht war, daneben den Bethelſtein Jakobs, wie überhaupt alle die entſprechenden Züge der bibliſchen Geſchichte im Tempelgebäude und beim Tempelgebäude ihren beſtimmten Ort fanden. Öſtlich vom Tempel ſtand die Jakobuskapelle; unſere Führer ſind aber nicht darüber einig, welchem Jakobus ſie zugehört.

Namhafte Veränderungen gingen mit der Akſamoſchee vor ſich Die Kreuzfahrer gaben ihr den bibliſchen Namen Templum Salomonis oder Palatium Salomonis und der König erkor ſie zu ſeiner anfänglichen Reſidenz. Als dann im Jahr 1118 Hugo von Payens und andere acht Ritter ſich zum kanoniſchen Leben zuſammenſchloſſen, mit der beſtimmten Abſicht, den Pilgern zuliebe für die Sicherheit der Straßen zu ſorgen, räumte ihnen der König einen Teil des Palaſtes zur Wohnung ein. Neun Jahre lang waren es zunächſt nur dieſe neun Ritter; als aber der Papſt ihnen eine Regel gab und ſo ein förmlicher Orden, der Orden vom Tempel, entſtand, waren bald 300 Ritter beieinander, die große Schar der dienenden Brüder nicht eingerechnet. Die große Zahl erforderte auch neue Räume; ſo entſtanden allerlei Anbauten an das Palatium Salomonis. Im Weſten wuchs das zweiſtöckige Refektorium dazu, von dem heute der untere Stock noch ſteht; darin waren Ritterſäle, Wohnräume, Magazine für Waffen, Kleider und Lebensmittel, und eine Menge ſonſtiger Gemächer. Im Oſten bauten ſie in und an die einſtige Moſchee ein neues Kloſter mit einer ſchönen Kirche; noch heute erzählen einige Reſte von den Templern, ſo der Chor mit ſeiner jetzt vermauerten Apſis und die Haupteingangstüre, die mit einer Roſette nach Art der Roſetten an den franzöſiſchen Kirchen ausgangs des 12. Jahrhunderts geſchmückt

war. Die ungeheuren unterirdiſchen Gänge, die als Ställe, Vorratskammern und Badegemächer dienten, haben das beſondere Staunen der Pilger erweckt und waren in ihrer Art ein lauter Beweis für die wachſende Gewalt und Beſitzfülle des Ordens. Das ganze Anweſen wurde durch ſtarke Vorwerke im Süden außerhalb der Mauer geſchützt. Nach und nach wußten die Ordensritter den geſamten freien Platz innerhalb der Tempelmauern an ſich zu bringen, den ſie mit Häuſern, Gärten und Ziſternen bedeckten; ſo waren die Tempelherren wirklich die Herren vom Tempel, wie auch ihre Ordensglieder allem nach unter Verdrängung der früheren Kanoniker den Dienſt am Tempel an ſich zogen und der Ordensmeiſter Abt des Tempels abbas templi betitelt war. Auch der Name „Templer“ hat ſeinen Urſprung wohl nicht in dem Palaſt Salomos (auch Tempel Salomos genannt), ſondern in dem Haupttempel, dem Templum Domini; der Felſendom erſcheint auf dem Siegel der Tempelritter als ihr Symbol, und der jeruſalemiſche Dom wird Typus der Templerbauten in Frankreich, England und Deutſchland.

In der Südoſtecke des Tempelplatzes, wo der Legende nach der alte Simeon ſein Haus hatte und der Maria gaſtliche Unterkunft gewährte, erſtand ſtatt eines beſcheidenen Oratoriums eine neue Kirche, in der die Pilger vor die hölzerne Wiege und das ſteinerne Bad geführt wurden, um in die erſten Kindheitstage Jeſu zurückzuſchauen. Von andern Heiligtümern des Tempelplatzes erwähnen wir nur noch die Kapelle am goldnen Tor; draußen vor dem goldnen Tor war ein berühmter Begräbnisplatz, beſonders für gefallene Kreuzfahrer.

Nicht weit vom Tempelplatz gegen Norden kommen wir an das Annenkloſter, das damals den Benediktinerinnen gehörte und in der Kreuzfahrerzeit durch den Eintritt königlicher Nonnen im Anſehen ſtieg. Die dazu gehörige Kirche erhielt neue Form und größere Geſtalt und iſt, wie wir ſie jetzt noch ſehen, mit der ihr verwandten Mariengrabkirche für uns beſonders wichtig als wohlerhaltenes charakteriſtiſches Andenken an die Bauzeit der Kreuzzüge. Das untere Portal reicht in ältere Zeit zurück, aber das Fenſter im oberen Stockwerk mit hübſchem Bogen, das flache Dach mit dem ſchlichten Kreuz, der Glockenturm in der Südweſtecke, die anſpruchsloſen, gediegenen Strebepfeiler, das dreiſchiffige, kurzgehaltene Innere mit den drei Chorapſiden, die Pfeilerbündel mit einfachem, aber abwechſelungsreichem Kapitäl, das Kreuzgewölbe ohne hervortretende Rippen, die Kuppel über der Vierung: das ſind lauter Züge, die uns an die Baumeiſter der Kreuzfahrerzeit gemahnen, und uns den ernſten, in ſeiner Einfachheit anſprechenden Bau lieb und wert machen. — Es war den Kreuzfahrern, die ſich viel um die Waſſerverſorgung der Stadt, um die

Quellen und Teiche, bemühten, auch vergönnt, den alten Teich bei der Annenkirche wieder zu finden, den wir mit dem Betesdateich zusammenstellen. Noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die birket isrā'în für den Betesdateich gehalten, aber die späteren Pilger wissen von dem Teich bei St. Anna; sie sahen dort ein altes Gebäude mit fünf Säulenhallen und einem Altar in der hintersten Halle; später ist von einer Kirche geredet, die über dem Wasser stand. Wir freuen uns, heute noch von dieser Kreuzfahrerkirche über den Wassern wenigstens die Bogen der Krypta, den hochgelegenen Eingang und die Mauerwand des Chors betrachten zu können.

Von andern Kirchen innerhalb der Stadt, die damals standen, mögen nur die alte armenische Jakobskirche mit Kloster und Hospiz (am heutigen Platz), das Kloster und Hospiz der von den Sarazenen vertriebenen Sabamönche beim Davidsturm und die den jakobitischen Mönchen gehörige Maria Magdalenenkirche bei der Stefansgasse genannt sein. Auch draußen vor der Stadtmauer haben die Kreuzfahrer mächtige und sehenswerte Kirchengebäude auf altheiligem Grund, zum Teil wie Festungsbauten aufgeführt: die Stefanskirche vor ihrem Stefanstor, ein wenig abseits von dem Platz der alten Basilika, am Schluß des 12. Jahrhunderts von den Erbauern selbst aus taktischem Interesse wieder zerstört; dabei erstellten sie eine große Herberge mit Stallung für die Tiere, die späterhin den Pilgern zum Obdach diente, als die Stadt den Christen wieder entrissen war. Drunten bei Getsemane über dem Grab der Maria wurde auf dem Grund einer zerstörten Kirche die feine Grabkapelle errichtet, die das best- und reinsterhaltene Denkmal der Kreuzfahrerzeit darstellt und mit ihrem verbauten Portal daran erinnert, wie oft die harte Hand des Kriegs an die Türe jener Kreuzfahrerkirchen gepocht hat. Endlich, auf dem Gipfel des „Zionsberges" stand die neugeschmückte und stattlich hergestellte Zionskirche, deren alter Bau durch Blitz Schaden genommen hatte. Mit dieser Stätte verband man nicht bloß das Andenken an David und an sein Grab, sondern vor allem die ehrfürchtige Erinnerung an die ersten Erlebnisse der Apostel unmittelbar nach dem Weggang Jesu; hier stand das Haus des Evangelisten Johannes, in das er die Mutter Maria aufnahm, hier versammelten sich die Jünger hinter verschlossener Türe und empfingen die Erscheinung ihres Meisters am Osterabend und das Geschenk des heiligen Geistes; darum wurde dieser Ort Galiläa genannt, weil die Männer von Galiläa hier ihre Stätte hatten; hier verfaßten sie das Glaubensbekenntnis und der erste Märtyrer Stefanus war hier begraben, der Erstling all der Christen, die nun auf jenem Hügel schlafen. Hier wurde auch der Abendmahlstisch aufbewahrt und so knüpfte sich später an diesen Platz

auch das Gedächtnis an das letzte Mahl Jeſu mit ſeinen Jüngern. Und wie in alter Zeit die Apoſtel hier ihren Sammelpunkt hatten, ſo diente der Ort auch in der Kreuzfahrerzeit als Konventsplatz für die Beratung der geiſtlichen Würdenträger Jeruſalems.

Als Anhang an die Beſichtigung der Kirchen wollen wir uns von unſern Führern noch die Gaſſe zeigen laſſen, die die Kreuzfahrer für die Via dolorosa hielten. Dieſe hat innerhalb des 12. Jahrhunderts wie manches andre eine Wandlung durchgemacht. Am Anfang dachten ſich die Kreuzfahrer den Hof des Kaifas und des Pilatus auf dem Zionsberg; die Via dolorosa führte demgemäß von hier aus, und zwar nicht durch die Stadt hindurch, ſondern um die Stadtmauer herum zur Kreuzigungsſtätte. Gegen den Schluß des 12. Jahrhunderts aber wurde das Prätorium des Pilatus in die Nähe des Tempels nördlich von der Joſaphatſtraße verſetzt und daſelbſt eine Kirche erbaut, deren Reſte im Hof der türkiſchen Kaſerne fortbeſtehen. Nun wird von einer porte doloreuse erzählt, die am Tempelplatz ſtand und durch die Jeſus zur Kreuzigung herausgeführt wurde. Wenn wir den Bericht der „Citez de Jherusalem“ recht verſtehen, ſo läuft dieſe Via dolorosa der Kreuzfahrer nicht wie die heut angenommene; ſie geht vielmehr vom bāb en-nāzir am Tempelplatz aus, am Gefängnis und an dem ſchönen Brunnen vorbei, dort über die Gaſſe el-wād hinüber und nun an manchen bemerkenswerten alten Gebäuden vorüber auf der ſteilanſteigenden, vielfach überwölbten Staffelgaſſe, ʿaḳabet eṭ-ṭeḳḳīje direkt aufwärts in die Gaſſe chān ez-zēt und von dort mittels einer Biegung zum Calvarienberg. — Daß auch ſonſt viele heilige Begebenheiten der alt- und neuteſtamentlichen Geſchichte teils an alter, teils an neuer Stätte lokaliſiert wurden, ſo das Haus des Uria, Jeremias' Ziſterne, das Haus des Paulus uſw., iſt natürlich.

Wie weit die Schulerziehung in der Kreuzfahrerperiode Fürſorge erfuhr, wiſſen wir nicht genau. Es ſcheint, daß mit dem 1219 gegründeten Franziskanerkloſter eine Schule verbunden war, die alſo der Vorbote der vielen Brüder und Schweſtern des 19. Jahrhunderts geweſen wäre. Beſonders zu beachten iſt die Aufmerkſamkeit, die die Kreuzfahrer der Waſſerverſorgung der Stadt ſchenkten. Sie haben alte Teiche wieder entdeckt oder erneuert, neue Teiche und viele Ziſternen angelegt, den jetzigen Hiobsbrunnen wieder gefunden uſw. Es wird von einem Teich erzählt, den ein Germanus gebaut habe, dem jetzigen Sultansteich unterhalb des Zionsberges; auch der „Patriarchenteich“, jetzt meiſt Hiskiateich genannt, iſt oft erwähnt. Doch ſind die Ortsangaben unſrer Berichterſtatter nirgends ſo ſchwer zu kontrollieren und zu enträtſeln wie in dieſem Punkte. Endlich noch eine Merkwürdigkeit: die Begräbnisſtätte

der Pilger auf Akeldama, ein ungeheures, teilweise unterirdisches Gebeinehaus, in das die Leichname der Pilger, insbesondere der in den Spitälern verstorbenen, von oben hinabgeworfen wurden: es ist in seiner grandiosen Anlage ein Beweis dafür, wie viel Menschen in jenen Jahrzehnten nach Jerusalem kamen.

Die wenigen Kirchen und Bauten, die wir mit mehr Worten erwähnten, sind nur ein kleiner Teil dessen, was in den Tagen des 12. Jahrhunderts erstand, sie geben aber einen lebendigen Eindruck von der freien, regen Bautätigkeit, die damals das eben erschlossene Jerusalem erfüllte und die Stadt nicht blos mit neuen und erneuerten Kirchen und Klöstern, sondern auch mit Bauten der Barmherzigkeit und des Kriegs, mit edlen Häusern und fürsorglichen Wasserwerken bereicherte. Wenn man heute durch die Gassen Jerusalems wandelt, der ritterlichen Gestalten gedenkend, der Johanniter, Deutschherren und Templer, die einstens mit ihren Knappen durchzogen und Wohnung machten, der strebsamen Kaufleute, die in den orientalischen Basaren ihre Bildung empfingen, der massenhaften Andächtigen, die ewig sich gleich bleiben, dann möchte man wohl gerne wissen, wie die Stadt Jerusalem aussah mit jenen Menschen zusammen. Gewiß war die Gestalt der Stadt so ziemlich dieselbe wie heute, hohe, steinere, schweigende Häuser, enge, gepflasterte, überwölbte Gassen, alles zusammen von unten betrachtet wie eine riesengroße Felsenhöhle mit vielen vielen Gängen und wimmelndes, drängendes, vielartiges Menschenvolk darinnen. Und dann steigt das Auge an den hohen Mauerzügen in den engen Gassen empor und sucht, ob nicht Häuser zu finden wären, die in die Kreuzfahrerzeit zurückreichen, Häuser, aus denen etliche der Edeln aus dem 12. Jahrhundert herausschauen könnten. Aber von all der Kreuzfahrerarbeit ist wenig Zusammenhängendes mehr in den Straßen zu sehen, allerlei bedeutungsvolle Reste, wie die altersgrauen Strebepfeiler des Patriarchats in der Christenstraße, die Gewölbe in der Davidsstraße und sonstiger Schmuck an den Häusern hin und her, aber wenig Zusammenhängendes. Wenig ist auch von den Kirchen übrig geblieben im Vergleich zu dem vielen was stand, besonders wenig von den Kirchen, die die Kreuzfahrer ganz neu auf neuem Grund erstellten. Die Kreuzfahrer waren Fremde und sind Fremde geblieben in Jerusalem; das hat auch darin seinen Ausdruck gefunden, daß gerade ihre Bauten, die „lateinischen" Stätten, zum großen Teil wieder vertilgt wurden. So ist das Werk der Kreuzfahrer, auch in der topographischen Geschichte Jerusalems, in Trümmer zerfallen und fast verschwunden. Wir dürfen auch nicht annehmen, die Kreuzfahrerzeit in Jerusalem hätte eine neue Schule in der Kunst eröffnet und dem Abendland in diesem Stück wichtige Fortschritte vermittelt. Diese ritterlichen Helden und Kleriker haben ihren

Bauſtil vielmehr mitgebracht, ſie ſind im heiligen Land und in Jeruſalem nie ſo heimiſch geworden, daß ſie eine lebensvolle Verbindung zwiſchen Orient und Okzident hätten ſchaffen können, ſie ſtanden viel zu hart in der Not des Kriegs und mußten ſich zudem äußerlich und innerlich zu viel an vorhandene Bauten anſchließen, als daß ſie hätten Originales von größerem Stil finden und bilden können.

Aber der mittelbare Gewinn der Kreuzzüge für das Abendland im Gebiet der Kunſt wie im Gebiet des Handels und in jedem andern Gebiet des Lebens iſt zu bekannt, als daß er könnte über dieſer mehr äußerlichen und vereinzelten Betrachtung vergeſſen werden, hat doch in jenem Zeitalter der Okzident den Orient ausgeſogen, wie die Biene den Honig aus der Blume zieht. Haben umgekehrt die Kreuzzüge auch für Jeruſalem einen Gewinn gebracht? Wohl auch einen kleinen. Es hat ſich damals die römiſch-katholiſche Kirche in der heiligen Stadt eingebürgert, die von da an ſich nicht mehr vertreiben ließ und in den Boden des griechiſchen Chriſtentums ihre größere ſittliche Kraft einführte. Außerdem ſind die Kreuzzüge wie eine Verheißung auf die heutige Zeit geweſen. Wieder, wie in den Tagen des Kreuzfahrerlagers, legt ſich ein Kranz eingewanderter Kolonien um den Norden der Stadt, mit dem Wunſche, die heilige Stadt mit dem Abendland enger zu verknüpfen und Jeruſalem glücklicher zu machen. Es iſt der fortſchreitende Zug der Stadt in den Norden, immer mehr in die Höhe, immer mehr über die heiligen Stätten der altvergangenen Zeiten hinaus. Auch die Kreuzfahrer haben ihre Station in dieſem fortſchreitenden Zug Jeruſalems. Sie haben in Vielen draußen die Liebe und das Verſtändnis für die einzigartige Stadt mit ihrem reichbewegten Leben geweckt und ſie haben, ſoviel an ihnen edel war, durch die Werke des Gottesdienſtes und der brüderlichen Barmherzigkeit mit dazu geholfen, daß über dem heiligen Schutt Jeruſalems freiere Kultur und reinere Religion wachſen können, langſam zwar, aber mit ſiegender Kraft.

4. Ein prähistorisches Grab auf dem Grundstück der Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung bei Jerusalem.

Von Lic. Dr. H. Greßmann, Privatdozent in Kiel.

Mit einer Skizze.

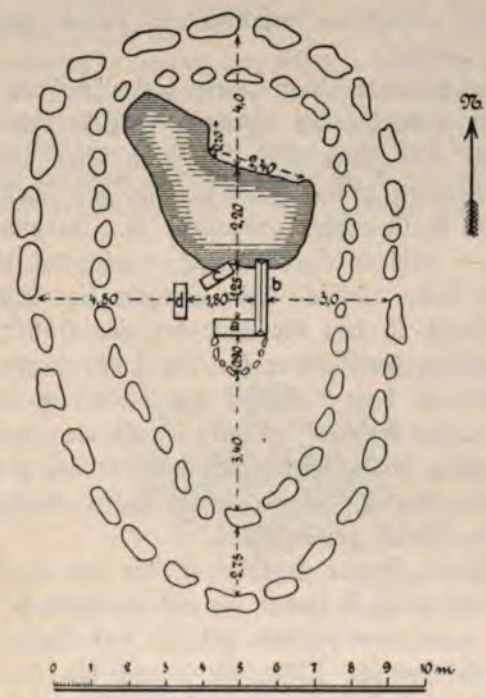
Am ersten Ostertage, dem 31. März 1907, wurde auf dem Ölberge — wie manche Europäer sagen, im arabischen Volksmunde heißt die Höhe umm eṭ-ṭala' — der Grundstein zu der Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung gelegt, die zur dauernden Erinnerung an die silberne Hochzeit unseres Kaiserpaares als Hospiz und Erholungsheim bestimmt ist. Sie beweist von neuem die lebhafte Anteilnahme Ihrer Majestäten am heiligen Lande und ist neben den vielen anderen Bauten Jerusalems berufen, als Zeichen der werktätigen Liebe des Christentums das Ansehen und die Macht des Deutschtums in Palästina zu sichern und zu steigern.

Auf diesem Grundstück entdeckte Baurat Dr. Schumacher, noch ehe das Fundament ausgehoben wurde, ein halb verschüttetes prähistorisches Steindenkmal, das er zunächst für einen Dolmen hielt, während er später an dieser Deutung irre wurde. Aber es kann dennoch, wie die weiter unten angeführten Analogien lehren, kein Zweifel sein, daß wir es tatsächlich mit einem Dolmen zu tun haben, allerdings nicht der gewöhnlichen Art, sondern mit einer Übergangsform, die wissenschaftlich das höchste Interesse beanspruchen darf. Die Steinstube, wie man den Dolmen richtig verdeutscht hat — der Dolmen ist ein keltisches Wort und heißt übersetzt „der Steintisch" — wird regelrecht aus vier auf die seitliche Kante gestellten Steinen gebildet, über die ein oder mehrere Decksteine gelegt sind. Während sie früher bisweilen als Altar aufgefaßt wurde, gilt sie heute fast allgemein und mit Recht ausschließlich als ein Grab der ältesten prähistorischen Zeit.[1] So zahlreich die Dolmen in

[1] Vgl. besonders Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Bd. I, Straßburg 1897.

vielen Gegenden des Oſtjordanlandes begegnen, ſo ſelten ſind ſie im Weſtjordanlande. Sichere Beiſpiele ſind bisher nur in Galiläa nachgewieſen, während die Funde, die man in Judäa gemacht haben will, ſämtlich ſehr zweifelhafter Art ſind.[1]

Das Steindenkmal auf dem Ölberg gleicht in mancher Beziehung den Dolmen. Wie oft in Paläſtina, iſt auch hier das Grab von einem doppelten Steinkreis umgeben, der aus mäßig großen Feuerſteinen beſteht. Beide Reihen, die nicht genau kreisförmig ſind, ſondern die



längliche Geſtalt eines Eies bilden, ſind 2,75 m von einander entfernt. Die Spitze des Eies iſt nach Süden, das breite Ende nach Norden gerichtet, eine Orientierung, wie ſie auch ſonſt bei derartigen Steinwällen beobachtet worden iſt. Die Steinſtube liegt nicht genau in der Mitte, ſondern iſt etwas nach Nordoſten verrückt, eine ebenfalls bei Dolmen ſehr häufige Erſcheinung. Sie iſt nämlich vom Südende des Steinkreiſes 7,05, vom Nordende hingegen nur 6,20 und vom Weſtende 4,80, vom Oſtende hingegen nur 3,0 m entfernt. Das Material ſämtlicher Blöcke,

[1] Vgl. die Zuſammenſtellung der Fundorte bei Hugues Vincent, Canaan (Paris 1907), S. 411, Anm. 1.

aus denen die Stube gebildet wird, ist Feuerstein. Drei Blöcke (a, c, d) haben eine vierkantige, der eine (b) hat eine dreikantige Gestalt. a ist 1,33 m lang, 0,53 breit, 0,50 hoch; b 1,55 lang, 0,50 (an der Basis) breit, 0,40 hoch; c 1,0 lang, 0,60 breit, 0,25 hoch; d 1,0 lang, 0,43 breit, 0,25 hoch. d scheint nicht mehr in situ zu sein, da er über einen halben Meter vom westlichen Eingange entfernt ist. Die Decksteine, die nach Art einer Tischplatte über diesen vier Blöcken lagen und das Dach der Stube bildeten, sind zerbrochen oder verschleppt, jedenfalls nicht mehr vorhanden. Vor der südlichen Wand befindet sich, wie es scheint, ein nicht ganz deutlich erkennbarer Halbkreis aus kleinen Feldsteinen, dessen Radius 0,90 m beträgt.

Das Steindenkmal auf dem Ölberg unterscheidet sich von den sonstigen Dolmen Palästinas in eigenartiger Weise dadurch, daß diese etwa einen Meter tiefe Stube nicht das Grab selbst, sondern nur den Eingangs- und Vorraum zu dem Grabe darstellt, das unmittelbar nördlich davon aus einem Kalksteinfelsen ausgehöhlt ist. In dem flachen, oben auf dem Hügel — nicht an einem Abhang — gelegenen, verhältnismäßig kleinen Felsblock, dessen nördliche Seite unregelmäßige Spuren künstlicher Bearbeitung aufweist, ist von der Seite her eine Höhle ausgemeißelt, die als die eigentliche Grabkammer für den Toten diente. Beim Wegräumen der Erde und beim Ausheben der Steine und des Felsens — sie mußten dem neuen Gebäude weichen — fand man zwar einige Tonscherben und Knochen, doch gehörten diese offenbar nicht zu dem ursprünglichen Inhalt des Grabes, sondern waren später hineingeworfen oder durch irgend einen Zufall hineingeraten.

Die ursprünglichste Grabform, die aus der fernsten Urzeit stammt und die sich gerade in Judäa bis auf die christliche Zeit und noch darüber hinaus unverändert erhalten hat, ist das Felsengrab, ist die natürliche oder die künstliche Höhle, die ja auch als die ursprünglichste und älteste Wohnung der Lebenden wird gelten müssen. Der Tote, dem ein gewisses Weiterexistieren zugeschrieben wird, hat dieselbe Wohnung wie der Lebende, nur mit dem Unterschiede, daß das „Haus" des Toten noch schöner und dauerhafter sein muß als das des Lebenden, da es ja für die lange, endlose Ewigkeit ausreichen soll. Wo natürliche Höhlen selten und künstliche Höhlen schwierig oder unmöglich herzustellen sind, da begegnen uns die Steinstuben, die demnach als eine Nachbildung des Felsengrabes aufzufassen sind. Beweisend dafür ist 1. die Tatsache, daß die Grabausstattung und die Grabriten der ältesten Felsengräber mit denen der Dolmen übereinstimmen, und 2. die Tatsache, daß sich in Frankreich wie in Portugal Übergangsformen finden, die zur Hälfte

künſtliche Höhlen, zur Hälfte Dolmen ſind. „Ces sépultures se trouvent creusées, à ciel ouvert, dans la roche en place, et sont recouvertes de grandes dalles de pierre semblables aux tables charactéristiques des dolmens.“[1] So iſt auch das Grab auf dem Ölberg eine lehrreiche Kombination des Dolmens mit dem Felsgrabe,[2] oder beſſer ausgedrückt, eine Übergangsform von der Höhle zur Steinſtube.

[1] Vgl. Sophus Müller a. a. O., und vor allem M. Gabriel de Mortillet, Sur la non-existence d'un peuple des dolmens (Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques. Compte rendu de la 7e section, Stockholm 1876, Bd. I, S. 254).

[2] Dieſer Ausdruck iſt ungenau und könnte zu der Vorſtellung führen, als ob hier eine ganz ſpäte Kombination vorläge. In Wirklichkeit iſt das, was ich hier der Bequemlichkeit halber als Dolmen bezeichnet habe, nur der Vorraum, der unbedingt notwendig iſt, um bei dieſem abhangloſen flachen Felſen einen ſtändigen und doch ſtark geſchützten Zugang zum Grabe zu haben, genau ſo wie bei den Dolmen ſtets ein kleiner Zugang vorhanden iſt, durch den man ins Innere gelangen kann.

5. Die geographischen Verhältnisse des Menschen in der Wüste Juda.

Von Dr. phil. V. Schwöbel, Pfarrer in Mannheim.

Unter der Wüste Juda versteht man heute gewöhnlich das Gebiet der Ostabdachung des judäischen Plateaus von el-ʿaṣūr an im Norden bis zum Abfall in die Beersebа-Wüste im Süden. Dies ist schwerlich die Meinung des biblischen Ausdrucks, der ein viel engeres Gebiet umfaßt, nämlich nur den östlichen Teil des Stammgebiets Juda, zwischen Jerusalem und Hebron einerseits und dem Toten Meer andrerseits. Aber das ganze Gebiet der Ostabdachung von der Höhe des judäischen Plateaus herab zum Jordangraben (ṛōr) ist so einheitlich, daß man es am besten unter diesem Namen zusammenfaßt. Es hat etwa die Form eines Parallelogramms, verbreitert sich etwas nach Süden, ist durchschnittlich 20—25 km breit und ca. 80 km lang. Rechnet man die Strandebene am Toten Meer und ihre nördliche Fortsetzung mit Jericho dazu, zieht man aber andrerseits die Westgrenze nicht an der Wasserscheide, sondern ostwärts davon, wo die Wüstennatur erst ausgeprägter wird — etwa vom dschebel en-nedschme nach dschebel furdēs, teḳūʿ, beni naʿim, und von da über rās ez-zuēra zum Südende des Toten Meeres, so ist die Wüste Juda etwa 1700 qkm groß. Andrē schränken ihr Gebiet noch weiter ein, weil natürlich der Übergang vom Kulturland zur Wüste im Westen ein allmählicher ist.

Jeder, der den Ölberg besuchte, hat in diese Wüste hineingeschaut, die sich vom ganzen übrigen Palästina abhebt, — aber trotzdem diese Wüste sozusagen vor den Toren der in der Saison von Fremden wimmelnden heiligen Stadt liegt und trotzdem es zum Programm einer Palästinareise gehört, sich nach Jericho und ans Tote Meer quer durch dieses Gebiet auf einer karōssa, womöglich nachts, schleppen zu lassen, so ist sie doch nur verhältnismäßig selten das Ziel von Ausflügen und Touren. Und doch, wie lohnend wären solche, da sich den

„Franken" hier ein ganz eigenes Landschaftsbild darböte, das man nicht alle Tage sieht, nicht lieblich, aber großartig, mit wunderbaren Farbenspielen und grandiosen Gegensätzen. Schade, daß sie sich, so nahe der Wüste, die Gelegenheit zu einer kleinen Wüstenreise entgehen lassen ins Land der Beduinen mit ihren Wagnissen, die heut nicht mehr so groß sind, aber doch ihren eigenen Reiz haben gegenüber den Landtouren im übrigen bäuerlichen Palästina. So begnügen sich die armen Leute, das geheimnisvolle Tote Meer, das ihre Phantasie schon in ihren Kinderjahren so grausig beschäftigte, von dem nichtssagendsten, langweiligsten Fleck am flachen Nordstrande aus zu betrachten, anstatt den „schönsten aller Seen" etwa von der Höhe über Engedi oder vom rās el-feschcha aus zu bewundern, wenn die Wüstensonne abends und morgens ihre Triumphe feiert an den Felswänden, die dann schöner sind als alle Wälder in ihrer Wüstenpracht, oder doch die einzigartige Aussicht vom dschebel el-muntār aus zu genießen, den man samt dem Kloster Marsaba von Jerusalem aus hin und zurück in einer Tagestour besuchen könnte. Und wem die grandiose Aussicht von dieser Höhe in die Natur ringsum, die am Ende nicht jeder versteht, nicht genügte, könnte ja wohl in dem viel billigeren Gefühle schwelgen, an dem interessanten oder auch gruseligen Platz zu stehen, von dem einst vielleicht der Sündenbock am großen Versöhnungstage in die Tiefe der Wüste hinabgestürzt ward, von der er das Wiederkommen vergaß.

Ich hatte als Stipendiat des Archäologischen Instituts in Jerusalem im Frühjahr 1905 Gelegenheit, dieses interessante Naturgebiet, das uns auch als Schauplatz so mancher Begebenheiten der heiligen Geschichte teuer ist, mehrmals auf eigene Faust oder in Gesellschaft von Freunden oder bei offiziellen Institutsausflügen zu betreten, und es ist mir eine angenehme Pflicht, meinen vorgesetzten Behörden für die Aussendung nach Jerusalem, insbesondere aber dem Vorsteher des Instituts, Herrn Prof. Dalman, für Unterstützung mit Rat und Tat bei diesen Touren meinen Dank auszusprechen. Es ginge über den Rahmen des in diesem Jahrbuch zur Verfügung stehenden Raumes hinaus, wollte ich versuchen, an dieser Stelle ein möglichst vollständiges geographisches Bild der Wüste Juda darzubieten. Nur ein Ausschnitt davon, der aber am meisten interessieren dürfte, nämlich die geographischen Verhältnisse des Menschen auf diesem Boden, ist der Gegenstand, der uns beschäftigen soll. Aber diese Erörterungen würden doch allzusehr in der Luft schweben, wollten wir nicht zuvor, wenn auch in aller Kürze, die physikalischen Verhältnisse der Wüste Juda

darſtellen. Wer ſich über dieſe letzteren eingehender orientieren möchte, den geſtatte ich mir auf eine ausführlichere Arbeit zu verweiſen, die demnächſt erſcheinen ſoll, als deren letztes Kapitel im weſentlichen gerade vorliegende Betrachtungen anzuſehen ſind. Schließlich ſei noch die Bemerkung erlaubt, daß wir unſere Aufgabe nicht darin ſehen, geſchichtliche Ereigniſſe, wie ſie, als auf dem Boden der Wüſte Juda ſpielend, in der Bibel erzählt werden, zu lokaliſieren und in Identifikationsverſuchen uns zu gefallen, ſondern das vorhandene literariſche Material, ſoweit es den Menſchen in der Wüſte Juda betrifft, zuſammenzufaſſen und es geographiſch zu geſtalten, d. h. die geſamten Verhältniſſe des Menſchen kauſal aus den natürlichen Bedingungen des Bodens, auf dem er ſich bewegt, abzuleiten und zu erklären.

1. Die phyſikaliſchen Grundzüge der Wüſte Juda.

Da das Tote Meer von jeher die Naturforſcher im höchſten Grade beſchäftigte, ſo iſt auch das Nachbargebiet der Wüſte Juda in phyſikaliſcher Hinſicht nicht ſo vernachläſſigt, als man vielleicht bei einer Wüſte zunächſt annehmen möchte. Nach manchen wertvollen Unterſuchungen von Franzoſen, Deutſchen und Engländern hat uns zuletzt Blanckenhorn[1] über die geologiſchen Verhältniſſe unſeres Gebietes gründlich orientiert. Wir wiſſen nun, daß die ganze Oſtabdachung des judäiſchen Plateaus bis zum Steilabfall in den ʿôr ſich aus den weißen, weichen, durchläſſigen Senonkalken zuſammenſetzt, die meiſt von einem Lager von Feuerſteinen gedeckt ſind und lokal ſich durch Reichtum an Gips, Phosphaten und Aſphalten auszeichnen, während die darunter liegenden kriſtalliniſch entwickelten Kalkſteine des Turon und Cenoman in den tiefer eingeſchnittenen Wadis und an den Steilabfällen der Terraſſen anſtehen. Wir wiſſen nun, daß der Parallelismus von Gebirgszügen, die unſer Gebiet der Länge nach durchziehen, die aber nur von Oſten aus, weniger von Weſten, den Eindruck großer Erhebungen machen, das Produkt eines komplizierten Syſtems von Störungslinien, Flexuren bzw. Abbrüchen, und Verſenkungen großer Streifen der Erdrinde iſt. Der terraſſenmäßige Aufbau unſeres Gebietes iſt alſo tektoniſch begründet, und die kulturfeindlichen Erdbeben, die je und je dieſe Schollen der Erdkruſte durchzittern, ſind nur die Nachwehen der alten noch nicht zur Ruhe gekommenen Bewegungen. Es fällt immer wieder auf, wenn man vom Rand des Plateaus die Wüſte abwärts nach Oſten von einer Stufe zur anderen

[1] ZDPV 1896, S. 1—59.

durchzieht, zuletzt am Rande eines mächtigen, gelegentlich 500—600 m steil zum Toten Meer abfallenden Steilrandes zu stehen, von dem aus man den blauen Spiegel des Salzsees zu seinen Füßen sieht, mit einem Kranz von zerstreuten grünen Oasen in der gelblichen Steinwüste der schmalen Strandebene; jenseits aber erhebt sich ebenso steil, aber noch höher die Mauer des moabitischen Plateaus. Der ġôr selbst und der Strand sind mit einer bleichen, phantastisch zerrissenen Inselberglandschaft erfüllt, die scharf absticht von dem braungebrannten Kalkstein des Gebirges, den sog. Lisan-Schichten, zerreiblichen, salz- und gipsreichen Absätzen des in früheren Zeiten viel größeren Jordansees. Denn das heutige Tote Meer ist nur der zusammengeschrumpfte Rest dieses alten Sees, der einst den Jordangraben ausfüllte. Sein heutiges Niveau, bekanntlich 394 m unter dem Meeresspiegel, stellt, abgesehen von periodischen und jahreszeitlichen Oszillationen, das Gleichgewicht dar zwischen dem Zufluß aus dem Jordan und anderen wenigen Bächen und der Verdunstung unter der afrikanischen Glut der Wüstensonne in dieser Depression. Sein Salzreichtum beruht im wesentlichen nur auf seiner Abflußlosigkeit und diese auf dem Trockenklima. In unsern Breiten läge der Seespiegel 394 + 62 m höher, — letzteres ist die Höhe der Wasserscheide bei zer'în, über die der See durch die Jesreel-Ebene einen Abfluß zum Mittelmeer suchen würde. Er würde dann ausgesüßt.

Alle Wüsten der Erde sind klimatische Erscheinungen. Auch die Wüste Juda erklärt sich aus dem hier herrschenden Klima im Verein mit den petrographischen Verhältnissen. Da alle regenbringenden Winde in Palästina aus Westen kommen, so liegt eben unsere Wüste als Ostabdachung im Wind- und Regenschatten, dagegen exponiert allen verderblichen Winden aus der östlichen Wüste. Die Niederschläge sind daher sehr gering, von 20—25 cm im ġôr bis vielleicht aufs Doppelte auf den westlichen Höhen längs der Kulturzone. Wichtiger als diese absolute Regenmenge ist, daß die einzelnen Jahre starke Unterschiede zeigen, ferner aber, daß alle Niederschläge auf ein paar Wintermonate und auch da wieder auf ein paar Tage und Stunden zusammengedrängt sind; denn sie fallen gewöhnlich in kurzen ergiebigen Güssen, die rasch ablaufen und gewaltig aufräumen. Dann scheint wieder die warme Sonne, und nach der kurzen Regenzeit kommt die lange sommerliche Trockenheit, wo die verzehrende Glut der Sonne vom wolkenlosen Himmel Tag um Tag herabbrennt; auf den öden, nackten, weißen oder bei Feuersteinen schwarzen Felsplatten flimmern die Sonnenstrahlen und erhitzen sie so, daß man sich Blasen

an den Füßen holen würde, wollte man ſie barfuß betreten. Unter dem Einfluß dieſer Sonne und der Glutwinde aus Südoſt, dem Scirocco, ſteigert ſich die Temperatur zu einer wahren Backofenhitze, und 50° C und mehr ſind im ġōr keine Seltenheit. Im Winter gibt es kaum einmal hier in der Tiefe Froſt, aber wohl auf den weſtlichen Terraſſen, und ſtarke, ſchnelle Temperaturſprünge, die an den vegetationsloſen Felſen wirken wie bei uns ſtarker Froſt und die den wütenden Winden Material zum Transport und zur Aufwirblung von über 1000 m hohen Staubwolken liefern, ſind an der Tagesordnung. Starke Stürme fegen den Boden von allem verwitterten Material immer wieder rein. Die Wirkung dieſes wüſtenbildenden Klimas wird noch verſchärft durch den Geſteinscharakter unſeres Gebietes, inſofern es von durchläſſigen weißen Kalkſteinen zuſammengeſetzt iſt, deren Schichten horizontal, aber ſtark zerklüftet übereinander gelagert ſind, die alles Waſſer wie ein Schwamm aufſaugen — ſoweit es nicht alsbald wieder verdampft — und in die Tiefe ſinken laſſen. Die Folge iſt, daß ſich auf den Flächen keine Verteilung des Waſſers und keine rinnenden Bächlein finden, daß alles auch nach ergiebigem Regen bald wieder von Trockenheit ſtarrt.

Dieſe Regenarmut und dieſe petrographiſche Eigenart ſprechen ſich in allen hydrographiſchen Verhältniſſen unſeres Gebietes aus. Alle Kalkgebiete ſind in der Regel waſſerarm: die Niederſchläge ſammeln ſich zu unterirdiſchen Bächen, die an einigen Punkten in um ſo mächtigeren Quellen hervorbrechen. Einige wenige, aber meiſt ſchwache Quellen gibt es am oberen Weſtrande, dagegen mächtige, und weil ſo tief unter dem Sammelgebiet des judäiſchen Plateaus gelegen oder weil an tektoniſchen Bruchſpalten aus größerer Tiefe aufſprudelnd, heiße Quellen finden ſich längs des Steilabfalls im ġōr; aber viele ſind, weil brackiſch oder geradezu ſalzig oder ſchwefelhaltig, ungenießbar und verpeſten noch die Umgegend. Auch im Toten Meer ſcheinen heiße Schwefelquellen zu ſprudeln, und gelegentlich, bei Erdbeben, werden auch Aſphaltmaſſen ausgeworfen, die dann auf der Oberfläche ſchwimmen und dem See im Altertum den Namen lacus Asphaltitis eingetragen haben. Die mächtigen Quellen am Steilabfall ſtellen die Bodenſchätze des Landes dar; zu ihnen gehören die Quellen der Oaſe Jericho, am Fuß des dschebel ḳarantal gelegen, nämlich ʿēn dūḳ und ʿēn es-sulṭān; dazu kommt noch ʿēn ḳelt weiter hinten im gleichnamigen Tal gelegen, und noch weiter oberhalb im ſelben Talſyſtem ʿēn el-fauwār und ʿēn fāra. Im ġōr ſelber liegen noch ʿēn el-feschcha und beſonders ʿēn dschidi. Die oberen Plateaus der Wüſte ſind ſozuſagen

quellenlos, und nur Regenwaſſer, in natürlichen oder künſtlichen Waſſerlöchern geſammelt, erhält hier Menſch und Tier und erlaubt vorübergehenden Aufenthalt.

Unter dieſen Umſtänden wird es nicht verwundern, daß auch kein einziger Dauerfluß die Oſtabdachung durchzieht, während doch weiter nördlich in Samarien und gerade gegenüber auf der anderen Seite des ʿôr waſſerreichere Täler ſich finden — aber unter anderen Niederſchlagsbedingungen. Alle Täler der Wüſte Juda ſind Wadis, d. h. Trockentäler, die nur gelegentlich nach einem Sturzregen ein Bach durcheilt, aber dies nicht jedes Jahr. Nur das wādi ḳelt bei Jericho macht davon durch ſeine ſchon genannten ſtarken Quellen eine Ausnahme. Aber ſein Waſſer wird für Bewäſſerungszwecke faſt immer verbraucht, ehe der Bach den Jordan erreicht, und gelangt in trockenen Jahren nicht einmal bis zum ʿôr. Die ſüdlichen Wadis münden alle direkt ins Tote Meer, wie, um einige zu nennen, das wādi en-nār (das Kidrontal), w. ed-deredsche, w. el-ʿorēdsche (bei ʿēn dschidi), wādi sejāl bei Maſada, wādi umm barṛek mit einem Quellbächlein, w. ez-zuēra und w. muhauwat ganz im Süden am dschebel usdum. So ſelten dieſe Flüſſe fließen, ſo erweiſen ſie ſich doch ſchon infolge ihres ſtarken Gefälles als mächtige Arbeiter. Sie haben die langgeſtreckte, in Terraſſen ſich aufbauende Wüſte in die Quere ſtark zerſchnitten und durchſchluchtet. Da die ſeitliche Eroſion in den durchläſſigen zerklüfteten Kalkſteinen bei den geſchilderten Niederſchlagsverhältniſſen ganz zurücktritt, arbeiten die gelegentlich mit Rieſenkraft gewaltige Schuttmaſſen transportierenden Regenbäche mehr nur in die Tiefe, und die Talformen tragen darum, beſonders wo das Gefälle ſtark iſt, d. h. beim Übergang von einer Terraſſe zur anderen, ganz beſonders aber am Ende, wo ſie den hohen Steilrand durchſägen, Cañon-Charakter. Der Geröllſtrom breitet ſich als Trockendelta auf der Strandebene aus; oft aber erlahmt unterwegs die Transportkraft, weil der Fluß verdampft, und die Gerölle bleiben im Wadi liegen, zuſammen mit großen Blöcken, die von den Seitenwänden in die Sohle herabgeſtürzt ſind. Ein Reiten in ſolchen Wadis iſt ganz unmöglich; überhaupt iſt eine längere Talwanderung erſchwert, weil die Wadis gelegentlich blind enden an einem trockenen Waſſerfall. Die reiche Ornamentierung der Seitenwände, die dieſen Wüſtentälern einen eigenen Reiz gibt, iſt im weſentlichen bedingt durch die Wechſellagerung härterer und weicherer Schichten. Waſſer und Wind arbeiten ein gezahntes, ſtufenförmiges Profil aus. Unter vielen ſeltſamen Eroſionsgebilden tritt beſonders die Höhlenbildung hervor. In vielen

Wadis ziehen längs der Wände, gewöhnlich immer im selben Niveau der meleke-Bank, ganze Reihen von solchen Höhlen in allen Stadien der Entwicklung, und es wird nichts übrig bleiben, als sie als Gebilde der Schattenverwitterung zu erklären. Davon zu trennen sind freilich andere, die tief in die Berge hineinführen, so daß man hier von hohlen Bergen reden kann, die sich als sog. Karsterscheinungen im Kalkgebirge, als ausgetrocknete unterirdische Wasserläufe der geologischen Vergangenheit darstellen. Wie in eine andre Welt aber wird man versetzt, wenn man aus diesen tiefen Wadis auf die Terrassenflächen heraufkommt, aus dem Schatten der Täler in die funkelnde Sonne. Hier herrscht ödes Einerlei. Die Wadis sind hier, weil das Gefälle fehlt, breite, flache, offene Senken und leicht zu passieren; sie erzeugen in ihrer Fülle ein Labyrint von welligen Hebungen und Senkungen, die aus der Ferne der Wüste den Anschein eines erstarrten unruhigen Meeres geben, oder von Sanddünen, obwohl solche in unsrer Wüste aus Mangel an einer Sandquelle gänzlich fehlen. Die zwischen den tiefen Schluchten stehen gebliebenen Teile des Felsgerüstes machen aus der Ferne den Eindruck von Kettengebirgen mit durch Wind und Sturzregen zerfressenen Wänden und gekerbten Kämmen oder, wo sie von widerstandsfähigen, klippenbildenden Feuersteinschichten gedeckt sind, flacher auf der Oberfläche und einer Felsplatte ähnelnd. Daneben eine Fülle von Buckeln und Kuppen und Kegeln, die z. T. wohl als Felskerne bei der allgemeinen Abtragung als Zeugenberge stehen geblieben sind. Größere flächenhafte Partien sind selten, wie die Ebene el-bukē'a unterhalb des dschebel muntār. Sonne, Regen und Wind haben zusammengearbeitet, um das heutige Relief der humuslosen Felswüste herauszubilden und die zerreiblichen Senonschichten, noch mehr aber die lockeren Ablagerungen des alten Jordansees im ġōr in eine phantastisch zerrissene Inselberglandschaft aufzulösen.

Was nun schließlich die pflanzliche und tierische Ausstattung dieses Wüstenbodens betrifft, so ist sie durchaus wüstenhaft. Es wäre verfehlt, sich ihn als absolut pflanzenleer vorzustellen. Solche Wüsten sind sehr selten auf der Erde. Nicht absolute Pflanzenlosigkeit gehört zum Wüstenbilde, sondern eine Ausstattung mit solchen Pflanzen, die nicht auf Wasser angewiesen sind. Demgemäß fehlt es in unsrem Gebiet durchaus an Bäumen, außer natürlich an Quellen und ihren kurzen Abflüssen, und gelegentlich in den schattigen Wadis. Sobald der Regen fällt, entfaltet sich in der Wüste eine farbenreiche Frühlingsflora; diese zusammen mit einjährigen Gräsern verleiht

den regenreicheren Hängen Schimmer und Glanz. Aber diese Pracht vertrocknet beim ersten Scirocco; was nachher noch sich findet, ist auf dem Halm versengtes Gras und Trockenheit liebende Pflanzen, Stauden und Sträucher wie Labiaten, Poterium, Astragalus, Retem, Santolina und Artemisia, — niedrige graugrüne staubfarbene Gewächse, stark aromatisch, mit wenig oder gar keinen Blättern, also mit gegen die Verdunstung geschützten Vegetationsorganen. Tausende von Büscheln bedecken weitständig den weißen Kalkboden, der so aus der Ferne wie gesprenkelt aussieht. So anspruchslos aber auch diese Pflanzen sind, so gibt es doch auch weite Flächen, die absolut kahl sind und kein Hälmchen den Ziegen und Schafen bieten, — so auf den Hochflächen im Gegensatz zu den vegetationsreicheren Wadi-Sohlen, insbesondere auch im Kör, da wo der Boden in stärkerem Maße versalzt ist, wie die starken Salzausblühungen beweisen. Ein ganz anderes Bild gewähren natürlich die Oasen, wo der Wasserreichtum das ganze Jahr hindurch im Verein mit der tropischen Hitze eine wunderbar üppige Vegetation hervorruft, einer fremdländischen, nubischen Flora — in seltsamem Kontrast zu der hart daneben liegenden Stein-, Geröll- und Mergelwüste. An den Salzquellen ist die Flora natürlich halophytisch. Ein Klima für Palmenkultur in der Tiefe der Depression, ein Astragalusklima auf den Terrassen oberhalb des Steilabfalls, bis auf die Höhe des judäischen Plateaus, wo das Olivenklima einsetzt — so kann man mit Köppen[1] Klima und Vegetation unsres Gebietes kurz charakterisieren. Schon von Ritter[2] stammt die Bemerkung, daß man auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho innerhalb weniger Stunden mehrere Klimagebiete durchwandern kann, die sonst durch Tausende von Meilen auf der Erde auseinander liegen. Daß sich in solch dürftiger, wasserarmer Wüste keine reiche Fauna entwickeln kann, etwa zur Jagd in größerem Stile, liegt auf der Hand.

Mit dem Gesagten glauben wir ein hinreichendes Bild der Wüste Juda entworfen zu haben, das jedem ermöglicht, den folgenden anthropogeographischen Betrachtungen ohne Schwierigkeit zu folgen. Fast all die geographischen Paradoxe haben wir hier gefunden, die Walther (Gesetz der Wüstenbildung S. 8f.) als für die Wüsten charakteristisch aufführt, wenn er sagt: „Nicht bloß die Talformen und Berggestalten der Wüste weichen vielfach sehr von den uns gewohnten Bildern ab, sondern da gibt es zu sehen Regenwolken, die nicht naß machen, Quellen ohne Bäche, Flüsse ohne Ende, Seen ohne Abfluß,

[1] Vgl. Hettners Geogr. Zeitschrift 1901.
[2] Ritter, Erdkunde XVI, S. 484.

trockene Täler, trockene Deltaanhäufungen, trockene Seen, wasserlose Depressionen, die unter dem Meeresspiegel liegen, intensive sonderbare Verwitterung, Zersetzung der Felsen von innen nach außen, Pflanzen ohne Blätter — diese und andre sonderbare Erscheinungen treten dem aufmerksamen Beobachter in den Wüsten entgegen". So kurz auch unsere Skizze der physikalischen Grundzüge sein mußte, so viel hat sich gezeigt, daß die Wüste Juda ihren Namen nicht ganz mit Unrecht trägt, wenn sie auch keine Sandwüste ist.

2. Die Bevölkerungsverhältnisse.

Wäre die Wüste Juda eine absolute Wüste wie die libysche westlich von den Oasen, oder die Takla Makan, wie sie uns Sven Hedin geschildert hat, so wären die geographischen Verhältnisse des Menschen in diesem Gebiete mit wenig Worten abgetan. Dazu gehört sie aber nicht; um so mehr wird die Untersuchung interessieren, wie weit und in welcher Form der Mensch auf diesem schwierigen Boden sich von den natürlichen Bedingungen bestimmen ließ in seiner Arbeit und seinen Schöpfungen. Unsere Wüste liegt an der Grenze eines uralten Kulturgebietes mit einer wechselreichen Geschichte ohnegleichen, am Rande eines der geschichtsreichsten Länder der Erde, an dessen Geschicken auch sie in eigentümlicher Weise beteiligt ist, und wir müßten viele Seiten füllen, könnten wir nicht vieles als bekannt voraussetzen.

Was nun zunächst die ethnographischen Verhältnisse der Wüste Juda betrifft, so ergibt sich aus unsrer Skizze der physikalischen Grundzüge, daß die darin wurzelnden Existenzbedingungen des Menschen auf diesem Boden derart sind, daß er nicht für alle wandernden Völker einen Kulturwert darstellt, also zur Ansiedlung lockt, daß dieses Gebiet darum nur von gewissen Völkern mit Vorliebe aufgesucht, von anderen aber ganz gemieden und nur in der Not bewohnt werden wird. Und so hat denn unsre Wüste im Laufe der Geschichte ihre Anziehungskraft entfaltet nicht auf Kulturpioniere und Goldsucher u. a. — denn über dergleichen Lockmittel, die manche Einöde bevölkern halfen, verfügt sie nicht —, sondern immer nur auf Vieh züchtende Nomaden, in unsicheren Zeiten als Asyl für Verfolgte, und endlich in Zeiten des Kulturüberdrusses für Asketen und Anachoreten. In ethnographischer Hinsicht wird sie vielleicht auch dadurch interessant, daß auf diesem Boden mit so schwierigen Lebensbedingungen die einmal eingewanderten Stämme sich rassenreiner erhalten werden als in den benachbarten Kulturgebieten.

Unsere Wüste tritt ins Licht der Geschichte mit der Einwanderung der israelitischen Stämme ins Westjordanland. Blanckenhorn u. a. (ZDPV 1896, S. 56 f.) vermuteten zwar im Anschluß an eine Legende des Pompeius Trogus (bei Justin XVII 3, 3) ein früheres Wohnen der Phönizier am Toten Meer und ihre Auswanderung an die Küsten des Mittelmeeres infolge gewaltiger Naturereignisse, wozu dann auch der Untergang der Pentapolis gerechnet wird; aber das alles ist viel zu vag, um sich dabei aufzuhalten. Die Israeliten kamen aus der Wüste im Süden und Südosten, und die natürlichen Wanderstraßen der Völker bei ihrem Drängen ins Westjordanland lagen immer im Norden und im Süden des Toten Meeres. Die Vermutung ist durchaus berechtigt, daß die Israeliten nicht samt und sonders über Jericho ins Land drangen und auch unsere Wüste besetzten, sondern daß sich auch etliche Teile von Süden her, wo unsere Wüste gegen den Negeb offen liegt, immer weiter nach Norden auf den Plateaus vorgeschoben haben. Mögen sie auch beim Ansturm gegen das wie eine große natürliche Festung in der Höhe thronende judäische Plateau von Hebron und Bethlehem, wie die Bibel erzählt, mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden sein, so hinderte sie doch nichts, sich in die von Süden her viel leichter zugänglichen Weidetriften der Wüste Juda einzunisten. Mag dem nun sein wie ihm wolle, jedenfalls werden den Einwanderern, da sie damals selber noch Beduinen oder mindestens Halbbeduinen waren, die Weidetriften unsres Gebietes nicht ganz verächtlich erschienen sein; ja gewisse Teile wie die Keniter und Rechabiter, die auch später in der Königszeit mit Zähigkeit und fanatischem Eifer die alte Lebensweise festhielten, werden mit Vorliebe gerade hier ihre Zelte aufgeschlagen haben, um der gewohnten nomadisierenden Lebensweise weiter treu zu bleiben.[1] In den nördlichen Teilen unseres Gebietes, etwa jenseits der heutigen Jericho-Straße — die Grenze wird Jos. 15, 6 f. genau angegeben — sah man die Zelte des Stammes Benjamin, in den südlichen die des Stammes Juda und seiner Annexe. Daß die Wüste Juda, abgesehen von den ʿōr-Oasen, nicht fest besiedelt war, sondern nur periodisch während der Regenzeit aus der Nachbarschaft bezogen ward, geht nicht nur aus dem Fehlen älterer Kulturanlagen hervor, die sonst überall in Palästina alte Ortslagen verraten, wie Terrassenbauten an den Berghängen, Zisternen und Teiche, sondern auch aus allerlei Berichten des Alten Testaments, wonach sie das Rückzugsgebiet Verfolgter war, die in dem Labyrint der

[1] Smith, Historical Geography, S. 278.

viel gekrümmten und tiefen Wadis und bei dem Höhlenreichtum sich leicht vor jeder Verfolgung zu bergen wußten, nicht bloß einzelner, wie Davids vor Saul, sondern auch ganzer Stämme in politischer Bedrängnis, wie der Benjaminiten in der Philisternot (1. Sam. 13, 6; 14, 11), und schon früher in einem Vernichtungskrieg (Richt. 20, 42 ff.).[1] Wahrscheinlich war ihre Zuflucht das wādi eṣ-ṣuēnīṭ.

Mit der Zerstörung Jerusalems und der Wegführung der Judäer nach Babylon war das Land, ohne natürliche Wehr gegen Süden und Südosten, eine willkommene Beute der aus ihrem Stammgebiet hinausdrängenden Idumäer und andrer südlicher, vielleicht arabischer Stämme, die noch großenteils Nomaden waren. In den großen Wirren der folgenden Jahrhunderte, besonders in den Makkabäerkämpfen und noch mehr vor der alles niederwerfenden Macht der Römer, war unsere Wüste oft ein Asyl der Freiheitskämpfer, aber auch aller trotzigen, wilden, unbändigen Geister, daher ein Gebiet der Unsicherheit (Luk. 10, 30; Apg. 21, 38), und das arabische Sprichwort: „In der Wüste begegnet man keinem Freunde" ist gewiß nicht bloß eine neue Weisheit. Erprobte sich die kulturfeindliche Wüste in solchen Erscheinungen als der Sitz und Hort verderblicher Bestrebungen und insofern als eine beständige Gefahr für das benachbarte Kulturland, so wurde sie doch schon damals gerne auch aufgesucht von kulturmüden Seelen. Ich meine damit beileibe nicht Johannes den Täufer oder gar unseren Erlöser, die beide wie die alten Propheten (z. B. Elia) nur vorübergehend zur inneren Sammlung in die Wüste sich zurückzogen und deren Asketismus bloß die notwendige Konsequenz dieses ihres Wüstenaufenthaltes war, sondern die Essener, von deren Gemeinschaftsleben uns Plinius, Hist. Nat. V, 17 eine merkwürdige Schilderung gibt. Sie lebten nicht als isolierte Anachoreten; darum hatten sie vielleicht die abgelegene Oase Engedi inne? Erst recht aber kam die Landesnatur der Wüste dem Bedürfnis der weltflüchtigen christlichen Anachoreten entgegen, die in dem Höhlenreichtum dieses durch eine heilige Geschichte geweihten Landes zu Tausenden ihr Eldorado fanden.[2] Je finsterer und abgelegener die höhlenreichen Schluchten waren, sonst nur die Behausung der menschenscheuen Klippdachse und der Steinböcke, um so willkommener waren sie diesen z. T. ehrwürdigen „Kulturfeinden". Manche dieser Anachoretengemeinschaften hatten es aber schon zu erfahren, daß das aus dem Süden immer kräftiger sich vorschiebende arabische Element schon beträchtlichen

[1] Survey of Palestine, Memoirs III, S. 137—147.

[2] Ritter, Erdkunde XV², S. 85.

Einfluß ausübte noch vor den Tagen des Islam, bis endlich die gewaltige Sturmflut unter dem Panier einer neuen Religion den limes arabicus durchbrach und ganz wie die Germanen am Rhein und an der Donau eine neue Zeit heraufführten. Die Menge der neuen Einwanderer, zum großen Teil mit rein beduiniſchen Lebensgewohnheiten, ließ es ſich in den Weidetriften wohlgefallen, waren ſie doch wahrſcheinlich beſſer wie viele Bezirke ihrer arabiſchen Heimat. Dieſe arabiſche Brandung aus der ſüdöſtlichen Wüſte umtobte von da an die ſchmale Kulturinſel der judäiſchen Hochfläche und entriß ihr im Lauf der Zeit noch manches Stück am Rande. Ein Ab- und Zuwandern der Hirtenſtämme mag noch gelegentlich vor und nach den Kreuzzügen erfolgt ſein, aber verjagen ließen ſich ſeitdem die Araber aus der Wüſte Juda nicht mehr. Wann die heute unſer Gebiet bewohnenden Araber-Stämme zuwanderten und auf welchem Wege, wird ſich nicht mehr feſtſtellen laſſen.

Man teilt bekanntlich die heutige paläſtiniſche Bevölkerung in ḥaḍari, d. h. Seßhafte, und in bedaui, d. h. Nomaden. In der erſten Gruppe iſt eine Scheidung zwiſchen Stadt- und Dorfbewohnern ethnographiſch wohl angebracht, da jene ohne Zweifel ſich aus viel mehr und recht verſchiedenartigen Elementen zuſammenſetzen als dieſe. Die Nomaden aber ſind meiſt reine Araber. Sie wohnen keineswegs alle in unſrer Wüſte, ſondern — vom Oſtjordanland und Negeb ſehen wir ganz ab — auch in der Küſtenebene und im ġôr bis hinauf nach Galiläa. Sie ſelbſt nennen ſich mit Stolz „el-ʿarab“. Halten wir uns hier nur an diejenigen, die unſer Unterſuchungsgebiet inne haben, ſo ſehen wir zunächſt, daß es, ſo klein es iſt, doch nicht etwa von einem einheitlichen größeren Stamm, etwa wie diejenigen des Oſtjordanlandes, beſetzt iſt, ſondern von einer ziemlichen Reihe kleinerer arabiſcher Stämme, die offenbar alle die Reſte ſolcher durch große Hochfluten ins Land gebrachten Stämme darſtellen. Die Zerſtückeltheit unſeres langgeſtreckten Gebietes infolge der verkehrsfeindlichen Durchſchluchtung ſpiegelt ſich alſo in der Zerſplitterung der Bevölkerung. Bei näherem Zuſehen finden wir aber hier neben rein arabiſchen Stämmen, die nie etwas anderes waren, als was ſie heute ſind, auch einen Stamm ganz andrer Art, der in rückläufiger Bewegung ſich wieder in die Wüſte als Aſyl zurückgezogen hat, nämlich verarmte und verkommene Fellachen, die taʿâmire, die früher in dem nach ihnen genannten Dorfe in der Nähe des dschebel ferdēs, alſo am Rande der Wüſte gewohnt, aber ſamt und ſonders vor den Drangſalierungen der türkiſchen Regierung ſich in die Wüſte geflüchtet hatten (Seetzen II,

S. 221, Robinſon, Paläſtina II, S. 401). Der Übergang zum vollen Beduinenleben mag ihnen nicht ſo ſchwer geworden ſein, als wir uns leicht vorſtellen, nicht bloß weil ſie als Habenichtſe nichts dabei zu verlieren hatten, ſondern auch weil ſie wie noch jetzt die Bewohner andrer Randſiedlungen, z. B. von beni nā'im weiter ſüdlich, nur als halbſeßhaft vorzuſtellen ſind. Sie treiben noch heute Ackerbau; auch in ihrer Kleidung unterſcheiden ſie ſich von ihren arabiſchen Nachbarn, ſofern ſie nicht wie dieſe das mendīl mit dem ʿaḳāl, ſondern den Turban, nicht Sandalen, ſondern Schuhe tragen, und werden von dieſen nicht als voll angeſehen. Sie bilden heute einen der größeren Stämme und bewohnen den Diſtrikt zwiſchen ihrer alten Heimat und teḳūʿ einerſeits und dem Toten Meer andrerſeits. Nach Memoirs III S. 388 ſcheidet ſie der tiefe Graben des wādi el-ṣōr, wie das wādi el-ʿorēdsche weiter oberhalb heißt, von ihren ſüdlichen Nachbarn, den dschahalīn, dem anderen größeren Stamme der Wüſte Juda. Die Weidebezirke der letzteren erſtrecken ſich bis an die Südgrenze, wo ſie auf der Waſſerſcheide zwiſchen dem Toten Meer und dem wādi ṛazze an die der dullām-Araber ſtoßen. Sie ſtehen, weil abgelegener und mit der Kultur in geringerer Berührung als die taʿāmire und die noch zu nennenden anderen nördlichen Stämme, auf einer tieferen Kulturſtufe, werden als weniger intelligent denn die letzteren charakteriſiert,[1] ſchauen aber nichtsdeſtoweniger mit Verachtung auf die unbeduiniſchen Neigungen huldigenden taʿāmire herab. —

Zwiſchen dieſen beiden Hauptſtämmen der Wüſte liegt am wādi el-ʿorēdsche das kleinere Territorium der ḳaʿābine und das der raschā'ide. Letztere wurden im letzten Jahrhundert zur Zeit der kurzen, aber ſtrammen ägyptiſchen Herrſchaft dezimiert und ſtehen im Schutze der taʿāmire. Ihnen gehört die Oaſe ʿēn dschidi. Im Norden der taʿāmire zelten noch eine ganze Reihe kleiner Araberſtämme, z. B. die ʿobēdīje, die Schutzbefohlenen des Kloſters Marſaba, in deſſen Nachbarſchaft am wādi en-nār, ferner die ḥetēm und abu nuṣēr, die in der Nähe von Jericho und ins Gebirge hinauf am wādi ḳelt uſw. wohnen. Nach Robinſon II 557 f. ſind ſie viel dunkler als die anderen Stämme, eine Art Zigeuner und ein Derwiſch-Stamm. Ganz beſonders intereſſant aber iſt die Notiz Conders[2], die abu nuṣēr ſtammten ab von einem Stamm, der in einem beſonderen Ruf der Heiligkeit ſtand, und dem es frei ſtand, unter den anderen Stämmen

[1] de Saulcy, Voyage I, S. 195, Triſtram, Land of Israel, S. 292, 352, Conder, Tent Work, S. 271.

[2] a. a. O., S. 347 f.

umherzuziehen wie eine Gemeinſchaft von Derwiſchen. Wer denkt da nicht an die Leviten? Bei Seetzen u. a. werden ſie als ṛauârine, d. h. ṛôr-Araber, bezeichnet wegen ihres Aufenthalts in der Depreſſion. — Von dem härteren Geſchlecht der Berge zu trennen ſind die Bewohner des Oaſendorfs eriḥa, die als eine degenerierte faule Sorte von Menſchen ohne Seele dargeſtellt werden, z. T. vielleicht, weil ſie Miſchlinge ſind zwiſchen ḥaḍari und bedaui (Rob. II S. 524), wie Lortet S. 464 vermutet, im Zuſammenhang mit der Garniſon, z. T. wohl aber infolge der entnervenden Wirkung des ṛôr-Klimas und der Fieber. Es iſt deshalb auch ſchon der Vorſchlag eines Imports von Negern in den ṛôr zur Koloniſierung laut geworden. G. A. Smith meint S. 268, die Bewohner ſeien immer ſo geweſen, mit Poſaunenſtößen habe man ihre Stadt über den Haufen blaſen können.

Von einer rein arabiſchen Bevölkerung der Wüſte Juda kann alſo nur mit Vorbehalt geredet werden, auch wenn wir von einigen Halbnomaden aus den Randdörfern und den Inſaſſen der wenigen Klöſter ganz abſehen. Es hängt mit der Natur der Wüſte zuſammen, ſofern ſie von Fremden gemieden wird, aber doch auch ein Rückzugsgebiet darſtellt. So wird ſich leicht in die im allgemeinen einheitliche Bevölkerung auch ein fremder Beſtandteil einmiſchen. Von ethnologiſchem Intereſſe mag noch die Beobachtung Triſtrams ſein, daß die einzelnen Stämme unſeres Gebietes auf den erſten Blick zu unterſcheiden ſeien ſo gut wie Kelten und Angelſachſen, Gallier und Teutonen. Ja innerhalb desſelben Stammes der dschahalîn möchte er zwei Schichten unterſcheiden, eine arabiſche Ariſtokratie der Schechs und eine niedriger ſtehende Raſſe. Beide Klaſſen ſtehen nicht einmal in Konnubium miteinander. Denn ein echter Araber iſt ſtolzer auf die Reinheit ſeines Blutes als ein europäiſcher Graf. Nur nebenbei ſei noch bemerkt, daß auch unter den Stämmen der Wüſte Juda der alte Gegenſatz von ḳês und jemen, d. h. von Nord- und Süd-Arabern, fortlebt. Die dschahalîn und ḳa'âbine rechnen ſich zu der erſteren, die raschâ'ide zu der zweiten Partei.

Dennoch tragen alle dieſe Bewohner unſrer Wüſte ein einheitliches Gepräge — die Wüſtennatur hat es ihnen aufgedrückt durch die überall gleichartige Lebensweiſe. Der Kampf um die Futterplätze und die Waſſerſtellen füllt im weſentlichen das Leben dieſer Nichtstuer aus — ein geſchichtsloſes Daſein. Die Arbeit überläßt man den Frauen, deren Leben mit Waſſerholen ausgefüllt iſt, und den jugendlichen Elementen, die die Herden auf die Weide führen. Wer hat nicht, wenn er je die Wüſte Juda durchſtreifte, den Hirtenknaben geſehen,

hoch oben über den Wadis auf den Höhen, wo sich seine Silhouette scharf vom Himmel abhob, wie er sich die Zeit vertrieb mit seiner Hirtenflöte? Von einem Zusammenhalten und Einigkeit der Stämme ist keine Rede — zum Glück für die Bauern der nahen Kulturgebiete und die türkischen Behörden. Eifersüchtig wachen die einzelnen Stämme, daß kein Übergriff in ihre Weiderechte von seiten der Nachbarn erfolge.[1] Doch scheinen auch in dieser Hinsicht im Lauf der Zeit große Verschiebungen stattgefunden zu haben. Nach Seetzen II S. 222 verdrängten z. B. die stärkeren ta'āmire die ḥetēm aus ihrem Besitz. Er bezeichnet dieselben (II S. 53) als die schlimmsten, unverbesserlichen Waldverwüster. Die Araber, die aus der Wüste oder Steppe kommen, haben keinen Sinn für den Wald. Abgesehen davon, daß sie den Unterschied von Mein und Dein nicht kennen — in ihrem Kreis herrscht ja mehr Gütergemeinschaft als Privateigentum, denn die Weiden gehören dem ganzen Stamm —, sind sie ein zwar wildes und rohes, aber unverdorbenes Geschlecht von einfachen, strengen Sitten, und dies um so mehr, je weniger sie mit der Stadt und den Fremden in Berührung kommen. Letztere Bedingung wird aber in unserer schmalen Wüste nicht immer erfüllt. Reisende haben durch ihre Geschenke ihre Habgier angestachelt. Nicht überall findet sich der stolze Sinn des echten Arabers, der in den freien Triften der Wüste trotz aller Armseligkeit sich hoch erhaben dünkt über den Stadtleuten und den Bauern. In ihrem Charakter sind große Kontraste vereinigt wie meist bei tiefstehenden Völkern (Q. St. 1901 S. 203): kindliche Einfalt und tückische List, Ehrlichkeit und Verräterei, Räuberei und Freigebigkeit, gemeinster Egoismus und treue Anhänglichkeit, Verstand und Überlegung und doch zügellose Phantasie, Zähigkeit im Festhalten des Überkommenen und doch Unbeständigkeit, unbändiger Freiheitssinn und doch grausame Herrschsucht.[2] Gewohnt, in der unwegsamen Felswüste zu springen und zu hüpfen von Fels zu Fels, elastisch wie die Steinböcke, wird es ihnen in den Gassen der Stadt bald zu enge und unheimlich. Sie machen keine großen Ansprüche an das Leben, z. T. wohl wegen des heißen, trockenen Klimas, das zu einem frugalen Dasein erzieht, z. T. darum, weil sie in der unwirtlichen Wüste, bei dem Tiefstand ihres Geisteslebens, nicht weiter wissen. Ihre Nahrung besteht meist aus Brot und Grütze und den Erzeugnissen ihrer Herden. Während der Frühlings-Weidezeit „schwimmen sie dann in Milch".

[1] Conder, Tent Work, S. 262ff.

[2] Lynch, Narrative, S. 428ff: ein interessanter Vergleich der Araber mit den nordamerikanischen Indianern.

Mißgestaltete sieht man kaum unter ihnen. Roh, was Wissen betrifft, sind sie uns hochgebildeten Europäern mindestens in einem überlegen — dem Geographen kann dieser Zug nicht entgehen —, nämlich in der Heimatkunde.

Von einer Berechnung der Dichte dieser Bevölkerung, die sich keineswegs gleichmäßig über das ganze Gebiet verteilt, da manche unwirtlichen Teile ganz menschenleer sind, so daß man Tagereisen weit selbst im Frühjahr keiner Seele begegnet — nach dem oben angeführten arabischen Sprichwort ist einem das am liebsten —, müssen wir leider absehen. Die Größe der Stämme wird gewöhnlich nach der Zahl ihrer Zelte oder ihrer waffenfähigen Mannschaft angegeben. Vervielfacht man letztere Zahl mit 3 oder 4, so wird man die Zahl der Seelen erhalten. Nach Conder S. 339 ist die Gesamtzahl eines Stammes wie der ta'āmire ca. 1000 Personen oder 300 Zelte; aber durchschnittlich seien die Stämme ca. 100 Familien stark. Aber alle diesbezüglichen Angaben bei Robinson, in ZDPV 1879 S. 142 ff. und in den Memoirs III S. 382, sind nicht nur lückenhaft, sondern gehen auch so weit auseinander, daß sich darauf eine brauchbare Statistik nicht gründen läßt. Es scheint aber, als Minimum könne man danach eine Bevölkerungsdichte von 1 Menschen auf den Quadratkilometer, und als Maximum das Doppelte annehmen — jedenfalls Zahlen, in denen sich deutlich genug der Wüstencharakter unseres Gebietes ausspricht, das keine größere Bevölkerung erträgt. Zum Vergleiche sei nur gesagt, daß auf dem judäischen Plateau selbst — unter Ausschaltung von Jerusalem — die Volksdichte der Fellachen ca. 50 bis 55 ist. Eine merkbare Zunahme der Bevölkerung scheint nicht stattzufinden aus begreiflichen Gründen, da unter den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen die Lebensbedingungen der einzelnen dadurch sich noch verminderten.

3. Die wirtschaftlichen Verhältnisse.

Wir sagen ausdrücklich „unter den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen". Denn die Zahlen der Volksdichte sind doch nicht bloß der Ausdruck eines Naturfaktors, sondern zugleich der heutigen Form der wirtschaftlichen Ausbeutung des Landes. Ohne Zweifel könnte unser Gebiet wenigstens in seinen Oasen eine viel größere Menschenmenge ernähren als heute, wie die Geschichte zeigt. Und wenn heute ganz Palästina vor einem wirtschaftlichen Aufschwung steht und viele an dieses Land die größten Zukunftshoffnungen knüpfen und es als eine Art Kolonialgebiet betrachten, sollte unsere Wüste samt und sonders

für immer zur Rolle des Aschenbrödels verdammt bleiben und der Verwahrlosung nicht mehr entrissen werden können? Wenn aber doch, wie weit wird dies möglich sein bei den vorhandenen natürlichen Bedingungen?

Die geographischen Bedingungen des wirtschaftlichen Lebens in unserem Gebiet liegen nach dem, was wir bereits gesagt haben, zu klar zutage, um darüber den nüchternen Beurteiler im Zweifel zu lassen, zu welcher Art von nutzbaren Gebieten es gehört. Handelt es sich doch hier um wasserleere halbwüste oder vollwüste Flächen mit einigen wenigen Randoasen von allerdings immensem Kulturwerte, und alle wirtschaftliche Erfahrung lehrt, daß solche Räume ihrer Natur nach nur auf dem Wege der Viehzucht, und zwar der extensiven, ausgenützt werden können. Ein Anbau außer in den Oasen, von denen wir vorerst ganz absehen, da sie doch nur wie Inseln im Ozean der Wüste liegen, und an den westlichen regenreicheren Höhen längs des judäischen Kulturgebiets und an einigen wenigen Parzellen (z. B. am chān es-sahl, ZDPV 1896 S. 171; 1880 S. 28), hat keine Aussicht. Auf diese Art der wirtschaftlichen Ausnutzung weisen auch die Namen hin, welche im Alten Testamente einigen Bezirken unserer Wüste gegeben werden. Sie werden dort genannt nach den nächstgelegenen Siedlungen, von denen aus sie wirtschaftlich ausgebeutet wurden. So lesen wir, um im Süden zu beginnen, von einem midbar ma'ōn, offenbar dem Weidebezirk östlich vom heutigen tell ma'in südlich von Hebron gelegen; von einem midbar zif in der nördlichen Nachbarschaft bei der heute noch gleichnamigen Ruine; vom midbar 'ēngedi, offenbar in der Umgebung dieser Oase am Toten Meer, wahrscheinlich sich oberhalb des Steilabfalls ins Gebirge hinein gegen Hebron erstreckend; von einem midbar teḳōa' in der Umgebung der heutigen chirbet teḳū' südlich von Bethlehem; endlich noch von einem midbar jerū'ēl, dessen Lage noch nicht feststeht; vielleicht ist dafür jezre'ēl zu lesen, das eine jüdische Stadt war (cf. Encycl. Bibl. col. 2408, 2459 f.). Dazu kommen noch zwei andre ebenso als midbar (= Weidebezirk) bezeichnete Bezirke auf dem Stammgebiet Benjamins, nämlich midbar gib'ōn — es sollte aber offenbar gib'ā heißen, das steinige Gebiet im Osten des heutigen dscheba'; und nördlich daran grenzend das midbar bēt āwen, im Südosten von bētin gelegen. Daneben aber weiß die Bibel noch von ganz anders bezeichneten Bezirken unserer Wüste Juda zu reden, nämlich von einem jeschimōn, d. h. einer eigentlichen Wüste, die also zur Weidetrift nicht taugte; wo dieser Bezirk lag, ist einstweilen noch ungewiß. Die gewöhnliche

Annahme der Memoirs, auch G. A. Smiths u. a. geht dahin, daß er oberhalb des Toten Meeres lag auf der unterſten trockenſten Terraſſe der Oſtabdachung, vielleicht ſüdlich von Engedi, wo die Wüſte am ſterilſten und ausgeſprochenſten iſt. Und ferner von ʿarbōt jerēchō, d. h. den z. T. verſalzten Wüſten, in der Nachbarſchaft der Oaſe Jericho bis zum Toten Meer im eigentlichen ʿōr gelegen. Mit dieſen verſchiedenen Namen werden die verſchiedenen Teile unſeres Gebietes, das ja in der Bibel keinen einheitlichen Namen hat, als an Kulturwert ſehr unterſchiedlich charakteriſiert. Taugten etliche auch nicht einmal zur Weide, ſo wurden doch andere, höher gelegene jahraus, jahrein von den Randſiedlungen aus als willkommene Weidetriften für die neben Ackerbau auch reichlich Viehzucht treibende Dorfbevölkerung ausgenützt. Wenn auch dies letztere heute zurücktritt und die Araber den Spieß eher umgedreht haben und ihre Herden auch auf die Äcker der Randgemarkungen treiben, ſo iſt doch die Wüſte Juda heute wie einſt nur ein Gebiet extenſiver Viehzucht. Infolge der Humusarmut des Bodens und der unzuverläſſigen und geringen Niederſchläge widerſtrebt die Wüſte jedem Ackerbau ohne künſtliche Bewäſſerung und zwingt ihre Bewohner, die freiwillig oder unfreiwillig ſich dieſes Gebiet zum Aufenthalt erwählen, zur Viehzucht, und zwar zur nomadiſierenden. Denn ein bleibender Aufenthalt verbietet ſich von ſelbſt, wo die Weiden ſo mager ſind wie hier, und wo nur während der Regenzeit einige nennenswerte, den Herden aber wahrſcheinlich ſehr wohlſchmeckende Vegetation ſich einſtellt, und wo die Waſſervorräte mangels Quellen ſo bald erſchöpft ſind. Der poröſe Kalkſtein verſchluckt zu ſchnell den Regen, ſoweit er nicht alsbald wieder verdampft auf dem glühend heißen Boden, und ſtehendes Regenwaſſer muß ſorgſam geſchützt werden, um nicht bei der hohen Verdunſtungsgröße in unſerer Wüſte, die die kaſpiſche darin weit übertrifft, allzu ſchnell zu verſchwinden; und auch in den Wadis gräbt man bei der Tiefe des Grundwaſſerſpiegels vergeblich nach dem koſtbaren Lebenselement für die Herden und die Hirten. Beſſere Weidebezirke ſind nur die Ebene el-buḳēʿa, die ſich im Frühling reichlich mit Gras und wilden Blumen bedeckt.[1] Während der Regenzeit weiden die Araber auf den tiefer gelegenen öſtlichen Gebieten, beſonders auch im ʿōr ſelbſt, wo ſie im Winter auch mehr vor der Kälte geſchützt ſind, um ſich mit eintretender Trockenzeit immer weiter auf die Höhen in ſolche Wadis zu verziehen, die, durch Taufälle oder Quellen und andere reichere Waſſer-

[1] Memoirs III, S. 166; Fraas, Aus dem Orient, S. 61; vom Rath, Reiſebriefe II, S. 84.

schätze begünstigt, zu Sommerquartieren sich besonders eignen. Während der ersten Hälfte der Trockenzeit leben sie noch in der Wüste und erst mit dem Austrocknen ihrer Regenwasserſammlungen, von denen, so ekelhaft sie oft sind, doch einträchtig Mensch und Tier leben, kehren sie sich zu den ausdauernderen Wasserstellen, z. B. die dschahalin nach kurmul. Während der Gluthitze des Sommers ist die Wüste auch für die Nomaden unbewohnbar, und selbst die Oase ʿēn dschidi wird von den raschā'ide frühzeitig geräumt.[1] Unter den Wasserplätzen gibt es da und dort einen Brunnen, dem das Wasser nicht ausgeht, z. B. im wādi en-nār der bīr hurubbet el-ḥaṭṭābe (ZDPV 1880 S. 34). Weidebezirke ohne Brunnen sind ja wertlos, dem Besitzer der letzteren gehört darum auch das Gebiet ringsum. Darum Streit und Krieg um sie. Es handelt sich hier um Sein oder Nichtsein. Geht aber daraus nicht auch hervor, daß die Bewohner der Wüste Juda sterben und verderben müßten, wären sie allein auf die Wüste selber angewiesen, und würde eine kräftige Regierung diesen Störenfrieden der Ackerbauer besonders in Dürrejahren den rettenden Rückzug an den Rand der Kulturzone abschneiden? Die das sommerliche Rückzugsgebiet der Nomaden in Händen haben, sollten eben darum von Rechts wegen diese selbst wirtschaftlich und politisch beherrschen. Und wenn dies so lange nicht geschah und auch heute die Türken in diesen Gebieten nur nominell die Herren sind, so liegt das eben an dem beliebten System des laissez aller. Die Ägypter in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts verstanden die ihnen von der Natur selber in die Hand gegebene Position besser auszunützen und zeigten durch Entwaffnung und andere Maßregeln den Stämmen, wer der Herr im Lande ist.[2]

Wer die natürlichen Verhältnisse in unserem Gebiete recht überlegt, wird sich demgemäß davor hüten, die extensive Viehwirtschaft der Beduinen auf ihre Faulheit zurückzuführen, sondern es ist die naturgemäße Wirtschaftsweise. Die karge Natur zwingt sie zu dauerndem Nomadenleben, und die nicht zu leugnende Faulheit der Männer erklärt sich z. T. gewiß eben daraus. Wie sollen sie sich genügend betätigen, wenn sie nicht das Nomadentum aufgeben wollen? Die Jagd wäre zu wenig ergiebig, wollten sie ihr auch in größerem Maße obliegen, als sie es jetzt tun. Dafür ist die Wüste zu wenig wildreich. Die Araber sind überall keine Jägervölker, sondern immer Hirten. Für ihr Wanderleben kommt neben bereits angeführten natürlichen

[1] Tristram, a. a. O., S. 300, Lortet, La Syrie, S. 438.
[2] Robinson, Palästina II, S. 400f.

Bedingungen auch der Umstand in Betracht, daß die Vegetation nicht bloß überhaupt äußerst spärlich und mager ist, sondern daß die von den Schafen und Ziegen abgeweideten Gräser vielleicht erst ein paar Jahre später wieder durch frischen Nachwuchs ersetzt werden. Es ist daher begreiflich, daß diese Wanderhirten für ihre Herden außergewöhnlich große Weideflächen bedürfen, die in keinem Vergleich stehen etwa mit unseren europäischen Verhältnissen. Dazu kommen noch andere, auch in der Natur begründete Bedingungen, die zurzeit die Viehwirtschaft niederhalten. Hierher gehörten zunächst die jedes Jahr vorkommenden Verluste nicht bloß durch die Raubtiere, sondern auch durch räuberische Menschen bei der in der Wüste herrschenden Unsicherheit, sowie auch durch plötzlich auftretende Wolkenbrüche, die bei rascher Überschwemmung eines Wadi kulturfeindlich wirken und gelegentlich ein ganzes, allzu leichtfertig angelegtes Lager mit Tieren und Menschen zugrunde richten. Ferner schwere Viehseuchen, die ebenso wie andere Epidemien an dieser Ecke zwischen Asien und Ägypten fast endemisch sind; noch mehr aber schlechte Jahre infolge von Dürreperioden, die die armen Hirten zwingen, ihre Herden loszuschlagen, damit sie ihnen nicht unter ihren Augen verhungern und verdursten. Zu dem Gesagten kommt aber noch, daß auch in guten Jahren die Absatzmöglichkeit der Produkte ihrer Wirtschaft in diesen Gebieten der Halbkultur gering ist — höchstens während der Fremdensaison in Jerusalem besteht ein größerer Fleischkonsum im Lande; denn das Fleisch ihrer Herden und nicht die Wolle ist es, auf die es abgesehen ist, außer der Aufzucht von Lasttieren, insbesondere von Kamelen. Wird das oder kann das bei den tatsächlichen Naturverhältnissen einmal viel anders werden? Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß größere Partien der oberen Wüste außerhalb des Ghor jemals etwa durch künstliche Berieselung in Kulturland verwandelt werden könnten. Woher sollte man das Wasser bekommen? Die Araber glauben zwar an Regenzauber und haben die Christen im Verdacht, daß sie diese Macht in Händen hätten.[1] Sie fabeln auch davon, daß die wüsten Plateaus zu christlichen Zeiten voller Weinberge gewesen seien.[2] Aber es bleibt bei Conders sarkastischer Antwort auf die Zumutungen seiner beduinischen Quälgeister: „God made the country for the Bedawi." Dabei wird es wohl verbleiben. Selbst Anlagen von größeren Talsperren würden, fürchte ich, nicht zum Ziele führen, da doch viele dieser Wadis gar nicht einmal

[1] Conder, Tent Work, S. 264. Palmer, Schauplatz der Wüstenwanderung, S. 243.

[2] Conder, a. a. O., S. 349.

jedes Jahr von einem Regenbach durchflossen werden. Viele davon sehen auch gar nicht danach aus, als hätte in den letzten Jahren eine Flut sie durchtobt. Dieser Wüste ist man, so schmal sie auch ist, auch in den besten Zeiten des Landes nicht Herr geworden, und die Wüste wird dort immer Wüste bleiben und nur durch extensive Viehzucht ausgenützt werden können. Diese letztere würde ohne Zweifel sich intensiver gestalten zur Milchwirtschaft u. dgl. bei Vergrößerung der Absatzmöglichkeit, wenn nämlich in den benachbarten Oasen die Zeit einer neuen Blüte, wie sie von Natur durchaus nicht ausgeschlossen ist, wiederkäme. Aber das hat noch gute Weile.

So werden wir auch hier auf die Randzonen der Wüste hingewiesen, die z. T. das sommerliche Rückzugsgebiet bilden und deren kulturelle Hebung auch der Wüste zugute kommen wird. Es ist wirtschaftsgeographisch höchst bedeutsam, daß, während die ganz überwiegenden Teile unseres Gebietes nur für periodische Viehzucht und Weidewirtschaft, aber nicht für Feldbau geeignet sind, diese Randzonen im Westen längs des judäischen Plateaus, besonders aber im Osten in der Depression längs des Steilabfalls ganz andere Wirtschaftsbedingungen darbieten, die für Anbau und seßhafte Bevölkerung sich eignen und von wo aus der Kampf des Kulturlandes gegen die Wüste mit mehr oder weniger Erfolg eröffnet werden kann. Und dies geschah auch tatsächlich während des goldenen Zeitalters Syriens, als diese vorderasiatischen Provinzen dem europäischen Kulturkreis angeschlossen, wir würden heute sagen: europäisiert wurden, damals, als die Römer mit starker Faust — ohne gewisse Härten und Ungerechtigkeiten ging das ja natürlich nicht ab — Ordnung schufen und Frieden und Verkehr brachten, als das heilige Land von Flüchtlingen aus den westlichen Ländern, die vor dem Gotensturm wichen, der das westliche Römerreich zertrümmerte, überschwemmt ward, und Lauren und Klöster und andere Niederlassungen weit in die unwirtliche Wüste hinein sich vorschoben. Das Kulturland erweiterte sich damals von Westen her auf Kosten der Wüste. Wie war das möglich? Die vielen Zisternen, Berieselungsanlagen, Aquädukte nicht bloß in der Umgebung der Jericho-Oase, im wādi ḳelt usw., sondern auch bei chirbet mird am Rand der Ebene el-buḳê'a, oder am dschebel furdēs, wo sich Herodes mitten in der Steinwüste ein Paradies schuf, wo er wollte begraben sein, geben uns auf diese Frage die beredte Antwort. Aber zuletzt erfolgte mit dem Einbruch der Wüstenhorden der Rückschlag, und die Wüste wies den Eingriff in ihren Bereich wieder zurück. Heute ist dieser Westrand ein rechtes Übergangsgebiet, insofern nämlich,

als hier nicht bloß aus den Randſiedlungen ganz wie in altteſtamentlichen Zeiten, wenn auch in geſchwächtem Grade, weit hinein in die Wüſte Viehzucht getrieben wird, z. B. aus beni nā'im, deſſen Bewohner die Hälfte des Jahres in Zelten leben; ſondern ſofern hier auch verſchiedene Beduinenſtämme, die einen mehr, die anderen weniger, etwas Ackerbau treiben. Es wurde bereits darauf hingewieſen, daß beſonders die ta'āmire, die ja einſt Fellachen waren, ſich auch heute nicht ſchämen, den Pflug in die Hand zu nehmen und das Feld zu beſtellen. Wer den dschebel furdēs beſucht und von dort oben die Ausſicht in die Wüſte genießt, ſieht die Ebene am Oſtfuß des Berges mit den wohlabgeteilten Äckern dieſes Beduinenſtammes. Ebenſo trifft man auf dem Wege zum Kloſter Marſaba durch das wādi en-nār hinab oder über dēr dōsi, desgleichen von kurmul ſüdlich von Hebron, nach ez-zuēra in den Wadis beſtellte Äcker dortiger Beduinenſtämme, das eine Jahr mehr, das andere Jahr weniger, je nachdem wie ergiebig die winterlichen Niederſchläge waren. Allerdings meiſt rohe Verſuche, die oft von einer ſehr ſpärlichen Ernte belohnt werden, nicht bloß infolge von Heuſchrecken, die, von Oſten kommend, hier den erſten Hunger ſtillen, ſondern mehr noch infolge von Dürren.

In dieſem Übergangsgebiet ſind viele Beduinen den größten Teil des Jahres ſeßhaft; auch die raschā'ide ſind faſt ſtationär in 'ēn dschidi. Man ſollte meinen, es ſei ein leichtes, ſie dafür zu gewinnen, das Zelt mit der feſten Wohnung endgültig zu vertauſchen und durch Übergang zum Feldbau mitzuhelfen, dieſe Randzone der Wüſte wieder zu entreißen. Was ſie aber davon abſchreckt, iſt nicht bloß der Militärdienſt, dem ſie dann verfielen und der auf der mohammedaniſchen Bevölkerung als eine überaus drückende Laſt ruht (ſ. vom Rath, S. 91), ſondern jedenfalls auch das Klima. Im Sommer vor allem — und er iſt länger als der Winter! — hat das luſtige, transportable Zelt doch gewiſſe Vorteile gegenüber den ſtickigen, von Ungeziefer, zuweilen auch Skorpionen wimmelnden Häuſern. Aber noch mehr: der echte Araber verachtet den fellāḥ und den Ackerbau, er hält ihn für entehrend. Nicht weil die Verhältniſſe der Wüſtennatur ſie dazu zwängen, ſondern weil ſie es nicht anders wollen, bleiben ſie auch hier oben ausſchließlich Hirten und Zeltbewohner. Nach ihrer ganzen natürlichen Anlage, durch die ſtarke Tradition einer Jahrtauſende alten Geſchichte ſind ſie zu einer ſeßhaften Lebensweiſe unfähig geworden. Lieber ſterben und verderben ſie, als daß ſie es über ſich bringen, mit der Vergangenheit zu brechen und den ausſichtsreichen Schritt zu tun, obgleich ſie doch ſehen, wieviel die Uhr geſchlagen hat,

daß ſie in ihren Weidebezirken immer mehr eingeengt werden und die Bauern auf den Höhen, von der Regierung mehr geſchützt, die Ruinenſtätten wieder anfangen zu beſiedeln und bisherige Weidegebiete unter den Pflug zu nehmen — ein Rätſel, mehr beklemmend als intereſſant; jedenfalls zeigt es uns, wie ſehr der Menſch auf tieferer Kulturſtufe mit dem Boden verwachſen iſt. Die Römer, die dieſe Raſſe weniger romantiſch fanden als das heutige Romane leſende Abendland, jagten dieſen „Schädlingen" in ihre Wüſte nach und nahmen ihnen ihre Herden, ihre Kamele weg, ohne die ein Leben in der Wüſte nicht möglich iſt, — die Türken handeln anders, wie ich ſchon oben ſagte.

Wichtiger aber als die hochgelegene und damit vor der eigentlichen Wüſte klimatiſch begünſtigte weſtliche Randzone iſt die öſtliche, räumlich viel unbedeutendere im ɣôr unterhalb des Steilabfalls, am Strand des Toten Meeres und ſeiner nördlichen Fortſetzung, die aber kein zuſammenhängendes Band von Kulturland darſtellt, ſondern echte Oaſen in der Wüſte an den großen Quellen am Fuße des Gebirges. Wirtſchaftsgeographiſch ſind ſie aber das weitaus wichtigſte Gebiet; denn hier ſind in dieſem ägyptiſchen Klima die Bedingungen einer Kultur vorhanden wie nirgends in Paläſtina und überhaupt in dieſen Breiten. Welche Kontraſte dieſe grünen, waſſerreichen Eilande zu der ringsum ſtarrenden Stein- oder Mergelwüſte bilden, werden Forſcher wie Triſtram, Lortet u. a. nicht müde hervorzuheben, insbeſondere bei ʿên dschidi, ʿên feschcha, ʿên es-sulṭân und der Mühle bei ʿên ḳelt. Ohne Zweifel ſchon ſehr früh von Menſchen beſiedelt — auf den erſten Blättern der Bibel heißen ſie ein „Garten Gottes" —, wurden ſie, wenn auch im Schatten des Steilrandes, überaus niederſchlagsarm, oder vielmehr gerade deshalb, mit ihren reichen Quellen und ihrer afrikaniſchen Hitze zu tropiſchen Paradieſen von unſchätzbarem Reichtum umgewandelt. Ohne Bewäſſerung gedeiht nichts in der ɣôr-Ebene. Nach Strabo XVI 2, 41 war die Jericho-Oaſe 5 Stunden lang und 1 Stunde breit und dehnte ſich wahrſcheinlich über die oberſte Liſan-Terraſſe aus, auf der Jericho ſelber liegt, weltberühmt durch ihren Palmenwald mit den köſtlichſten Datteln (Plinius Hist. nat. 13, 4), insbeſondere aber auch durch die Kultur des Balſamſtrauchs (Balsamodendron opobalsamum), Henna (Lawsonia alba) u. a. Joſephus (Bell. Jud. IV, 8, 3 u. o.) ſchildert die Oaſe mit begeiſterten Worten als einen Fleck Erde, der nicht ſeinesgleichen habe, ein θεῖον χωρίον. Wegen der milden Winter errichtete Herodes hier ſeine Winterreſidenz. Durch Berieſelungsanlagen, in denen große Werte ſteckten, leitete man zu den reichen Waſſervorräten aus ʿên es-sulṭân, ʿên dûḳ uſw. noch

das Wasser der Quellen im wādi ḳelt hinzu, um der Kultur immer neues Terrain zu gewinnen und die Oase gegen die versalzte Wüste vorzuschieben. Palmen gedeihen in Salzboden ganz gut; Plinius hebt das (l. c.) ausdrücklich hervor.[1] Die zu diesem Zweck gebauten Aquädukte reden noch heute in ihren Trümmern, z. B. im wādi abu-ḳ-ḳabā', von einer regsamen und kapitalkräftigen Bevölkerung mitten in einer armseligen Gegenwart. Solche kostspieligen Wasserbauten finden sich auch südwärts in jetzt weit und breit einsamen Wüsten längs des Toten Meeres, wie Teichanlagen und Terrassenbauten bei 'ēn dschidi, wo eine ähnliche, wenn auch kleinere tropische Kulturoase blühte, Wasserleitungen im wādi sudēr, um die Wasservorräte der letztgenannten Oase zu verstärken, ferner im wādi umm barṛek, Talsperren im wādi ez-zuēra, riesige Zisternen in Masada — in den letzteren drei Beispielen allerdings weniger zu direkten Kulturzwecken, als um die Besatzungen der Festungen und Lager mit Wasser zu versorgen. Sie sind heute alle verfallen und verschlammt. Wollten die Beduinen die alten Anlagen nur im Stande erhalten, so hätten sie überall rings um den See Wasser genug, meint Tristram S. 357; aber wie rechte „Wilde" sind sie kindisch, was klugen Vorbedacht betrifft. Im Mittelalter scheinen die Oasen Jericho und Engedi noch geblüht zu haben und wurden von den Kreuzrittern als wertvolle Lehen geachtet; sie kultivierten hier das Zuckerrohr — die „Zuckermühlen" nördlich von 'ēn es-sulṭān erinnern noch in ihren Ruinen daran. Später aber verfiel und verödete alles, und die Wüste fraß mächtig um sich. Das ist ja das Geschick und die Jammergeschichte aller vorderasiatischen Oasen, daß sie ständig von den räuberischen Nomaden bedroht und, weil zum großen Teil auf kunstvollen Anlagen beruhend, auf Jahrhunderte hinaus zerstört werden mögen. Der Oasengürtel des ṛōr lag zu zerstreut, als daß sie etwa durch einen Zusammenschluß besser gegen die hereinbrechende Unkultur sich hätten schützen können.

Vielleicht aber ist die Zeit nicht mehr so ferne, obwohl im Morgenland alles, von gewissen schauderhaften Vorkommnissen abgesehen, entsetzlich langsam geht, wo man, wie auf dem judäischen Plateau die große Wasserleitung von den sog. salomonischen Teichen, so auch diese entlegenen Anlagen einer besseren Vergangenheit wieder in Gang bringen wird. In Jericho ist damit in neuester Zeit bereits angefangen worden, die antiken Aquädukte z. T. wieder herzustellen; aber Palmenwälder sind keine zu sehen. Vielleicht könnten im Schutz

[1] Vgl. Fischer, Mittelmeerbilder S. 466.

der säuselnden Kronen ganz andere Erzeugnisse dem reichen Boden entlockt werden als heute, wo man allerdings auch schönen Bananenpflanzungen begegnet, aber wo sonst im allgemeinen nur kleine Felder mit Getreide, Melonen, Tabak, Gemüse, auch Trauben die sperrigen Dschungel der zakkūm-Bäume, des Zizyphus spina Christi und Solanum coagulans, Ricinus communis usw. unterbrechen. Wildes dorniges Gewirre hat die Haine der edeln Dattelpalmen und die köstlichen Balsamgärten verdrängt. Zuckerrohr und Baumwolle würden ohne Zweifel hier gedeihen (Memoirs III. S. 183). Wie armselig nehmen sich die paar Gurkengärten und Weizenfelder der raschā'ide unterhalb der Quelle von Engedi aus! Kein Palmbaum und keiner von den berühmten Rebstöcken von einst ist mehr zu sehen. Die ganze Strandebene zwischen w. sudēr und w. el-ʿorēdsche (nach Memoirs III S. 385 1,2 km lang von Nord bis Süd und ½ km breit) ließe sich auch heute noch mit Leichtigkeit in einen herrlichen Garten mitten in der Geröllwüste, dazu in einer grandiosen Umgebung, verwandeln. Denn wo nur immer die geringste Zuleitung von Süßwasser sich ermöglichen läßt, da ruft die Gunst des Klimas eine unvergleichlich üppige Vegetation hervor (Tristram, S. 281). Würden dort die Palmen wieder ihr Haupt wiegen, so müßte die schattigere Oase gewiß nicht im Sommer von den Menschen wegen unerträglicher Hitze geräumt werden. Im übrigen könnte ja das halbe ṣōr durch die auch in der Gegenwart Wunder wirkende Berieselung mit der Zeit in eine Kulturoase großen Stils verwandelt werden, wenn auch die nicht ausgelaugten salzreichen Absätze des alten Jordansees gewissen Kulturen — aber nicht den Datteln, wie oben bemerkt ward — Hindernisse bereiten würden. Vorderhand gehen die Wasser des Jordan und seiner Zuflüsse weiter im Norden wirtschaftlich verloren, weil sie in ein „Totes" Meer ausmünden. Würden sie diesem zu Berieselungszwecken entzogen, so dürfte der dadurch angerichtete Schaden im Landschaftsbilde — der See würde im Westen und Süden stark zurücktreten, also schmäler und kürzer werden — gewiß reichlich durch die der Wüste entrissene Kulturlandschaft mit intensivster Oasenwirtschaft in dem herrlichsten Dattelklima aufgewogen werden. Fischer[1] redet davon, daß sich die Oase auf 55 qkm Fläche ausdehnen ließe; er meint, mit den heutigen technischen Mitteln sei es möglich, die Oase in wirtschaftlicher Hinsicht so zu heben, daß sie „die größte Blütezeit des Altertums in Schatten stellte". Diesen Optimismus teile ich auch, denn die Natur selbst steht dem nicht im Wege. Es bedürfte hier keiner so kostspieligen Schwellen, wie

[1] Mittelmeerbilder, S. 111 ff., 151.

sie die englischen Ingenieure in Ägypten bauen; es ist eine Schwelle von Natur da — nämlich die den Tiberias-See abdämmt.

Fragen wir aber, durch wen die Besserung der verwahrlosten Oasenwirtschaft in die Wege geleitet werden solle, so müssen wir von den heutigen Oasenbewohnern ganz absehen. Denn wie wir schon oben andeuteten, ist der Menschenschlag, der eriha bewohnt, zu entnervt durch Klima und Fieber und Liederlichkeit und hat zu wenig „Rasse", um an dergleichen zu denken und die vor den Füßen liegenden Bodenschätze auszubeuten. Nicht einmal die Felder der Oase bebauen sie. Fellachen aus den Randdörfern oberhalb im Gebirge, aus et-ṭaijibe u. a. steigen herab, um die Felder zu bestellen und zur Zeit der Ernte, die übrigens hier unten vier Wochen früher stattfindet als in Jerusalem, gleich Saisonarbeitern bei uns, Leben und Bewegung ins Land zu bringen. Wenn auch vielleicht mit der Zeit sich die gesundheitlichen Verhältnisse durch geeignete Maßregeln gegen die intermittierenden Fieber bessern werden, so ist doch an die aufmunternde Wirkung europäischer Kolonien, sei es jüdischer oder christlicher, wie sie sonst in Palästina in der Ackerwirtschaft wohl zu spüren ist, hier nicht zu denken; das Klima würde die fremden Eindringlinge abstoßen. Nach Lortet S. 461 ist es von Anfang Juni bis Ende Oktober für sie unzuträglich. Darum hat man auch schon an Ansiedlung von Negerkolonien gedacht. Aber alle derartigen Unternehmungen werden dadurch erschwert, daß der ganze ṣör dschiftlik ist, d. h. Krongut, Besitztum der kaiserlichen Domäne, und diese hat offenbar vorläufig nicht die Absicht, die praktische Kolonisation selbst in die Hand zu nehmen und die abendländische Welt zu überraschen durch ein ungewohntes Schauspiel, daß nämlich der Türke, wenn es Kulturarbeit zu fördern gilt, auch einmal schnell reiten kann.

Noch lange wird also hier in den Oasen der Mensch der Natur nicht das Erreichbare abgerungen haben. Noch mehr gilt dies von den Formen der Wirtschaft, die ans Gewerbliche streifen. Wohl entbehrt die Wüste Juda der Lockmittel an Edelmetallen, die manche Einöde z. B. der Neuen Welt bevölkern halfen. Aber ganz arm an Bodenschätzen ist zuletzt kein Land. Ohne Zweifel liegen im Wasser des Toten Meeres, wie die chemischen Analysen zeigen, große Reichtümer, z. B. Brom, aufgespeichert, die noch der Hebung warten, und sei es auch nur in Form von Bädern. Heilkraft schrieb man ihm schon im Altertum zu. Aber wenn Tristram S. 299, Lortet S. 430 und auch Fischer S. 151 das Ufer dieses Salzsees schon bevölkert sehen mit Winterstationen und Sanatorien, in Jericho, besonders aber auch

in ʿēn dschidi, herrlicher als Kairo und Biskra, wenn sie die Thermen und Schwefelquellen in dieser eigenartigen grandiosen Wüstenumgebung ihre Anziehungskraft wie in römischer Zeit entfalten sehen, so ist das wie so vieles andere Zukunftsmusik und wird es noch lange bleiben. Heute wird in Lagunen am See in Salzgärten Salz gewonnen, und von jeher ward vom Salzberg des dschebel usdum ganz Palästina mit Kochsalz versorgt. Auch im Tempeldienst zu Jerusalem gehörte Salz von Sodom zu den täglichen Bedürfnissen. Im Mittelalter gab es nach Ritter XVI, S. 511 besondere Privilegien, dieses Salz zu sammeln und in den Handel zu bringen. Eselkarawanen bringen es heute über den naḳb ʿēn dschidi nach Bethlehem und Jerusalem zu Markte (Tristram S. 292, Q. St. 1869 S. 145). Die Stelle Math. 5, 13 ist nur verständlich, wenn die fragliche Masse nicht reines Chlornatrium war wie unser Kochsalz, sondern die weiße, vom Rand des Toten Meeres oder in den Salzgärten gewonnene Kruste, die auch Magnesia, Kalk und andere Bestandteile enthält. Nicht umsonst aber hieß der See im Altertum lacus Asphaltitis. Vielleicht würde die Asphaltgewinnung sich lohnen, wenn die Regierung es nur gestattete. Der bituminöse Asphaltkalk von en-nebi mūsa, ḥadschar mūsa genannt, der aber auch sonst sich findet, z. B. ganz im Süden im wādi el-muhauwat[1] wird ja jetzt schon in Bethlehem industriell verarbeitet zu allerlei Luxusgegenständen. Auch Schwefelknollen finden sich in den Lisān-Schichten des ẓōr, aus denen die Beduinen sich ihr Pulver herstellen, und die Senonkalkschichten enthalten lokal Gipse und Phosphate; aber nach dem Urteil des Geologen ZDPV 1905, S. 116 (dem steht die Angabe Löhrs, Volksleben der Bibel S. 81, auf Grund eines Konsularberichts gegenüber) sind sie doch nicht ergiebig genug, um insbesondere bei der Erschwerung des Betriebes in der Wüste und bei der Kostspieligkeit der Transporte eine industrielle Ausbeutung zu lohnen. So willkommen diese letzteren Bodenschätze als Düngemittel in dem düngerarmen Lande, wo man den Mist der Tiere zur Feuerung verbraucht, sein sollten, so denkt doch kein Bauer so weit bei der rohen Art und dem Schlendrian seiner Bodenbewirtschaftung. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Beduinen durch Verbrennung der längs des Toten Meeres reichlich vorkommenden Alkalipflanzen zu Potasche, die sie in die Seifensiedereien der Städte liefern, einigen Erwerb haben, daß auch der starke Fremdenverkehr jetzt schon einiges Geld ins Land bringt und im Dienste des Verkehrs und des Transports manche Einnahmen erzielt werden, die mit dem Aufblühen Jerichos zu einer

[1] Vgl. Blanckenhorn, ZDPV 1896, S. 50; Lortet, a. a. O., S. 306 ff.

Handelsſtadt, wozu ſie durch ihre Lage prädeſtiniert iſt, ſich noch ſteigern werden; und endlich, daß in den Beduinenzelten von den Frauen einiges Hausgewerbe gepflegt wird, indem ſie die Wolle und Haare der Schafe und Ziegen verſpinnen und weben, insbeſondere zu den waſſerundurchläſſigen ſchwarzen Zelttüchern. Sonſt aber findet ſich im Bereich unſerer Wüſte nichts von Gewerbe, und dies entſpricht durchaus dem allgemeinen Tiefſtand der Bildung der Bevölkerung und der Armut des Bodens, den ſie bewohnt. Doch fehlt es nicht, wie wir geſehen haben, an Anſätzen zur Beſſerung.

4. Wege und Verkehr.

Hat ſich in wirtſchaftlicher Hinſicht gezeigt, daß nur die Vergangenheit erfreulich iſt und vielleicht auch die Zukunft, aber die Gegenwart durchaus nicht, ſo wird ſich uns dieſe Empfindung noch mehr aufdrängen, wenn wir Wege und Verkehr auf dem Boden der Wüſte Juda ins Auge faſſen. Wir ſehen, die Wüſte Juda iſt ein armes Land, ohne beſondere Bodenſchätze, die anderen Wüſten Leben bringen; nicht einmal fruchtbarer Boden iſt vorhanden und kein Waſſer — außer in den Randoaſen: was Wunder, wenn Handel und Verkehr innerhalb eines ſolchen Gebietes ſelbſt keine Rolle ſpielen. Um die Herdentiere, die doch meiſt aus den alles erkletternden Ziegen und Schafen beſtehen, auf die Weide zu treiben, oder die junge Aufzucht der Kamele auf die Märkte zu bringen, bedarf es auch keiner „Wege". Da die Wüſte zudem einſt wie heute ein Gebiet der Unkultur, der Unſicherheit war, außer in einigen Teilen zur Zeit der Kloſtergründungen, und ſo ſehr waſſerarm, ſo war ſie immer mehr nur ein Durchgangsland, wenn der Verkehr ſie nicht lieber ganz umging, ſtatt ſie notgedrungen zu kreuzen. Nur aus der Zone der Oaſen mit ihren reichen tropiſchen Erzeugniſſen, wie auch vom Salzberg im Süden aus mußten ſich frühzeitig Austauſch und Verkehr entwickeln mit dem Kulturland auf dem Plateau, insbeſondere mit den uralten Städten Jeruſalem und Hebron, auch Bethel, und über ſie hinaus zur Küſte des Mittelmeers, wo die via maris vorüberzog von den Euphratzu den Nilländern. Außerdem mögen die Oaſen ſelbſt untereinander in Verkehr geſtanden haben, obgleich ſie gegenſeitig kaum mehr auszutauſchen hatten, als vielleicht Salz. Es liegt auf der Hand, daß Jericho ſich zu einem großen Verkehrs- und Handelsplatz entwickeln mußte, weil es nicht wie die ſüdlicheren Oaſen durch das Tote Meer gegen Zugang vom Oſtjordanland her abgeſchloſſen war. Nur die bereits jenſeits unſeres Gebietes ganz am Süd-, beſſer Südoſtende

des Toten Meeres liegende Oase ġōr eṣ-ṣāfie, wo viele das biblische Zoar suchen, mochte mit Hebron, noch mehr mit Gaza einer- und dem Ostjordanland anderseits eine Handelsbewegung veranlassen, die derjenigen um das Nordende des Toten Meeres herum gleichkam. Außer diesen beiden wichtigeren Umgehungsstraßen um das Tote Meer durch den Nord- und den Südteil unserer Wüste mögen von den anderen Oasen, insbesondere von Engedi, und wohl auch von ʿēn el-feschcha Linien ausgestrahlt sein nach Süden und nach Norden. Dieses Netz von Verkehrswegen wird zur Zeit der Römerherrschaft sich kaum verschoben, sondern nur verdichtet haben, als mit der Besitzergreifung des Landes viele Truppentransporte mit Belagerungsmaschinen nötig wurden, und militärische Stationen zur Aufrechterhaltung des Friedens an diesem von Arabien her immer gefährdeten Winkel des Reichs eine Steigerung des Verkehrs, und im Gefolge des Krieges auch eine stärkere Zunahme des Handels nach sich zogen, insbesondere als Petra im Süden sich zu einem Handelszentrum erster Ordnung entwickelte. Aber über den Saumverkehr hinaus wird sich vielleicht in anderen Teilen Palästinas, aber doch schwerlich in diesem wasserarmen Gebiete der Verkehr jemals bis in die allerneuste Zeit hinein entwickelt haben. Die Betrachtung aller dieser Linien auf einem von Natur so unwirtlichen Raume, dem so viele harte Züge der Verkehrsfeindlichkeit eigen sind, ist für die Geographen insbesondere darum von Interesse, weil es sich zeigt, daß auch die Steigerung von Handel und Verkehr im goldenen Zeitalter Syriens doch den natürlichen Bedingungen sich anpassen und den naturgegebenen Linien folgen mußte.

Was zunächst den Verkehr der Oasen untereinander betrifft, so führte ja eine Römerstraße den ġōr herab am westlichen Gebirgsfuß entlang bis Jericho, und man sollte denken, da alle weiteren Oasen unterhalb des Steilrandes liegen, durch keine großen Höhenunterschiede voneinander abweichend, die Fortsetzung dieser Straße habe den Verkehr zwischen ihnen vermittelt. Aber dem ist nicht so. Die ġōr-Straße endete in einer Sackgasse, denn ihre Fortsetzung längs des Toten Meeres, etwa ähnlich wie längs des galiläischen Sees, litt an einem Zug der Verkehrsfeindlichkeit, insofern die obere Wüste mehrfach in schroffen Vorgebirgen direkt ins Tote Meer abstürzt und am Strande keinen Raum zu einem Wege frei läßt. Im Osten war eine Fortsetzung aus dem gleichen Grund noch viel weniger möglich als im Westen. Ein Verkehr zu Lande von Jericho bis ʿēn el-feschcha bot keine weiteren Schwierigkeiten. Aber hier gebietet die Natur selbst denen Halt, die da meinen, das Wort „unmöglich" stehe nicht in ihrem

Wörterbuch. Der Verſuch Triſtrams, das Vorgebirge zu überklettern, iſt lehrreich (Triſtram, S. 256 ff.). Wie im Norden unſerer Wüſte ḳarn ṣarṭabe weit ins ġōr vorſtößt, ſo hier rās el-feschcha und weiter ſüdlich rās merṣid. Erſt von Engedi aus tritt der Steilabfall des Gebirges weit genug zurück, um überall eine Verbindung nach Süden frei zu laſſen bis zum Salzberg des dschebel usdum. Von hier ab ändern ſich die Verhältniſſe, indem ſich der letztere längs der ſüdlichen Ausbuchtung des Toten Meeres bis zur sebcha zwiſchen das niedriger gewordene Gebirge und das Salzmeer einſchiebt. Doch nicht, um den Verkehr nach Süden in die ʿaraba ganz zu unterbrechen. Aber es kommt ganz auf den Stand des Sees an, welche Richtung der Weg nach Süden oder Oſten einſchlägt. Es gab Zeiten, wo das Niveau des Sees, wahrſcheinlich infolge längerer Trockenperioden in dem weiten, dem See tributären Gebiete, ſehr niedrig ſtand, ſo daß die Karawanen auf einer Furt vom Nordende des dschebel usdum die ſüdliche Ausbuchtung umgingen, wenn ſie nach el-kerak wollten. Der See aber ſtieg, und dieſe Linie verbot ſich von ſelber, aber noch ſtand der See nicht ſo hoch, um nicht am Oſtfuß des dschebel usdum faſt das ganze Jahr hindurch einen oft ſchmalen Strand für die Karawanen frei zu laſſen. Aber der Seeſpiegel ſtieg weiter, und ſeit einigen Jahren iſt dieſe Linie nicht mehr gangbar. Doch auch ſo iſt der Weg nach Süden nicht verſperrt. Denn die Winterſturzbäche haben die Liſänterraſſe, deren Oſtklippe der heutige dschebel usdum früher bildete, zerriſſen und ein breites, aber nach Süden ſich zur engen Klamm verſchmälerndes Tal eingeriſſen, das wādi nuchbār. Hier führt heute die Straße hindurch nach ġōr eṣ-ṣāfie. Die ans Südende des Toten Meeres ſich anſchließende sebcha wird dabei von den Karawanen meiſt in weitem Bogen umgangen, um allerlei Abenteuern aus dem Wege zu gehen, wie ſie von de Saulcy[1], Triſtram[2] und Gautier[3] erzählt werden. Das ſich verengende wādi nuchbār ſieht wie eine natürliche Falle aus, und Gautier weiſt auf die Sorge ſeiner Führer hin beim Betreten derſelben. Als einſt Petra, das Palmyra des Südens, noch blühte, beſaß dieſe Straße von Engedi ab ohne Zweifel eine große Handelsbedeutung, worauf ſchon die militäriſche Poſtenkette an ihrem Rande, ḳalʿat umm barġek, sebbe, ḳalʿat ez-zuēra hinweiſt. Noch im Mittelalter, wo Engedi und el-kerak in den Händen der Kreuzritter ſich befanden, wird ſie belebt geweſen

[1] Voyage I, S. 287; II, S. 64 ff.
[2] Land of Israel, S. 336.
[3] Autour de la Mer Morte, S. 49 ff.

ſein. Sie war aber auch verrufen, da auf ihr die arabiſchen Horden auf ihren Beutezügen ins Weſtjordanland über den naḳb ʿēn dschidi ſtürmten. Noch im vorigen Jahrhundert wurde dēr diwān von einem auf dieſem Weg ſtill nach Norden vorgedrungenen, aus dem Südoſten des Toten Meeres gekommenen Araberſtamm plötzlich überfallen und geplündert. Auf dem Heimweg machten ſie auch den Mönchen im Kloſter Marſaba einen unwillkommenen Beſuch. Noch heute läuft der Reiſende hier unten Gefahr, von einem ſolchen plötzlichen ġazu (= Beutezug) überraſcht zu werden. Im übrigen gibt es auf dieſem Wege keine eigentlichen Durſtſtrecken, wie ſie ſonſt den Wüſtenverkehr zu charakteriſieren pflegen, es ſei denn, daß man aus wiſſenſchaftlichen Gründen den Tagemarſch unterbricht. Zwiſchen ʿēn dschidi bis ġōr eṣ-ṣāfie, eine Strecke, die mindeſtens zwei Tagereiſen beanſprucht, gibt es nur eine Stelle mit trinkbarem Waſſer, nämlich im romantiſchen wādi umm barṛek. In unſicheren Zeiten iſt das Lagern im Hintergrund des Wadis nicht unbedenklich, da es eine reine Falle und Sackgaſſe darſtellt: wird der öſtliche Ausgang verſperrt, iſt ein Entweichen nach Weſten ins Gebirge nicht möglich.[1]

Ein Landverkehr längs des Strandes des Toten Meeres von Jericho ab nach Süden, von Oaſe zu Oaſe, iſt alſo durch die Naturbedingungen ausgeſchloſſen. So mag von jeher die Schiffahrt auf dem Toten Meer dem Mangel abgeholfen haben. In der Art haben wir uns den blauen Spiegel des geheimnisvollen Sees nicht immer ſo unbelebt vorzuſtellen, als er heute iſt. Wir haben Urkunden, daß ein Schiffsverkehr von el-kerak über den See in der Richtung nach Jeruſalem beſtand. In römiſchen Zeiten mag der Verkehr noch mehr geblüht haben, wo von Königen beſuchte Bäder und reiche Oaſen und Feſtungen den Rand des heute in beſonderem Sinne „Toten" Meeres ſchmückten. Auch heute beſteht eine wenn auch ſpärliche Schiffahrt durch Segelboote, aber nicht nach dem ausgeſtorbenen Weſtrand des Sees, ſondern nach der Bucht der Halbinſel el-liſān, dem Hafen des ſchon genannten el-kerak hoch oben auf dem Plateau von Moab. Ich ſelber ſah niemals, ſo oft ich auch den weiten Waſſerſpiegel überſchaute, ein ihn belebendes Segel- oder Ruderboot. Einſt aber wie heute hatte die Schiffahrt auf dem See mit natürlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn nicht bloß wird ſie gefährdet durch gelegentliche föhnartige Fallwinde in der tiefen Depreſſion, die die Schiffe an die hafenloſen Felsküſten treiben und beſonders dadurch gefährlich

[1] Vgl. Qu. St. 1869, S. 149.

ſind, daß die Schiffe in die konzentrierte Salzlauge des Sees nicht tief einſinken und demgemäß leicht zum Kentern gebracht werden. Sondern ſie wird auch koſtſpielig, inſofern nämlich die ätzende Salzlauge Holz- und Metallſchiffe vor der Zeit ſtark angreift und unbrauchbar macht. Bei mehrmaligen Verſuchen in neuerer Zeit, auch kleine Dampfer auf den See zu bringen, um mit dem aufblühenden el-kerak, wo eine ſtarke chriſtliche Bevölkerung beſteht, den Verkehr zu erleichtern (cf. Fiſcher S. 114 f.), machte man dieſe wenig ermutigenden Erfahrungen, von denen ſchon Lynch, Narrative S. 344 zu erzählen weiß, abgeſehen von anderen Schwierigkeiten, die ſich aus der abergläubiſchen Sorge oder ſonſtigen politiſchen Bedenken der umwohnenden Araberſtämme und vor allem aus der Ungunſt der türkiſchen Regierung erhoben.

Wichtiger aber als der Verkehr der Oaſen untereinander war zu allen Zeiten derjenige aus dieſen Oaſen mit den Städten des judäiſchen Plateaus, von wo aus ſie politiſch beherrſcht wurden, und darüber hinaus mit den Städten der Küſtenebene. In dieſer Richtung kommt erſt recht die Verkehrsfeindlichkeit des Aufbaus unſerer Wüſte zur Geltung. Insbeſondere iſt es der erſte Aufſtieg aus dem ġôr über den Steilrand, der die meiſten Schwierigkeiten macht. Iſt er auch nicht überall gleich hoch, ſo iſt er doch überall vorhanden. Nur bei der Einbuchtung des Gebirges am Nordende des Toten Meeres macht er einem anderen Übergang Platz, der verkehrsgeographiſch bedeutſam iſt und eine Straße an ſich ziehen mußte. Im weſentlichen beſchränkt ſich heute der Verkehr auf drei Linien nach den drei größten Bevölkerungszentren des judäiſchen Plateaus. Beginnen wir im Süden mit der Straße um das Südende des Toten Meeres herum, am dschebel usdum vorbei, ſo haben wir dieſen Teil bereits auf ſeine natürliche Bedingtheit geprüft. Die Karawanen ziehen durch die enge Schlucht des wādi nuchbār, gelangen in den breiten unteren wādi muhauwat in die zuēra-Ebene am Nordende des Salzbergs, um von da durch die Schlucht des wādi ez-zuēra am Sperrfort mit ſeinen Teichen vorbei den äußerſt ſteilen Aufſtieg auf das Plateau nach ez-zuēra el-fôḳa zu wagen. Hier teilt ſich der Weg; der eine Zweig geht von der flachen Waſſerſcheide herab über chirbet el-milḥ und Beerſeba nach Gaza, der andere gelangt in weiterem Anſtieg über kurmul, tell zîf nach Hebron. Im ganzen ſind auf ca. 55—60 km 1260 m Steigung zu überwinden (d. h. 1 : 43), die ſich aber ganz ungleichmäßig verteilen. Ebene, leicht gangbare Partien wechſeln mit dem Erklimmen der geologiſchen Stufen. Denn das judäiſche Plateau

fällt hier im Süden in drei deutlichen Stufen zum Südende des Toten Meeres ab. Diese Linie, einst gewiß eine wichtige belebte Handelsstraße, wie schon die Ruinen und Anlagen längs derselben dartun, wird auch heute noch viel begangen, da sie den schnellsten und verhältnismäßig bequemsten Weg von dem gewerbreichen Hebron nach el-kerak darstellt. Die geringere Höhe der Terrassenränder hier im Süden und die zum untersten Steilrand durchbrechende gangbare zuēra-Schlucht kennzeichnen diesen Weg als von der Natur selber vorgezeichnet. Er stellt jedenfalls geringere Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Lasttiere, als die Linie über den naḳb ʿēn dschidi.

Über diese letztere Paßstraße führt die zweite Linie, auf der sich heute noch einiger Verkehr aus dem ġōr auf das Hochplateau bewegt, nicht bloß die frühreifen Produkte der Oasengärten auf den Markt zu bringen, sondern besonders Salzkarawanen. Der Aufstieg zum Klippenrand, der 201 + 394 = 595 m über dem Toten Meer und 201 + 207 = 408 m über der Quelle liegt, ist oft beschrieben und vielfach mit der Gemmi verglichen worden:[1] ein Zickzackpfad, z. T. künstlich in den glatten Marmor gehauen, meist aber ein Werk der natürlichen Erosion an einer aus verschieden harten Gesteinschichten sich aufbauenden Felswand. Er zieht sich am inneren Rande einer halbkreisförmigen Klippenwand hin und ist wegen der Glätte der oft blaßrötlichen kristallinen Kalksteine nur mit Vorsicht zu begehen. Hier heißt es: „inzil" = absteigen! Da der Pfad in häufigen spitzen Winkeln wendet, müssen die Lasttiere kurz bepackt sein. Für größere Karawanen mit schwer beladenen Tieren ist er überhaupt nicht brauchbar. Wie sonstige Wüstenwege fordert auch diese Steige alljährlich Opfer genug (de Saulcy I S. 175); aber die die Steilränder umschwebenden beutesuchenden Adler und Geier sowohl wie Hyänen und Schakale räumen mit den gefallenen Tieren auf. An Ausbesserung dieser jedenfalls uralten Verkehrslinie denkt kein Mensch. Einen leichteren Zugang zum Oberland gibt es nicht von ʿēn dschidi aus, etwa mit Benutzung der tief eingeschnittenen, den hohen Steilrand durchsägenden Wadis, z. B. des wādi el-ʿorēdsche. Sie sind durchaus unwegsam und z. T. Sackgassen. Ist der Klippenrand erreicht, so ist allerdings die Hauptschwierigkeit überwunden. Der Weg verzweigt sich; denn Engedi mußte einen Anschluß nach zwei Richtungen suchen, nach Hebron und nach Jerusalem. Der erstere westliche Weg, den

[1] Vgl. Ebers-Guthe, Palästina II, S. 226; Memoirs III, S. 386; Gautier, a. a. O. S. 22f.

Gautier S. 14 ff. beſchreibt, iſt der kürzere; er führt über den bir el-kubrusije und en-nebi jakin. Robinſon (II S. 430 ff.) zog über den bir selhūb mehr ſüdweſtlich. Darum waren Hebron und Engedi auch immer enger verknüpft, auch kirchlich.[1] Der über 80 Jahre alte Schech Hamze ging dieſen 27 km langen Weg in ca. 6 Stunden.[2] Der andere längere Zweig nach Bethlehem und Jeruſalem bewegt ſich mit Benutzung der flachen, vielverſchlungenen, offenen Wadis, die nur durch ganz niedrige Waſſerſcheiden voneinander geſchieden ſind in welligem Auf und Ab; er zieht durch das wādi ḥaṣāṣa, wo man gewöhnlich Beduinenlager antrifft, und gelangt endlich durch die oberen Täler des wādi ed-deredsche am Oſtfuß des Plateaus von tekū' und dem alten Herodeion (dschebel furdēs) vorbei — im ganzen ein recht einförmiger Weg ohne größere Steigungen, der alle tieferen Schluchten ſorgſam vermeidet und vielleicht auch durch das Vorhandenſein von Brunnen mitbeſtimmt wird. Vielfach wird die 2. Chron. 20, 16 erwähnte ma'ale haṣṣiṣ mit dieſem Wege identifiziert. Vom wādi ḥaṣaṣa ab geht eine Abzweigung weiter öſtlich nach dem wadi el-mu'allak und berührt den Oſtfuß des dschebel furdēs. Sie ſoll eine Römerſtraße darſtellen. Von ihr gilt das gleiche wie vom erſteren Zug, doch ſoll ſie heute waſſerärmer ſein. Vom Steilrand oberhalb 'ēn dschidi (201 m über dem Mittelmeer) bis Bethlehem (777 m), ca. 36 km, beträgt die Steigung 1:62, während auf dem Weg nach Hebron die Steigung vom Steilrand bis en-nebi jakin auf dem Oſtrand des oberen Plateaus von Hebron doppelt ſo groß iſt, aber nur deshalb, weil das Gelände zuletzt im Weſten aus der Wüſte mächtig aufſteigt. Erwähnt ſei noch eine andere römiſche Straßenruine von Engedi direkt nach Jeruſalem, die vom nakb ab ſich auf der unteren Wüſtenterraſſe zunächſt nördlich wendet über el-ḥaṭrura, um mit Benutzung einiger Wadis, wie dscherfān und 'alia die höheren Terraſſen zu erſteigen. Sie hat nur bei dem 660 m hohen Plateau umm eṭ-ṭal'a öſtlich von Bethlehem eine ſchärfere Steigung zu überwinden von ca. 250 m auf 1 km, und zieht von da direkt nach Jeruſalem ziemlich geradlinig auf einem Bergrücken. Dieſe Straße hat aber heute keine Bedeutung mehr.

Waren die bisher beſprochenen Wege lauter Karawanenpfade, ſo erhebt ſich über dieſes Stadium der zuletzt noch zu beſprechende wichtigſte Straßenzug aus dem ġōr von Jericho nach Jeruſalem. Mit der Zeit mußte ſich hier eine Hauptverkehrslinie entwickeln, da

[1] Vgl. G. A. Smith, Historical Geography, S. 272.

[2] Conder, Tent Work, S. 268.

das weſtjordaniſche Gebirge gerade hier eine Einſattlung hat, indem das Plateau von Jeruſalem nach Süden wie nach Norden anſteigt, ganz abgeſehen von der reichen Oaſe im ġōr und von dem Furtenreichtum des Jordan gerade öſtlich von Jericho. Im Jahre 1892, und dann nochmals 1898, wurde der Weg ſoweit ausgebeſſert, auch durch Anlage von Brücken, daß er als gute Fahrſtraße gelten kann. Sie iſt als die öſtliche Fortſetzung der Jafa-Jeruſalem-Bahn zu begreifen. Zwar iſt es weniger ein ſtarker Frachtverkehr, der in dieſer Richtung von Jeruſalem weiter nach Oſten über die Jordanbrücke hindurchflutete, als der ſtarke, noch immer wachſende Fremdenverkehr, der zu dieſer Straßenanlage drängte, die das Hinterland von Jafa bedeutend erweitert. Denn zum Programm einer modernen Paläſtinafahrt gehört nun einmal der Beſuch Jerichos, des Badeplatzes am Jordan und des Nordſtrandes des Toten Meeres. Auch hier iſt die erſte Partie des Aufſtiegs aus dem ġōr die ſchlimmſte. Von Jericho bis ṭal'at ed-damm beträgt die Steigung 1:20. Bis die erſte Anhöhe des Steilabfalls gewonnen iſt, müſſen auch hier die Reiſenden meiſt zu Fuße gehen. Die Blutſteige, ṭal'at ed-damm, hatte ſchon im Alten Teſtament einen Namen; ſie heißt dort Adummim-Steige wegen der rötlichen Farbe der auf der Höhe anſtehenden Geſteine der oberſten Stufe des Senon. Im ganzen ſind auf dem Wege von Jericho nach Jeruſalem in gerader Linie auf 21 km 1100 m Steigung zu überwinden. Auch im weiteren Verlauf wechſeln verhältnismäßig flache Partien mit wenig Gefälle mit um ſo ſchwierigeren, wenn eine Flexur zu überſteigen iſt. Der ſtarke, 150 m hohe Aufſtieg von der einzigen Quelle an dieſem Wege, ʿēn el-ḥōḍ, dem ſog. Apoſtelbrunnen, hinauf nach Bethanien, eine tektoniſche Stufe, wird heut in viel gewundener Straße bewältigt. Bethanien liegt dann nur noch 128 m unter dem Ölberge. Der berühmte chān ḥaṯrūr iſt gewiß wie der andere chān es-sahl, der an der gleich zu beſprechenden nebi mūsa-Straße noch in Trümmern liegt, eine alte Gründung. Viele ſuchen in ihm die im Gleichnis vom barmherzigen Samariter genannte Herberge, aber ohne ſicheren Grund. Burgen ſicherten den Zugang vom ġōr her, Xenodochien ſorgten für die Unterkunft der Reiſenden. Die Schlucht des wādi 'ḳelt trägt ſo wenig wie die anderen Wadis bei den Südſtraßen etwas dazu bei, den Aufſtieg aus dem ġōr zu erleichtern. Denn die Straße führt nicht durch das Wadi, ſondern oberhalb längs des Südrandes hinauf, und wäre die Schlucht nicht vorhanden, ſo wäre die Straße nicht anders, als ſie iſt. Jenſeits des chān ḥaṯrūr benutzt die Straße allerdings vielfach die flachen, offenen Wadis, die

nur Senken im Terrain ſind, und überſteigt leicht die kaum merkbaren Waſſerſcheiden, wenn der Weg ein Tal verläßt, um ein anderes zu benutzen. Ob die dabei notwendigen niedrigen Brücken für alle Zufälle geeignet gebaut ſind, dürfte fraglich ſein. Größere Bogen, wie ſie die Römer für ihre Brücken und Aquädukte anwendeten, wären doch wohl bei den gelegentlichen Sintfluten angebrachter. Daß dieſe wichtigſte Straße der Wüſte Juda in ihrem Geſamtverlauf von Jericho bis Jeruſalem nicht in altteſtamentliche Zeiten, nicht einmal in Römerzeiten zurückgeht, iſt durch neuere Forſchungen erkannt worden. David floh vor Abſalom auf einem anderen Wege über den Jordan, und Jeſus wird auf ſeinem Zug von Jericho nach Jeruſalem dabei nicht über Bethanien gekommen ſein. Denn die jetzige Straße, die den Ölberg umzieht, ſtammt aus der älteſten Kalifenzeit.

Doch näher als dieſe geſchichtlichen Fragen liegen uns die geographiſchen Tatſachen, und ſie treten in intereſſanter Weiſe heraus, wenn wir unſer Augenmerk auf die bereits genannte, nach en nebi mūsa abzweigende Linie lenken. Bei der Ebene des chān es-sahl biegt ſie von der Fahrſtraße nach rechts ab nach en-nebi mūsa, einem vielbeſuchten Wallfahrtsort der Moslemin, und führt von da durch das wādi el-ḳunēṭra zur ġōr-Ebene entweder zu den Jordanfurten oder nach Jericho. Dieſe Linie bietet vor der anderen über chān ḥaṭrūr tatſächliche Vorteile, die in rein topographiſchen Verhältniſſen begründet ſind, und es muß uns darum ſchon geſtattet ſein, einen Augenblick bei der Klarſtellung dieſer zu verweilen. Die Römer mußten, als ein ſtärkerer und ſchwererer Frachtverkehr während der guten Zeit des Landes ſich von den reichen Städten des Oſtjordanlandes und der großen Jerichooaſe zum Mittelmeer wälzte, zum Ausbau gerade dieſer Straße kommen. Iſt ſie auch länger als die heutige Fahrſtraße, ſo iſt ſie doch bequemer, und bis auf den heutigen Tag werden trotz des Saumverkehrs nicht die kürzeſten Straßen für die Karawanen von den Mukaris ausgeſucht, ſondern die bequemſten. Ich will damit auch die unzutreffende gegenteilige Behauptung rektifiziert haben, die ich in ZDPV 1904, S. 72 aufſtellte. Der Hauptvorteil dieſer Linie beſteht darin, daß ſie zum Austritt aus dem ġōr die einzige Stelle wählt, wo der Steilrand, dieſe wichtigſte verkehrsfeindliche Schranke unſeres ganzen Gebietes, ausſetzt, nämlich an der Einbuchtung im Gebirgskörper auf gleicher Höhe mit dem Nordende des Toten Meeres. Wie ſehr die nebi mūsa-Linie gegenüber der anderen von Natur begünſtigt erſcheint, das beweiſen am beſten die Zahlen für die Steigungen auf den einzelnen Straßenabſchnitten. Dieſe ſind in abgerundeten Ziffern,

indem ich als die Höhe von nebi mūsa nach Blanckenhorn, ZDPV 1896, S. 27 und nach eigenem Befund — 40 m annehme:

von Jericho bis nebi mūsa 1 : 39	von Jericho bis ṭal'at ed-damm . . . . . 1 : 20
von da bis zur Einmündung in die Fahrstraße . . . 1 : 35	von da bis zur Verbindung 1 : 500

von da bis ʿēn ḥōḍ . . . 1 : 26
von da bis Bethanien . . 1 : 14.

Die nebi mūsa-Linie wird noch von Pilgern frequentiert, und man hat neuestens einen Teil derselben benützt, um für die Fahrstraße nach Jericho einen leichteren Abstieg in den ġōr zu gewinnen. Das große Unglück, das in den achtziger Jahren ein Wolkenbruch an einem mohammedanischen Pilgerzug angerichtet hat und von dem die Gräber in nebi mūsa noch heute erzählen, hat hoffentlich veranlaßt, die Brücken in möglichst breiten Bogen über die flachen Wadis zu führen. Diese Linie wird noch mehr in den Vordergrund treten, wenn der Verkehr mit der Oase und dem durch die neuerbaute Hedschāz-Bahn auf eine ganz andere wirtschaftliche Basis gestellten Ostjordanland sich wieder hebt und größere Frachten auf dem Wege nach Jafa zu bewältigen sind als bisher.

Damit haben wir die drei wichtigsten Straßenzüge aus dem ġōr betrachtet. Es bestehen daneben noch einige andere, die wir kurz nennen wollen. Hierher gehören der von Marsaba herkommende Weg, der als Kletterpfad im Zickzack steil vom rās el-feschcha zur Quelle und Oase gleichen Namens hinabführt,[1] oder die weiter südlich vom naḳb ġuwēr und naḳb terābe hinabführenden gleichartigen Pfade.[2] Sie spielen aber im Verkehr, d. h. für die Handelsbewegung oder Personenbeförderung, gar keine wirtschaftlich in Betracht kommende Rolle. Das gleiche gilt heute auch teilweise von den von Jericho noch weiter ins Gebirge hinaufführenden Kletterpfaden mit Benutzung der Talwände der Wadis am dschebel ḳarantal, nach muchmās, dēr diwān und bētīn, die z. T. am Rand des ġōr bei ʿēn dūḳ durch eine alte Burg Docus geschützt waren.[3] Diese Wege mögen z. T. sehr alt sein; auf einem derselben brachen die israelitischen Stämme unter Josua von Jericho landeinwärts hinauf nach Ai. Von Bedeutung, sollte man denken, müsse immer eine Linie gewesen sein, die die obere Wüste auf den Plateaus der Länge nach durchzöge, um so mehr, als eine Ver-

[1] Fraas, Aus dem Orient S. 61—63; Tristram, Land of Israel, S. 261.
[2] Tristram, a. a. O., S. 274 ff.; Lynch, Narrative, S. 381.
[3] Vgl. Ebers-Guthe, Palästina I, S. 195; Robinson, II S. 557 ff.

kehrslinie im ṣōr ſelber längs des Steilabfalls, wie wir geſehen haben, durch die Natur ſelber verſchloſſen iſt. Mag ſein, daß einſt die Bedingungen zu einem lebhafteren Verkehr in dieſer Richtung gegeben waren, heute ſind ſie jedenfalls nicht vorhanden, höchſtens, wie ich ſchon erwähnt habe, für die Beutezüge, die ṛazu's arabiſcher Stämme, die über den naḳb ʿēn dschidi auf den unteren Plateaus nach Norden bis ins Herz des Landes drangen. Jedenfalls war der Verkehr in dieſer Richtung durch die Natur äußerſt erſchwert nicht bloß durch die Waſſerloſigkeit, ſondern auch durch die tiefen Schluchten, die die Plateaus cañonartig zerlegen und die zu umgehen nicht immer möglich iſt. Auf der engliſchen Karte iſt eine ſolche Linie eingezeichnet, und Robinſon und de Saulcy benutzten ſie auf ihren Forſchungsreiſen. Aber man leſe nur die Schilderungen bei de Saulcy I S. 165 ff. und Triſtram S. 290, Robinſon II S. 432 u. 482, ſo wird man einen Begriff bekommen von der Unwegſamkeit der Wüſte in dieſer Richtung. Die Cañons ſind ſo tief eingeſchnitten, daß man in ihre Sohle nur mit der größten Lebensgefahr für Menſch und Tier und mit vielem Aufenthalt wegen mehrmaligen Auf- und Abladens der Laſttiere hinab und wieder hinauf gelangt, mit gelegentlicher Benutzung eines kleinen Seitentälchens. Auch Conder[1] findet das Gelände faſt unwegſam. Man kommt nur mühſam und ſehr langſam vorwärts, in 4½ Stunden angeſtrengten Reitens nur 9½ km, alles infolge der tiefen Täler, die zu überſchreiten ſind. Dazu ſteigert ſich die Waſſerarmut gegen Süden ſo ſehr, daß die engliſche Expedition 1875 ſogar im Frühjahrsanfang kaum Waſſer genug für ihre Karawane auftreiben konnte. Das Vorhandenſein von Waſſer iſt aber in Wüſten nicht bloß für Wirtſchaft und Siedlung, ſondern auch für die Verkehrslinien beſtimmend. Bedenkt man dieſe verkehrsfeindlichen Züge der Natur, die doch auch ſchon im Altertum beſtanden haben, ſo möchte man kaum annehmen, daß ein nennenswerter Verkehr über dieſe Staffelplateaus ſtattgefunden hat. Wenn, wie bereits geſagt, die arabiſchen Raubzüge gerne auf dieſem Wege nach Norden vordrangen,[2] um nach vollbrachter Tat ebenſo raſch, wie ſie gekommen, wieder zu verſchwinden, ſo mußten dieſe den Durchzug erſchwerenden Züge der Wüſtennatur in Zeiten der Unſicherheit und Schwächlichkeit geradezu wohltätig wirken, weil ſie die Araberflut etwas hemmten. Im Norden aber, wo die Fläche der Ebene el-buḳēʿa ſich ausbreitet, von keinem tieferen Taleinſchnitt betroffen, ließen es ſich die Römer angelegen ſein,

[1] Tent Work, S. 261 f.; Robinſon, II, S. 484.

[2] Triſtram, a. a. O., S. 305; Robinſon, II, S. 485 f.

von Jericho aus einen Weg anzulegen (Mem. III S. 188), um die auf dem dschebel el-muntār gelegenen Kolonien und das heutige chirbet mird an die Kulturgebiete anzuschließen; er führt in guter Anlage mit verhältnismäßig geringer Steigung an den Berghängen hinauf, westlich von chirbet mird vorüber, rings um den dschebel el-muntār und von da nach Jerusalem. Verschiedene Wasserreservoirs, wie der bīr umm el-fūs und bīr ez-zūk, die in den Fels neben dem Wege eingehauen sind, gehen vielleicht auf diese alte Anlage zurück. Aber auch im Süden ist das Gelände weniger von großen Cañons durchschluchtet; so sehen wir denn auch dort Straßenzüge vom Steilrand oberhalb ʿēn dschidi südwärts nach Masada zu und nach Südwest, um über chirbet tuāne in leichterem Anstieg auf das Hochplateau hinaufzugelangen. Aber wohlweislich ziehen all diese Wege, auch wenn sie Randsiedlungen des ǧōr wie ʿēn dschidi und Masada verbanden, weit landeinwärts, um die tiefen Schluchten der Wadis zu umgehen, oder ziehen auf den zwischen den Wadis stehen gebliebenen Höhenrücken hin. G. A. Smith meint, aus allerlei Fragmenten der Militärstraße, die Masada mit dem Hochland verband, schließen zu dürfen, daß sie gar für den Wagenverkehr taugte. Jedenfalls haben die Römer bei diesen Straßenbauten durch die ödeste Wüste alles getan, was der spröden Natur hier abzugewinnen ist. An ihren Anlagen läßt sich darum auch mehr als an den heutigen Saumpfaden und Kletterwegen, die eher für Ziegen als für Menschen taugen, verfolgen, wie der Verkehr, sei es nun Handels- oder Heeresbewegung, nicht willkürliche Bahnen gegangen ist, sondern sich durch die natürlichen Bedingungen des Landes hat bestimmen lassen.

Auch die Art und Güte der Verkehrswege wird von der Natur abhängig sein. Auf meinen Touren hatte ich reichlich Gelegenheit, die Beschaffenheit derselben in den verschiedenen Teilen der Wüste kennen zu lernen. Von einer eigentlichen Straße kann nur zwischen Jerusalem und Jericho die Rede sein. Wie sollte es auch in der unwirtlichen Wüste gute Wege geben? Wozu? Gute Wege sind immer ein Zeichen hohen Kulturstandes. Hier aber treiben nur die Hirten ihre Herden aus. Die in die englische Karte eingezeichneten Verkehrslinien hüte man sich für Wege in unserem Sinne anzusehen. Es sind in der Tat nur Verkehrslinien, von denen selbst ein Araberscheck in grimmigem Hohn sagte, „sie seien gut genug für Engländer und Ziegen".[1] Saumtiere sind darauf oft ihres Lebens nicht sicher. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Pfade im Gebirge, weil der

[1] Tristram, a. a. O., S. 291; vgl. auch Lynch, S. 330.

verkehrsfeindlichen Natur durch oftmaliges Begehen abgerungen, nur ſchmal ſind, wogegen die flacheren Gelände des ġōr, wo der kulturloſe Boden ja auch nichts koſtet, und ebenſo auf den ebeneren Flächen der Plateaus ein Abſchweifen nach rechts oder links erlauben. Je ſteiniger das Gelände iſt, um ſo eher werden beſtimmte Pfade eingehalten. Im ġōr, wo bei Regenwetter die Liſānmergel in einen Brei übergehen, der das Fortkommen überaus erſchwert, iſt es geradezu geboten, die Spur des Vorgängers zu meiden, um nicht zu verſinken (Robinſon II 493). Auch die Unterhöhlung des Bodens durch die vielen Nagetiere wirkt gelegentlich ſchädlich. Am Strand des Toten Meeres werden die Karawanenpfade oft durch die Geröllſtröme aus den tiefen Wadis gänzlich verſchüttet, und es iſt eine Aufgabe für Menſch und Tier, ſich durch das entſetzliche Trockendelta einen neuen Weg zu ſuchen. Wie gefährlich die sebcha iſt, wurde bereits geſagt. Solche sebcha-artige Stellen, wo das Tier leicht im Salzſchlamm verſinkt, finden ſich rings um das Tote Meer. Anderſeits aber muß auch betont werden, daß viele Partien des Landes verwunderlich gute Reitwege haben, wo es ſo ſanft auf weichem Kalkboden dahingeht, wie man es in dem ſonſt ſo ſteinigen und felſigen Paläſtina, inſonderheit in Judäa, gar nicht gewohnt iſt. Was für ein ſchöner Reitweg führt durch das wādi en-nār hinab, durch ein offenes Tal, bis an die Kidronſchlucht beim Kloſter Marſaba: aber dort, wo die harten mizze-Kalkſteine den weichen ka'kūle für eine kurze Strecke ablöſen, gehen auch alsbald die gefährlichen Rutſchpartien an. Ebenſo bequem ſind die Wege über die Terraſſen von kurmul bis ez-zuēra, vom naḳb 'ēn dschidi herauf bis in die Nähe von Bethlehem. Mit welchen Unbilden, die aus dem Klima reſultieren, ſonſt das Reiſen in unſerem Gebiet verbunden iſt, beſonders was die Waſſerarmut betrifft, haben wir bereits zur Genüge hervorgehoben. Wegen der unerträglichen Hitze am Tage finden die Märſche, wie auch ſonſt in Wüſten, vielfach nachts ſtatt, ſo auch zwiſchen Jericho und Jeruſalem[1] und am ganzen Toten Meer hin. Im Sommer iſt die Hitze dort ſo intenſiv, daß Europäer nicht ohne ernſte Gefahr ſich der Sonne ausſetzen können, und daß die einheimiſchen Araber ſelbſt auf dem glühenden Strande nur nachts und unter großen Vorſichtsmaßregeln zu reiſen wagen.

Im übrigen iſt bekannt, auf welche Weiſe ſich der Verkehr in der Wüſte Juda vollzieht: ſie hat nämlich auch den Zug mit den Wüſten gemein, daß das Alleinreiſen ſich hier bei der Unſicherheit und Kulturloſigkeit von ſelbſt verbietet, daß der Verkehr alſo ſich immer

[1] Vgl. Lortet, La Syrie, S. 438.

nur in Form von mehr oder weniger großen Karawanen über dieses Gebiet bewegt. Man begegnet am liebsten in der Wüste keinem Menschen, als wäre er ein schädliches Tier! Es ist auch bekannt, daß man im allgemeinen nicht ungestraft das Territorium der einzelnen Stämme passieren darf. Sie beanspruchen, daß man sie erst um Erlaubnis angeht und daß sie gegen ein Geschenk einen Geleitsmann stellen, zum Schutz und Sicherheit gegen Zufälle. Einen Führer braucht man ja im allgemeinen doch in dem Labyrint der Wüste. Läßt man sich darauf nicht ein, so ist man vor Belästigung nicht sicher, weniger im Frühjahr, wenn sie vollauf zu tun haben und zerstreut bei ihren Herden auf der Weide sind. Wir sollten die Auffassung der Beduinen nicht als Anmaßung zurückweisen. Sie betrachten ihr Gebiet eben wie wir unser Privateigentum. Auch wir verbitten es uns, daß jeder beliebige Fremde durch unser Haus, Hof, Garten hindurchläuft ohne Vorstellung und Einholung der Erlaubnis dazu. Übrigens gibt es auch europäische Staaten, die man nicht betreten und durchreisen darf ohne oft recht lästige Kontrolle durch die Polizei. Befolgt man die Regel des Anstandes im Verkehr mit diesen Beduinen, so reist man in der Wüste, von kleineren Diebereien abgesehen, im allgemeinen so sicher wie auch bei uns in den hochgepriesenen Kulturländern. Liegen die Stämme in Fehde miteinander, so ist allerdings nicht ratsam, ihr Gebiet zu betreten. Es ist auch bekannt, daß die Angelegenheit des Geleitsrechts wenigstens im Norden unserer Wüste in den letzten Jahrzehnten vereinfacht ist (Ebers-Guthe I, S. 194), indem der Schech von abu dis sich von der türkischen Regierung das Recht erkauft hat, die Reisenden nach dem ṣōr hin- und zurückzugeleiten. Wir würden dieses Umstandes hier nicht weiter gedenken, wenn sich darin nicht der größere Einfluß ausspräche, den die Türken heute weit in die Wüste hinein, wo man zur Zeit Seetzens nicht nach dem Pascha von Jerusalem fragte, ausüben, ohne Zweifel zum besten des Landes, zur Hebung der Sicherheit und des Verkehrs. Im Süden sind sie zurzeit noch nicht ganz so weit, aber doch auf dem Wege dazu. Das militärische Geleite des türkischen Beamten in Hebron ersetzt schon jetzt zwar nicht den Führer, aber doch das früher halb erzwungene und aufgedrungene größere Geleite des Beduinenstammes, dessen Gebiet man betritt. Es weht eben eine andere Luft wie früher, und sie ist den Beduinen weniger günstig. Der Pfiff der Lokomotive auf der Hedschaz-Bahn drüben auf dem Plateau von Moab und vielleicht über kurz oder lang auch auf der neuen Hebroner-Straße wird die unheimlichen kulturfeindlichen Geister der Wüste erschrecken und bannen

und überall zur Hebung von Ordnung und Sicherheit beitragen. Clermont-Ganneau (Special Papers S. 330) ſcheint es faſt zu bedauern, daß vielleicht ſchon bald am Grabe Rahels der Ruf erſchallen wird: „Bethléhem! Dix minutes d'arrêt! Les voyageurs pour la Mer Morte changent de voiture!“ Werden wir nicht im Gegenteil bedauern, daß das noch recht lange ein frommer Wunſch bleiben wird?

5. Das Siedlungsweſen.

Unſere Betrachtung der geographiſchen Verhältniſſe des Menſchen in der Wüſte Juda wäre unvollſtändig, wollten wir nicht ſchließlich noch das Siedlungsweſen ins Auge faſſen, wie es einſt und jetzt dieſem Boden eigentümlich war, wenn man vielleicht auch zunächſt meinen möchte, daß Wüſte und Siedlungen ſich ausſchließen. Dem iſt aber nicht ſo; aber als Ausdruck der natürlichen und der wirtſchaftlichen Bedingungen werden ſich letztere erweiſen. Unter Umſtänden iſt die wirtſchaftliche Kraft des Menſchen ſo groß, daß die abſtoßende Kraft der Wüſtennatur überwunden wird, doch nicht, ohne daß letztere ſich in der Form des Siedelns geltend macht, und nur durch ſtändigen Kampf des Menſchen gegen ſie können ſich die Siedlungen halten. Die Menſchen, die von jeher die Wüſte Juda wirtſchaftlich ausnützten oder ſich von ihr anziehen ließen als einem Rückzugsgebiet, verfolgten dabei ganz verſchiedene Zwecke und ſtanden auf ganz verſchiedener Kulturhöhe. Wie überall, ſo ſuchten ſich Acker- und Gartenbauer dabei ganz andere Plätze zur Niederlaſſung aus als etwa Nomaden und Jäger, und dieſe vielleicht wieder andere als Rebellen und Räuber oder Asketen; militäriſche Stationen werden endlich wieder durch ganz andere Naturgegebenheiten angezogen werden. Daß die Möglichkeit, Waſſer zu erhalten, in allen dieſen Fällen eine große Rolle ſpielen wird, iſt ſelbſtverſtändlich, ſei es nun durch Quellen oder durch die Möglichkeit der Zuleitung oder der Sammlung von Regen. Je nach der Kulturhöhe der Bewohner eines Gebietes wird darum das Siedlungsweſen ein recht verſchiedenes Antlitz zeigen und in verſchiedenem Grade und in verſchiedener Form natürlich bedingt ſein.

Betrachten wir dies im einzelnen, ſo iſt zunächſt klar, daß Nomadenhorden, die das Hauptkontingent der Bewohner unſerer Wüſte ſtellen, Siedlungen im ſtrengen Sinn des Wortes nicht haben. Sie ſind ja nicht ſeßhaft. Sie ſchlagen ihr Zeltlager (menzil, duwār) auf, um es nach kürzerer oder längerer Zeit wieder abzubrechen und an einen anderen geeigneten Ort zu verlegen. Die Rauchſäulen, die man da und dort in der Ferne aus ſolchen zerſtreuten Beduinenlagern

aufsteigen sieht und die einen eigentümlichen malerischen Reiz der Wüstenlandschaft bilden, verkünden, daß die Einöde doch nicht so menschenleer ist, als es zunächst den Anschein hat. Aber es ist interessant, auch den geographischen Bedingungen dieser Zeltlager einen Augenblick nachzugehen. Ihre Spuren halten sich in der trockenen Wüste außerordentlich lange, verwischen dann aber völlig, ganz anders als die „Römerlager" bei uns und erst recht das bei Masada. Die größeren Wanderungen der Stämme sind, wie wir gesehen haben, durch Klima und Vegetation und Wirtschaftsweise bedingt. Im kleinen soll es oft die Ungeziefer plage sein, die zur Verlegung zwingt (Q. St. 1901, S. 253). Daß das Wohnen in Zelten in diesem Klima seine Vorzüge vor dem Wohnen in Häusern hat, wurde schon gesagt. Aber auch die Form der Zelte paßt sich den Naturbedingungen an, insofern sie durchschnittlich nur etwas über 2 m hoch sind, so niedrig, damit die starken Wüstenwinde sie in der kahlen Wüste nicht so leicht vom Boden wegfegen. Diese Beduinenlager sind aber doch wieder nicht so veränderlich, als man sich dies oft vorstellt. Wir haben bereits darauf hingewiesen, zunächst daß am Rand des Kulturlandes im Westen manche Zeltdörfer fast stationär sind (vom Rath, Reisebriefe II, S. 91), so daß man meinen sollte, der Schritt vom Zelt zum festen Haus sei ein leichtes Ding. Aber auch weiter in die Wüste hinein kann man in einigen breiteren, offenen Wadis zu gewissen Jahreszeiten fast sicher darauf rechnen, ein Beduinenlager anzutreffen. So im wādi ḥaṣāṣa die ta'āmire und im wādi sejāl die dschahalīn. Die Anziehungskraft dieser Plätze beruht jedenfalls vor allem darauf, daß Trinkwasser in der Nähe vorhanden ist in Teichen oder Zisternen und Wasserlöchern. Gelegentlich ist das Wasser dieser „Brunnen" von Dauer das ganze Jahr über wie in hurubbet el-ḥaṭṭābe im wādi en-nār oder im bīr el-'ödd. Das sind dann geeignete Sommerquartiere. Es wird hinzukommen, daß solche Senken Schutz bieten vor Stürmen, insbesondere aber auch vor der alles versengenden Glut des Scirocco, daß also Baum und Strauch und Gras sich darin länger vor Austrocknung halten als die exponierten Höhen. Selbstredend werden alle engen Schluchten gemieden, weil bei plötzlichen Wolkenbrüchen das ganze Lager Gefahr liefe. Jeder Leichtsinn in dieser Hinsicht kann sich bitter rächen.[1] Allzu freie offene Stellen werden gemieden, nicht bloß um hinter Felswänden oder Bodenwellen vor Wind und Regen Schutz zu haben — im Sommer sucht man natürlich im Gegenteil nach Westen offene, luftigere Höhen, um noch die kühlenden Seebrisen zu profitieren —,

[1] Vgl. Conder, Tent Work S. 339.

ſondern überhaupt der Sicherheit wegen ſchmiegen ſich die Lager in die Depreſſionen des Geländes und machen ſich möglichſt unſichtbar. In dem Wirrwarr der vielverſchlungenen flachen Wadis, die oft kaum den Namen Tal verdienen, zieht man wohl gelegentlich in nächſter Nähe eines ſolchen Lagers vorüber, ohne es zu ahnen. War vorher alles menſchenleer, ſo kann auf ein Warnungszeichen plötzlich alles von drohenden Geſtalten wimmeln.[1] Von hohen Ausſichtspunkten aus ſieht man ſolche Gruppen von ſchwarzen Zelten, die ſich von dem weißen Wüſtenboden deutlich abheben — in der ägyptiſchen Wüſte ſind die Zelte der arabiſchen Nomaden weiß. Biſſige, halbwilde Hunde hüten die von den Männern während der Weidezeit tagsüber verlaſſenen Lager.

Die Anordnung des Lagers ſelbſt iſt keine willkürliche und zufällige, ſondern ſtellt, wie die Siedlungen bei uns, einen wirtſchaftlichen Typus dar und wechſelt mit dem Stamm. In der Regel ſind die Zelte nicht in einer Linie aufgeſtellt, ſondern das Lager bildet eine geſchloſſene Figur. Nach Doughty, Arabia deserta I S. 221, II S. 309, kann man ſchon aus der Ferne aus der Lagerform den Stamm erkennen, der es bewohnt. Bei den Stämmen unſerer Wüſte iſt der Konſervatismus in dieſer Hinſicht nicht ſo ausgeprägt, und dieſes Merkmal würde hier oft verſagen. Aber auffallend iſt es doch, daß z. B. die ta'āmire nach Robinſon II S. 304 und Conder, Tent Work S. 339 f. in rechteckigen — nach Tent Work S. 261 aber in dreieckigen Lagern ſich niederlaſſen, die ḥetēm nach Robinſon II S. 557 in viereckigen, die ḳa'ābine in einem großen Oval (Robinſon II S. 430) und die dschahalīn nach Robinſon III S. 6 in einem Kreis, nach Tent Work S. 339 aber in einem Rechteck. Je größer die Zahl der Zelte iſt, die das menzil zuſammenſetzen, ſo vermute ich, um ſo eher wird man die runde Form wählen, um ſich beſſer in den engen Raum zu ſchmiegen. Die Lagerform iſt in der Wirtſchaftsweiſe der Nomaden begründet; denn nachts wird das Vieh in die Mitte getrieben und ſo am leichteſten vor Weglaufen und Raub geſichert. Nach der letztzitierten Stelle iſt unter den Arabern unſerer Wüſte die größte Zahl von Zelten in einem Lager durchſchnittlich 30 — Robinſon ſah aber viel größere Lager — und dieſe enthalten etwa 30 Familien oder über 100 Perſonen. Daß größere Lager eine Seltenheit ſind, liegt daran, daß ſich der Stamm bei der Spärlichkeit der Weide in kleinere Haufen verteilen muß. Einzelne Zelte dagegen verbieten ſich aus Sicherheitsgründen. Auch wirken die Waſſer-

[1] G. A. Smith, a. a. O., S. 272 f., 316.

in anhäufender Richtung. Finden ſich dieſe vorübergehenden Lager in der Wüſte naturgemäß, wie ſchon bemerkt, nur in der Nähe von Trinkwaſſer, gegen deſſen Qualität der Beduine weniger empfindlich iſt als unſereins (vgl. Lynch S. 389 f.), ſo daß dem Araber alles fließende Waſſer als rein erſcheint, ſo vermeiden ſie doch, ſich direkt an einem vielbeſuchten Waſſerplatz zu lagern, auch wenn nun die armen Frauen ſich mit Waſſertragen ſtundenlang plagen müſſen. Sie ſind dabei geleitet nicht von Reinlichkeits- oder, wie Conder, Tent Work S. 339 meint, von Geſundheitsrückſichten, ſondern von Sicherheitsgründen. Denn die Waſſerplätze der Wüſte ſind das Stelldichein von allen möglichen zweifelhaften Elementen, räuberiſchen Menſchen und Tieren, denen man insbeſondere nachts möglichſt aus dem Wege geht. Auch auf Touren befolgt man meiſt dieſe Regel (cf. Robinſon III S. 18). Auch unſer Führer ʿabd el-munʿim aus Hebron widerriet uns, in dem viel begangenen Paß des wādi ez-zuēra et-taḥta an den dortigen Teichen zu lagern, und führte uns an einen mehr abgelegenen Brunnen unterhalb des rās abu kadāde — und doch, kaum gegen Abend dort angekommen, wurden wir auch hier zwei höchſt unwillkommene Menſchengeſtalten gewahr, die wie aus der Erde auftauchten.

Daß eine Menge von Beduinen ſich die zahlreichen natürlichen Höhlenbildungen zunutze machen, die in vielen impoſanten Tälern hoch an den ſchwer zugänglichen Wänden in allen Stadien der Entwicklung von der einfachen Niſche mit überhängendem Dache bis zur tieferen Höhlung faſt immer im Niveau der meleke-Bänke ſich finden und, wie oben bemerkt, einen charakteriſtiſchen Zug im Bilde unſerer Wüſte ausmachen, darf nicht unerwähnt bleiben. In ſolchen Höhlen, beſonders am Weſtrand der Wüſte an der Grenze des regenreicheren Kulturlandes, hauſen ſie wohl faſt das ganze Jahr hindurch; inſofern könnte man ſie faſt als Siedlungen, als Winter- und Sommerdörfer, betrachten, wenn ſie nicht ſo vereinzelt wären. Im wādi chrēṭūn und im w. eṣ-ṣwēnīṭ kann man genug dieſer rauchgeſchwärzten Höhlen ſehen, in denen ſich auch die Herden gut bergen laſſen, und man muß ſich geſtehen, daß ſie ſich trefflich ins Bild der Wüſte fügen und daß ſie weniger auffällig ſind in dieſem natürlichen Rahmen von Unkultur als ein einſames Steinhaus oder Kloſter oder Mühle. Es beſteht die nicht unbegründete Vermutung, daß dieſe Höhlen die aus der arabiſchen Wüſte zugewanderten Nomaden zur Seßhaftigkeit mit erzogen haben.[1] Sind ſie doch trocken und bieten im Winter gewiß

[1] Fiſcher, Mittelmeerbilder, S. 79.

mehr Schutz als das luſtige Zelt. An dem gegenwärtigen Geſchlecht, das dort hauſt, haben ſie, ſcheint's, beſonders ſchwer zu erziehende Kinder.

Laſſen ſich die Wanderhirten in ihren „Siedelungen" vor allem durch Waſſer und Weide beſtimmen, ſo ſehen Asketen bei ihrem weltflüchtigen Streben, die die vorhandene, wenn auch armſelige Natur gar nicht auszubeuten gedenken, auf anderes. Sie werden mit Vorliebe gerade die abgelegenſten, einſamſten und troſtloſeſten Schluchten und Berge aufſuchen, die vielleicht durch die Legende geweiht waren, um dort in Felshöhlen ſich und der Welt abzuſterben. Die Nähe von Waſſer war aber dabei immer willkommen; wenn nicht, ſo mußten künſtliche Anlagen wie Ziſternen und Zuleitungen nachhelfen. Die Trümmer ſolcher kann man noch heute gelegentlich wahrnehmen, z. B. am dschebel ḳaranṭal; denn die Eroſion hat ſtark unter ihnen aufgeräumt. Doch iſt die Lufttrockenheit der Wüſte ſo groß, daß die Freskomalereien der ſeit Jahrhunderten offenen Räume noch gut erhalten ſind. Wir wiſſen, daß einſt beſonders die nördliche Hälfte der Wüſte Juda von Einſiedeleien und Lauren dicht beſetzt war. Schick-Marti, Furrer u. a. (vgl. ZDPV 1880, S. 1 ff., 88 ff.) haben verſucht, aus den Angaben alter Pilgerſchriften und Heiligenlegenden die alten Mönchsniederlaſſungen zu lokaliſieren, von denen oft kaum noch Spuren — oft waren es ja auch nur Höhlenwohnungen — oder auch nur der Name vorhanden iſt; die Bevölkerung der Wüſte hat eben aus geographiſchen Gründen viel mehr gewechſelt als die an guten Traditionen reicheren, weil mit ſeßhafter Bevölkerung ausgeſtatteten Kulturgebiete Paläſtinas. Außer den gleich zu nennenden heute noch beſtehenden oder wieder belebten Klöſtern gehörten hierher der chān es-sahl, ferner chirbet mird am Rande der buḳē'a, dēr el-mukellik, ch.chrēṭūn am Rande der gleichnamigen Wadis, und en-nebi mūsa, welch letzteres ein mohammedaniſcher Wallfahrtsort geworden iſt, ch. fell et-tīn u. v. a. Im allgemeinen ſcheint ein weſentlicher Unterſchied die Mönchsniederlaſſungen des Gebirges und der ṛōr-Ebene zu charakteriſieren. Die letzteren waren nämlich wirkliche Kloſterbauten, da es im ṛōr ſelbſt keine Höhlen gibt. Aber auch im Gebirge waren die Stiftungen des geiſtig hervorragenden, an den abendländiſchen Benedictus erinnernden Theodoſius, deſſen Name noch in dēr dōsi lebendig iſt, weitverzweigte Klöſter auf hochragender Stätte mit weiter Überſicht und in feſter Lage. Denn je länger, je mehr hatten dieſe Asketenſiedlungen ſich gegen arabiſche Eindringlinge zu wehren. Während im Mittelalter noch manche dieſer Niederlaſſungen

bestanden, war zuletzt bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nur noch eines, das Kloster Marsaba, am wādi en-nār übrig. Heute aber ist dieses Felsennest nicht mehr die einzige noch erhaltene dieser einst zahlreichen Einsiedeleien. Seit etlichen Jahrzehnten blüht neues Leben aus den Ruinen. Wenn auch die meisten dieser einstigen Eremitenbehausungen noch den Fledermäusen und Tauben, Schakalen und Klippdachsen zum Aufenthaltsort dienen, so sind doch verschiedene wieder aufgebaut und bezogen. Dazu gehörten in erster Linie das bekannte Georgskloster im unteren wādi ḳelt und die benachbarten laurenartigen, in mehreren Schichten sich übereinander aufbauenden Mönchswohnungen am dschebel ḳarantal, deren Lichter eigentümlich in die Nacht der Wüste des weiten rōr hinausstrahlen. Ferner im rōr selbst am Wege von eriḥa zum Toten Meer das Johanneskloster ḳaṣr el-ḥadschle, vielleicht in der Nähe des alten bēt ḥoglā gelegen, und drüben am Jordan in der kahlen Mergelwüste, bereits jenseits unseres Gebietes ḳaṣr el-jehūd. Ganz neuerdings sind auch die Einsiedeleien an der schönen, von Jerusalem aus viel besuchten ʿēn fāra und das bereits genannte dēr dōsi hoch oben am Knie der wādi en-nār neu belebt worden. Über die Zahl der Insassen dieser verschiedenen Mönchssiedelungen gibt uns der „Zionsbote" 1906, S. 56 einige Auskunft. Danach ist das Marsaba-Kloster mit über 60 Mönchen immer noch das bedeutendste. Die anderen, außer ḳaṣr el-ḥadschle haben nicht einmal 10. Der Stand des Quarantania-Klosters (am dschebel ḳarantal) scheint sehr zu wechseln. Zur Zeit der Pilgerzüge hat es vorübergehenden Zuzug. Dabei hatte es lange Zeit überhaupt sein Bewenden, bis nun neuerdings einige wenige sich dort dauernd angesiedelt haben. Die Anlage mehrerer dieser Klöster an den senkrecht aufragenden Klippen der Felswände, so daß sie wie unzugängliche Schwalbennester an der Mauer hängen, ist für die Natur unserer Wüste sehr charakteristisch. Sie sind, wenn sie auch später zu größeren Gemeinwesen ausgewachsen sind, aus alten Höhleneinsiedeleien an den Talwänden hervorgegangen. Die wachsende Unsicherheit der Wüste, nachdem der starke Arm der Römer und Byzantiner erlahmt war, zwang zum Zusammenschluß und zu festungsartigem Ausbau. Insbesondere ist das vielbeschriebene Kloster Marsaba in dieser Hinsicht lehrreich. Es liegt in dem Winkel, den eine Seitenschlucht in östlicher Richtung mit dem Kidrontal bildet. Diese endet ca. 60 m über der Talsohle mittels jäh abstürzender Felsen (vgl. vom Rath S. 87 f.). So ist das Kloster von zwei Seiten von Natur geschützt; während die Schlucht in ihrem oberen Teil durch

zwei mächtige Bergfriede und einen ſog. hohen Mantel ganz nach der Art der mittelalterlichen Ritterburgen am Neckar und am Rheine abgeſperrt iſt. Die Kloſterzellen ſind im lebendigen Fels ausgehöhlt, während durch großartige Unterbauten Raum für eine Kirche gewonnen iſt. Dieſe koloſſalen treppenförmigen Stützmauern ſind neueren Datums; ſie wurden erſt nach dem Erdbeben von 1837 aufgeführt, um den Zuſammenbruch des Bauwerks zu hindern. Das Ganze iſt ein merkwürdiges Aggregat von Bauten und kleinen Höfen, die durch Treppen miteinander ſtockwerkartig verbunden ſind.[1] Dem Beſucher des Kloſters wird die daſelbſt zugebrachte Nacht mit ihren Eindrücken unvergeßlich ſein, insbeſondere wenn zweimal die Glocken der Kloſterkirche in die öde Steinwüſte hinausſchallen und die Mönche zum nächtlichen Gebete rufen! Daß bei dem allgemeinen Rückgang dieſer Kloſterſiedelungen beſonders auf den vorgeſchobenen Poſten in den Weidebezirken der Beduinen gerade das am verborgenſten liegende und am ſtärkſten befeſtigte ſich durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat, nicht zwar ohne gelegentlich erobert und ausgeplündert zu werden und, wie angedeutet ward, durch Erdbeben zu leiden, iſt gewiß nicht zufällig. Der leichte Zugang nach Jeruſalem durch das offene Kidrontal mag auch dabei mitgewirkt haben.

Trugen dieſe Lauren und Klöſter zuletzt auch notgedrungen einen burgartigen, alſo militäriſchen Charakter, ſo ſind doch die eigentlichen, als Militärſtationen angelegten Burgen und Kaſtelle andersartig und nehmen andere von der Natur vorgezeichnete Stellen ein. Sie liegen nicht im Tal in einem verſteckten Winkel, ſondern vorn, auf freier Höhe, weithin ſichtbar. Schon im Alten Teſtament (z. B. 2. Chron. 26, 10) wird erzählt, daß die Könige von Jeruſalem „Türme" in der Wüſte errichteten und zahlreiche Ziſternen — das notwendige Zubehör — aushauen ließen, wohl zur Sicherung der Grenzen und zum Schutz der Weiderechte der Randſiedlungen auf der Höhe oder in den Oaſen und vielleicht auch der Verkehrswege gegen die unruhigen Bewohner der Wüſte. Unter dieſen Türmen haben wir wohl Forts zu verſtehen. In der Anlage ſolcher Stationen waren auch die Makkabäer und die Herodäer und endlich die Römer nicht ſäumig, als von Arabien her ebenſo wie vom Rheine dem Reiche Gefahr drohte. Und laſſen uns auch die mittelalterlichen Chroniſten im Stich, ſo iſt doch aus dem Stil der Bauten und aus anderen Anzeichen zu ſchließen, daß auch die Kreuzfahrer und die Sarazenen

[1]) Vgl. Duc de Luynes, Voyage d'exploration I S. 183—187; Lynch, Narrative S. 385 ff.

ſolche Kaſtelle in der Wüſte unterhielten. So hatten die Templer eine Burg auf dem dschebel ḳaranṭal, und vielleicht beſtand dort ſchon im Altertum eine ähnliche Anlage. Man iſt verſucht, die Burg Docus dahin zu verlegen, jedenfalls lag ſie in der Nähe der am Fluß des dschebel ḳaranṭal entſpringenden ʿēn dūk. Ihr fiel die wichtige Aufgabe zu, die heute faſt ganz vergeſſenen Wege von Jericho hinauf nach muchmās und dēr diwān zu ſchützen (cf. Ebers-Guthe I S. 95). Auch die Straße von Jericho nach Jeruſalem konnte oberhalb der Herodes-Stadt und im Mittelalter auch in der Umgebung des chān ḥaṭrūr durch Sperrforts abgeſchloſſen werden. Desgleichen zeigt der Paß von ez-zuēra et-taḥta eine Burgruine auf einem Zeugenberg mitten im Wadi, die dem gleichen Zwecke diente.[1] Auch weiter oberhalb führt der Karawanenweg nach ez-zuēra el-fōḳa durch ähnlichen Zwecken dienende Anlagen hindurch (de Saulcy II S. 81). Zur Sicherung der Straße am Strand des Toten Meeres zwiſchen dem dschebel usdum und ʿēn dschidi, das, wie die Ruinen von Türmen zeigen, ebenfalls befeſtigt war, um die wichtige Paßſtraße über den naḳb nach Bethlehem und Hebron zu ſichern, dient ein anderes Glied in dieſer Kette, nämlich das Kaſtell am Ausgang des einzig waſſerreichen Tales dieſer Strecke, des wādi umm barrek. Und erſt recht gehört hierher das hochgelegene sebbe, das alte Maſada, das, vielleicht ſchon eine ältere Feſte, von den Makkabäern, noch mehr von Herodes, entſprechend der jenſeits des Toten Meeres angelegten Feſtung Machaerus, zur Sicherung der Südgrenze ſeines Reichs gegen die Araber ausgebaut ward. Dazu eignete ſich dieſer durch zwei tiefe Wadis ganz iſolierte Felskloß, vorgeſchoben vor den Steilrand, wie kaum ein anderer Platz. Durch rieſige Ziſternen und andere Bauten auf dem Plateau der Höhe ſchuf Herodes ſich hier und ſeinem Hauſe eine uneinnehmbare Burg, die, ſelbſt mit gefüllten Ziſternen ausgeſtattet, in der waſſerloſen Wüſte ringsum allen Angriffen trotzen konnte.[2] In dieſer regenarmen, dürren Gegend nimmt es uns heute nur Wunder, woher denn die Ziſternen ſich füllten. Wie mußten erſt die Belagerer leiden, als die letzte Schar der Sicarier nach der Einnahme Jeruſalems ſich hier feſtſetzte. Nur einer Macht wie den Römern gelang das Unglaubliche, die Feſte Maſada zu brechen, nachdem alle Verteidiger, die Nutzloſigkeit weiteren Widerſtandes einſehend, ſich zuvor den Tod gegeben hatten. Noch heute ſind die Römerlager, die den Berg einſchloſſen, deutlich zu verfolgen.

[1] Ebenda, I, S. 91 f., 240 f. — S. Tafel IV, Nr. 2.

[2] Joſephus, Bell. Jud. VII, 8, 2 ff.

Außer dieſer mächtigen Feſte, bei deren Bezwingung ſich am Rand des Toten Meeres dieſe ſchreckliche Tragödie vollzog, die aber nachher, nach den Ruinen zu ſchließen, keineswegs ſich ſelbſt überlaſſen blieb, ſondern noch weiter bewohnt war in chriſtlichen Zeiten, und außer den andern ſchon genannten gab es gewiß beſonders im Süden unſeres Gebietes noch manche andere Militärſtation, in der römiſche Garniſonen lagen zur Sicherung der Grenzen und der Straßen. Viele waren noch über die Grenzen unſeres Gebietes hinaus nach Süden gerückt (ZDPV 1906, S. 124). Sie alle ſuchten von Natur feſte Punkte, woran die klippen- und kuppenreiche Wüſte noch mehr als das ſonſtige Paläſtina Auswahl genug bot. Genannt ſei nur noch eine andere Schöpfung des großen Herodes, die er am oberen Rand unſeres Gebietes ſüdöſtlich von Bethlehem in die Wüſte auf einer weithin ſichtbaren, aus dem Plateau aufragenden Kuppe hineingebaut hat, an deren Fuß er durch Zuleitungen aus den ſogenannten Salomoniſchen Teichen ein künſtliches Paradies ſchuf, das Herodeion, heute dschebel furdēs. Dieſe wie alle anderen Militärſtationen ſind heute Ruinen, da ihnen mit dem Verfall des Reichs die wirtſchaftliche Baſis entzogen ward. Sie waren rein künſtliche Schöpfungen in der Wüſte und wurzelten nicht in der Natur, oder doch nicht tief genug, um die großen Stürme überdauern zu können, die ihrer warteten; ſie lebten von der geographiſchen Lage, vom Verkehr. Als die große Verſchiebung dieſer Verhältniſſe in Vorderaſien eintrat, die einen Umſchwung auch der ganzen Wirtſchafts- und Verkehrsweiſe bedeutete, erſtarben dieſe ſtarken Feſten nach und nach. Und wurden ſie z. T. vielleicht auch in den Kreuzzügen neu belebt, ſo verſanken ſie doch nach kurzer Zeit mit ſamt Vorderaſien nach all den blutigen Wirren und ſchrecklichen Raubkriegen und Verwüſtungen blühender Länder in um ſo tiefere Nacht und Vergeſſenheit. Konnten ſich doch kaum die Siedlungen der Oaſen und des höheren Weſtrandes, die doch von Natur viel begünſtigter und lebenskräftiger waren, erhalten.

Wenden wir uns ſchließlich noch dieſen zu, ſo iſt der ganze Weſtrand unſeres Gebietes im Oſten der heutigen Grenze ſeßhaften Wohnens durch eine Fülle von Ruinen charakteriſiert wie ſonſt nirgends in der Wüſte. Ganz Paläſtina iſt durch Ruinenreichtum ausgezeichnet als ein Kampfgebiet zwiſchen Kulturland und Wüſte. Iſt doch die Zahl der Ruinen auch auf dem Plateau oft größer als die der bewohnten Orte! Dies zeigt ſich auch hier im kleinen. Der Vorſtoß, der einſt zur Zeit der Kraft und wirtſchaftlichen Blüte vom regenreicheren Kulturland aus gegen die trockene öde Wüſte erfolg

war und zur Anlage von Ackerbau- und anderen Siedlungen führte, ward zurückgeschlagen, und die schönen Blüten sind verwelkt. Die zusammengeschmolzene Bevölkerung verzog sich in die sicheren Lagen auf der Höhe. Die äußersten bewohnten Randsiedlungen hoch oben am Rand des judäischen Plateaus, der nur z. T. (im Norden und wieder im Süden) mit der Hauptwasserscheide zusammenfällt, sind heute, von Norden her gezählt, folgende: eṭ-ṭaijibe und rammūn, dēr diwān und muchmās, dscheba', ḥezma, 'anāta, el-'ēsawīje; ferner am Jericho-Weg el-'azārīje, dann abu dīs; ṣūr bāhir, und bēt saḥūr bei Bethlehem; im oberen Gebiet des w. el-'arrūb: bēt feddschār, ṣia'īr, esch-schijūch und endlich östlich von Hebron beni nā'im, der südlichste bewohnte Ort hier im Osten. Weiter südwärts folgen nur noch Ruinen. Vor nicht gar langer Zeit war dieser Kranz von Dörfern noch enger geschlossen durch Dörfer wie bēt ta'mer, südöstlich von Bethlehem; aber sie sind heute verlassen; ihre Bewohner, wohl schon vorher Halbnomaden wie noch jetzt die von beni'nā'im, sind zuletzt ganz dem Beduinenleben verfallen. In alttestamentlichen Zeiten lagen die Ortschaften noch dichter, so daß es den Archäologen schwer wird, sie heute zu lokalisieren. Das alte Tekoa liegt auch in Trümmern. Noch zur Zeit der Kreuzfahrer hat es bestanden. Diese hochgelegenen Siedlungen, denen meist eine herrliche Aussicht in die Wüste eigen ist, von denen viele schon im Alten Testament genannt werden, die also einer alten Geschichte sich rühmen können und von denen einige die Geburtsstätten großer Führer der Menschheit sind, wie Tekoa, die Heimat des Propheten Amos, Anatot, die Heimat des Jeremia — haben den Kampf mit dem Ansturm der Wüste am härtesten kämpfen müssen, was Wunder, wenn etliche in ihrer Schlachtreihe niedersanken? Der uralte Krieg zwischen Hirten und Ackerbauern, zwischen Kain und Abel, wurde hier an der Grenze bis aufs Blut gekämpft. Gewiß war den Hirten, wenn auch die Wüste ihr eigentliches Revier blieb, wasserreicheres und fruchtbareres Gelände immer willkommen. Konnte sie doch die Wüste, wie wir gehört haben, im Sommer und Spätsommer nicht ernähren. So drangen sie immer weiter gegen das Ackerland vor und ernteten bei ihrer Räuberart, wo der Bauer gesät hatte, bis dieser den nutzlosen Kampf aufgab und sich zurückzog, worauf etwaige Kulturanlagen verfielen. Denn wo die Araber hinkommen, da wächst kein Baum mehr, und das Ernten kann man sich schenken. Für den Ackerbauer sind sie schlimmer als eine Heuschreckenplage (Q. St. 1901, S. 203). Besonders seit Beginn der eigentlichen Türkenwirtschaft scheint der Ruinenreichtum bedenkliche Fortschritte gemacht zu haben. Noch zur Zeit der Kreuz-

züge lag die Grenze des Kulturlandes weiter öſtlich als heute. Während in unſerem feuchteren Klima dieſe Ruinen längſt vom Zahn der Zeit zerfreſſen und verſchwunden wären, halten ſie ſich in der Trockenluft Paläſtinas viel länger.

Die wichtigſten dieſer Ruinenplätze an der oberen Grenze unſerer Wüſte und öſtlich von dem eben aufgezählten Kranz von noch bewohnten Ortſchaften ſind etwa folgende: chirbet fāra, eine alte Ortslage, das Para des Stammes Benjamin, nach der die Quelle und das Wadi benannt ſind; ch. ed-duwēr und ch. ed-duwāra oberhalb des wādi eṣ-ṣuēnīṭ; ch. buḳēʿ ḍān, eine alte Ortslage mit Ziſternen, öſtlich vom Ölberg; öſtlich von abu dīs liegen ch. ed-dikke und ch. el-muraṣṣaṣ, letzteres eine große Ruine mit einem Kloſter, in eigentümlicher, von Natur geſchützter Lage, mit vielen Ziſternen; ch. ʾel-ḥudēdūn nördlich vom dschebel el-muntār am Rande eines tiefen Tales; ch. dschindschis am Wege aus dem wādi en-nār nach dem ebengenannten Berge; ch. el-ḥaradān am Knie des gleichen Tales, eine zeitweiſe bewohnte Ortſchaft, deſſen Ruinen den ʿöbēdije-Beduinen als Aufbewahrungsorte dienen. Ferner ſind alte Ortslagen zwiſchen ṣūr bāhir und Bethlehem die Ruinenorte ch. umm el-ʿaṣāfīr, und weiter ſüdlich ch. umm ṭūba (= Metopa), weiter im Oſten liegen ch. el-machrūm und ch. dschuchdum, letzteres an der Römerſtraße nach Engedi; beim dschebel furdēs liegt ch. umm en-netesche u. a. Gehen wir von ch. teḳūʿ, einſt eine größere Stadt auf ragendem Plateau, weiter ſüdlich über den ḳanān ez-zaʿferān, ſo ſchwinden öſtlich von den Randdörfern nennenswerte Ruinenorte. Die Wüſte ſtürzt hier viel ſteiler von der Waſſerſcheide nach Oſten ab, der Übergang vom Kulturland zur Wüſte iſt hier unvermittelter, und feſte Siedlungen wagten ſich nicht weiter vor. Dagegen ſüdlich von beni naʿīm und ſüdöſtlich von Hebron, wo ſich das judäiſche Plateau in Staffeln zum Toten Meer herabſenkt, auf denen ſich die Straße nach ez-zuēra et-taḥta und zum dschebel usdum hinabzieht, fand ſich einſt ein größerer Reichtum von Siedlungen. Hier ſieht man die Wüſte allmählich kommen, je weiter man herunterſteigt, und die oberen Hänge des Gebirgslandes werden noch reichlicher befeuchtet durch die hier zum Aufſteigen gezwungenen Südweſtwinde. Hier konnte das Kulturland verhältnismäßig weit nach Südoſten vorgeſchoben werden. Viele der Ruinenorte tragen Namen, die ſchon im Alten Teſtament genannt werden, ſie waren damals die Zentren großer Weidebezirke: ſo tell zīf, das alte Ziph; kurmul, das Karmel in der Davidsgeſchichte, noch von den Kreuzfahrern beſetzt; tell maʿīn, das alte Maon, ch. ḳuretēn das alte Kirjataim, ch. iṣṭabūl, wo man das herodäiſche Ariſtobulias ſucht

und tell ʿarâd, das ſchon in der Geſchichte der Eroberung des Landes genannt wird. Dieſe und andere Ortſchaften hier im Süden wurden mit der Zeit alle vom Erdboden weggefegt. An der großen Einfallspforte der vordringenden Wüſtenſtämme waren die Exiſtenzbedingungen für eine ſeßhafte Bevölkerung beſonders ſchwierig. Die ſchönen, hochgelegenen, darum auch im Sommer noch dauernden Weidebezirke dieſer Ortſchaften mußten den aus der furchtbar öden öſtlichen und ſüdöſtlichen Wüſte hier herauf ſich flüchtenden Arabern beſonders in die Augen ſtechen.

Erſt recht aber mußten dieſem Schickſal die Oaſen im ġôr verfallen. Seit alters lag die andere Einfallspforte nach Südpaläſtina bei Jericho, wo der Jordan, im Sommer reich an Furten, niemals weder eine ethnographiſche noch militäriſche Grenze bildete. Noch nicht lange iſt es her (cf. die Zeiten Lynchs), daß jedes Jahr Araberſtämme aus dem Oſtjordanlande hier im ġôr und auf der Ebene el-buḳêʿa ihre Herden weideten und jedes Aufkommen der Jericho-Oaſe unmöglich machten. Die Oaſen hier am Oſtrande unſerer Wüſte an den großen Quellen ſind ohne Zweifel uralte Wohnplätze der Menſchen und waren ſchon früh Sitze hoher Kultur. Wie oft werden auch ſie das Los aller vorderaſiatiſchen Oaſen, der des Nillandes wie der am Euphrat und Tigris, geteilt haben, nämlich von Zeit zu Zeit von räuberiſchen, hungrigen Wüſtenhorden ausgeplündert und zu Boden getreten zu werden. Sind ſie ohne Zweifel auch widerſtandsfähiger als die in die Wüſte vorgeſchobenen Siedlungen, von denen wir vorhin geredet, ſo ſind ſie doch auch anderſeits, weil in der Niederung liegend, viel mehr als die Gebirgsorte der Willkür roher Horden preisgegeben, und zuletzt wird es auch hier an den Händen fehlen, die fruchtlos, ohne Ausſicht auf Ernte, den fruchtbarſten Boden bebauen. So ſind denn heute alle Randoaſen im Oſten der Wüſte Juda Ruinen, ʿên dschidi, ʿên el-feschcha und auch Jericho. Letzteres iſt eines der elendeſten Dörfer in ganz Paläſtina. Nur die Fremdenhotels und Hoſpize ragen aus dem Elend hervor. Erdbeben mögen allerdings an der Verwüſtung mitgewirkt haben; denn ſolche Naturereigniſſe wirken doppelt kulturfeindlich und alle Energie lähmend, wenn ſie zuſammentreffen mit dem Niedergang der Kultur überhaupt durch Krieg und Seuchen u. dgl. Will man übrigens dieſe Oaſen als die hellen Punkte im Bilde unſerer Wüſte bezeichnen, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daß, wo viel Licht iſt, auch viel Schatten ſich findet. Blanckenhorn hebt ZDPV 1896, S. 5 die Schattenſeiten deutlich genug hervor, wenn er ſagt: „Der Mangel an trinkbarem Waſſer in der Umgebung des

Toten Meeres, die vielfach herrſchenden ungeſunden Dünſte von Schwefelwaſſerſtoff und Kohlenwaſſerſtoff, die die vielerorts aufſteigenden Thermen in und um den See aushauchen, der häufig wehende glühend heiße Scirocco und ſchließlich die in der Gegend von Jericho und im Süden endemiſche heftige Malaria erſchweren den Aufenthalt des Menſchen und teilweiſe auch der Tiere an ſeinen Ufern und machen eine dauernde Anſiedlung faſt unmöglich. Man kann die ganze Umgegend im vollen Sinn als Wüſte mit einigen Oaſen bezeichnen."

Oaſenhaft muß von Anfang jede Siedlung in dieſem Gebiet geweſen ſein. So auch Sodom und Gomorrha, an die wir unwillkürlich denken, wenn vom Toten Meer die Rede iſt, — ob auch Adama und Zeboim (Hoſ. 11, 8) ebenfalls durch Naturereigniſſe vernichtet wurden? Es liegt uns fern, an dieſer Stelle in den Streit deutſcher Geologen einzugreifen, der ſchon allzu großen Umfang angenommen hat, was für geologiſche Tatſachen den Untergang der Städte verſtändlich machten. Niemand weiß mit Sicherheit anzugeben, wo dieſe Städte gelegen haben; gewöhnlich ſucht man ſie im Süden in der Nähe des dschebel usdum (= Sodomsberg), deſſen Name aber bekanntlich nichts beweiſt. Mehrere engliſche Forſcher wie Grove, Triſtram, Hull u. a. ſuchen ſie nördlich vom Toten Meere. — Ebenſo ſchwer hält es, die in Joſ. 15, 61 f. genannten Städte in der Wüſte Juda irgendwo zu lokaliſieren. Niemand weiß, wo Bet Araba anzuſetzen iſt, obgleich viele es nach ʿēn el-feschcha verlegen; die Vermutung, daß die dortigen Ruinen eine dieſer Städte darſtellen, iſt natürlich nicht von der Hand zu weiſen. Aber welche? Middin, Sekaka, Nibſchan (Wellhauſen lieſt Kibſchan = „Ofen"), Ir hammelach — wo lagen ſie? Nur Engedi iſt jedenfalls ʿēn dschidi, wenn auch die Enc. Bibl. col. 4342, 3079 ihr bekanntes Fragezeichen dazu macht. Ir hammelach ſucht man vielfach in ch. el-milḥ jenſeits unſeres Gebietes, in der öſtlichen Fortſetzung des wādi es-seba', das bei Gaza ins Mittelmeer mündet. Vielleicht war es aber nur eine Burg zum Schutz der Salzausbeutung am Toten Meer, etwa am birket el-chalīl an der Mündung des wādi el-chabera, oder am dschebel usdum? Die Ruinen, die dort und anderwärts de Saulcy ſah, waren allerdings nur Phantaſiegebilde; aber im wādi ez-zuēra mag doch wohl ſchon in alten Tagen eine Burg beſtanden haben zum Schutze des Salzhandels. Vielleicht iſt auch das ſpätere Maſada aus einer dieſer Siedlungen erwachſen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß die eine oder andere dieſer „Städte" gar nicht zum Oaſenkranz des ġōr gehörte, ſondern auf dem oberen Plateau lag. Denn man braucht nicht anzunehmen, daß dieſe Sied-

lungen der Wüſte Städte in unſerem Sinne waren, ſondern ſie waren vielleicht z. T. ummauerte feſte Plätze und Burgen gegenüber den Viehkraalen („ḥaṣēröt“) auf den Weidetriften. Chirbet mird, wo ſpäter ein Kloſter erbaut ward, mag ein ſolcher feſter Platz in der Ebene el-buḳē'a geweſen ſein. Er hätte ſich vorzüglich dazu geeignet. Aber bei unſeren geographiſchen Betrachtungen bleiben wir lieber unſerem Vorſatz treu und widerſtehen der Verſuchung, uns etwa auf dem Weg von Konjekturen in mehr oder weniger billige Identifikationsverſuche einzulaſſen. Führte uns die nicht zu umgehende Betrachtung von Joſ. 15 aus dem Oaſengebiet faſt hinaus, ſo iſt es an der Zeit, dahin zurückzukehren. Die ganze Oaſenherrlichkeit von einſt iſt heute, wie geſagt, vernichtet. Jericho, in der Reihe der Städte der Wüſte Juda im Joſua-Buch gar nicht genannt, weil es zum Stammgebiet Benjamins gehörte, lag wohl urſprünglich am Gebirgsfuße an der ʿēn es-ſulṭān. Dort iſt es nicht bloß geſünder als weiter draußen in der Ebene (cf. Lortet S. 426), ſondern auch ſicherer; und doch war wohl zur Erhöhung der Sicherheit die älteſte Stadt auf einem der dortigen tell gebaut. In der griechiſch-römiſchen Zeit hätte die tell-Lage für die wachſende Oaſenſtadt nicht mehr gereicht; ſie lag etwas weiter ſüdlich gegen den Ausgang des wādi ḳelt hin — ch. kākūn iſt wohl ein Reſt davon —, geſchützt durch die Herodesburg Kypros, die oberhalb der Stadt am Gebirgshang ſich erhob wie eine Art Akropolis. Denn im übrigen ſcheint die Stadt nie beſonders feſt und widerſtandsfähig geweſen zu ſein, und ſie als ſtarke Feſtung und Schlüſſel Südpaläſtinas zu bezeichnen, zu deren Bewältigung Wunder nötig geweſen ſeien, dazu iſt, wie mir ſcheint, kein Anlaß; jedenfalls hat ſich das Jericho der Geſchichte niemals als ſolches bewährt (cf. G. A. Smith S. 268). Doch kann nicht beſtritten werden, daß es einen wichtigen Platz im Verkehre einnahm; kreuzten ſich doch hier die Straßen durch das ɣōr und die aus dem Oſtjordanland nach Jeruſalem. Drum hat die Siedlung auch immer ſich wieder erhoben, bis das Oſtjordanland ſelbſt ſtarb und aller Verkehr zu Grabe ging. Das heutige elende Dorf erīḥa, deſſen Bewohner die einzigen Menſchen ſind, die das ganze Jahr über, aber nicht ungeſtraft, im ɣōr bleiben, iſt weiter draußen in der Ebene am wādi ḳelt gelegen; es iſt der Reſt des mittelalterlichen Jericho, wie man annimmt. Auf dem engen Raume der hochkultivierten Oaſe mögen einſt viele tauſend Menſchen ſich ernährt haben. Heute ſind es vielleicht 300 Menſchen, die die elenden Hütten bewohnen. Vergangenheit und Gegenwart, Alt und Neu ſtehen ſich im Bilde dieſer Siedlung ſchroff gegenüber wie ſonſt gelegentlich in Städten, die eine

große Umwandlung erfahren durch Verſchiebungen im Verkehr und in wirtſchaftlichen Verhältniſſen. „Neu-Jericho" mit ſeinen Hotels und Hoſpizen ſteht mit den erbärmlichen Hütten der Einwohner in einem ſeltſamen Kontraſte. Über die Zukunft dieſes Platzes haben wir uns bereits früher ausgeſprochen. Der neu erwachte Verkehr wird ihm ohne Zweifel noch mehr Leben zuführen.

Auch bei den anderen größeren Quellen weiter ſüdlich liegen Ruinen. Nicht bloß bei ʿēn el-feschcha ſelbſt, wie ſchon bemerkt, ſondern auch etwas weiter nördlich in eigentümlich geſchützter Lage, auf einer ausgehenden Zunge der Liſān-Terraſſen direkt unterhalb des Steilrandes des Gebirges, chirbet kumrān. Engedi, wie eine Burg an der Quelle oberhalb der Strandebene und unterhalb des Steilrandes geſchützt gelegen, war immer eine berühmte Kulturoaſe, weil die einzige Quelle weit und breit, dazu auch der Schlüſſel zur Straße über den Paß landeinwärts. Ob Hazazon Tamar (Gen. 14, 7) mit Engedi identiſch iſt, wie vielfach angenommen wird, muß dahingeſtellt bleiben. Nach den Kreuzzügen verſank es in Nacht und Vergeſſenheit, bis Seetzen es im Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder entdeckte. So beſtehen die Oaſen auf der ganzen Linie wohl heute wie einſt; aber was die Menſchen daraus gemacht hatten, das iſt vergangen. „Gärten Gottes" ſind ſie noch, aber nicht der Menſchen, und inſofern Ruinen. Der einzig ſchöne, idylliſchſte Fleck in der Wüſte Juda iſt, ſoweit ich ſah, die Oaſe eṭ-ṭaḥūne im wādi ḳelt, wo die Quelle entſpringt, nach der der untere Teil des Tales genannt wird.

Wir ſind damit zum Ende unſerer Betrachtungen gekommen. Bei einem Rückblick werden wir ſagen müſſen, daß die geſamten anthropogeographiſchen Verhältniſſe der Wüſte Juda durchaus im Einklang ſtehen mit den phyſikaliſchen Grundzügen des „badland", auf dem ſie gewachſen ſind und ſich bewegen. Die Wüſtennatur prägt ſich auf allen Gebieten des menſchlichen Daſeins aus, auch in dem Kommen und Gehen ſo vieler menſchlicher Erſcheinungen. Erklären ſich viele Züge der ethnographiſchen und der Verkehrsverhältniſſe, beſonders aber der Niedergang aller Kultur aus der geographiſchen Tatſache der Randlage unſerer kleinen Wüſte Juda an der großen ſyriſch-arabiſchen, ſo ſpiegeln ſich andrerſeits ihre beſonderen topographiſchen und klimatiſchen Bedingungen im ganzen Charakter der Bewirtſchaftung und der Beſiedlung ſowie in den Verkehrslinien. Man mag bei der Betrachtung des großen Wandels dieſer Dinge auf unſerem Gebiete Gelegenheit haben, viel zu beklagen und zu bedauern; der wiſſenſchaft-

lichen Forschung aber ist zunächst nur daran gelegen, die Gesetze dieser vielleicht traurigen Entwicklung zu erkennen und den Gang der menschlichen Dinge auch auf diesem Boden zu begreifen. Gewiß müssen wir bewundernd stille stehen vor der menschlichen Tatkraft, die im goldenen Zeitalter des ganzen syrischen Landes auch hier so mächtig sich betätigte und Wasser rauschen ließ in der wasserlosen Wüste von weither und ihr manchen Acker und manchen Garten abgewann. Wenn man aber daran die Hoffnung knüpft, daß, was einst einmal war, sich alles wieder „machen" ließe, so müssen wir uns doch zu denen bekennen, die diesen Optimismus nicht in jeder Hinsicht teilen können. Denn wenn auch inzwischen die physikalischen Grundzüge Palästinas sich wahrscheinlich im wesentlichen gleich geblieben sind, so hat doch unterdes der ganze Zusammenhang der Länder und Völker sich wesentlich verschoben. So wenig die Aussicht vorhanden ist, daß etwa Griechenland wieder werde, auch nur in Hinsicht der materiellen Kultur, was es einst war, so wenig darf man dies zuversichtlich bei nüchterner Betrachtung der realen Tatsachen von Palästina erwarten.

III.

Von unſern Reiſen.

Nach Petra!

Von Dr. Friedrich Jeremias, Paſtor in Dresden-Trachenberge.

1. Durch die Wüſte Juda.

19. März 1906.

Es war ſchon ziemlich dunkel, als wir, von Jeruſalem kommend, die Straßen Hebrons, von ſeinen Bewohnern nicht gerade freundlich betrachtet, hindurchritten unſerm Lager zu. Der Reiz des Neuen, Ungewohnten nahm uns gefangen und verſetzte uns in gehobene Stimmung. Das haben doch auch die Großen noch mit den Kindern gemeinſam, daß ſie, gänzlich Neues erlebend, auch nur auf das Reizvolle den Sinn richten und die Schatten zuerſt überſehen, oder auch den Beſchwerlichkeiten, ſo lange ſie den Reiz des Nochnichterlebten haben, eine heitere Seite abgewinnen. Nur kommt die Ernüchterung ſchneller, und das „Neues erleben" wird ſeltener. Jetzt waren wir einmal in der Lage. Wir waren nicht weniger neugierig wie die Jugend von Hebron, welche das Lager ſpähend umſtand. Es machte uns auch nichts aus, daß die Zelte auf ſumpfigem und ſteinigem Terrain aufgerichtet waren. Am Morgen ſahen wir, daß wir inmitten des weit ausgedehnten mohammedaniſchen Friedhofs unter Leichenſteinen genächtigt hatten. Zum erſten Male wurden die Koffer ausgepackt und die recht ſpärlichen Raumverhältniſſe der Zelte ausprobiert. Und der erſten gemeinſamen Zeltmahlzeit ſahen wir wie einem Feſt entgegen. Die Zwiſchenzeit bis dahin verkürzten wir uns durch einen Beſuch beim ḳāimmaḳām (Landrat), der uns militäriſchen Schutz für die Wüſtentour zuſagte.

20. März.

Früh um 6 Uhr ſtanden wir auf. Wir hatten Zeit, Hebron zu beſehen. Denn es müſſen noch Vorräte in der Stadt eingekauft und dazu auch noch für einen Teil des Wegs — bis durch den fortgehenden

Verbrauch die Laſten ſich verringert haben — Kamele gemietet werden, was wegen des Rücktransports langwierige Verhandlungen nötig macht. Hinter dem moslemiſchen Friedhof ſteigt der Hügel an. Von einem Felsblock auf halber Höhe aus ſchweift der Blick über das Gräberfeld, das wie eine Steinwüſte ſich ausbreitet. Jenſeits ſteigt die Stadt Hebron an, auf der Höhe von dem berühmten ḥaram, der ſich breit über dem höchſten Stadtteil lagert, beherrſcht. Zwiſchen den Gräbern und der Stadt liegt hinter Mauern, vom wādi el-chalīl bewäſſert, eine dichtbewachſene Olivenpflanzung. Hie und da hebt ſich aus der Maſſe der weißen Grabſteine ein größeres, halb zerfallenes Grabmal heraus. Zur Linken, d. h. der jetzigen Stadt gegenüber, ſteigen verwitterte Felſen empor zu einem Olivenhügel, wahrſcheinlich der Ortslage des alten Hebron, welches der Höhle Machpela gegenüber lag. Am Himmel kämpft die Sonne mit den Wolken. Unſere Gedanken gehen vorauf in die Ferne der Wüſte zu, den Weg hin, den Abraham mit den Engeln ging, den Höhen zu, wo er Fürbitte tat für Sodom und Gomorrha, und wo er am Morgen danach ſtand und ſah den Rauch aufgehen von dem Lande wie einen Rauch vom Ofen, das Gericht über die Städte, in denen auch nicht zehn Gerechte weilten (1. Moſ. 18, 16. 22; 19, 27 f.).

Da wir das Tote Meer auf dem Paßweg von ez-zuēra, alſo am Südende, erreichen wollten, nahmen wir die Richtung auf die Wüſtengegend um Siph und Maon. Wir ritten zunächſt noch in den herrlichen und fruchtbaren Weinbergstälern, wo einſt die Kundſchafter Joſua und Kaleb ſtaunend den Reichtum des gelobten Landes geſchaut hatten. Wir hätten uns auch gern Trauben geſchnitten für die Wüſtenwanderung. Mit den noch winterlich tot ausſehenden Weinbergen wechſelten Olivenhaine mit uraltem Baumbeſtand. Sehr ſchnell veränderte ſich das Bild, als wir in Südſüdoſt-Richtung aufwärts ſtiegen. Eine troſtlos öde Steinhalde breitet ſich aus, von niedrigem Dorngebüſch überſät. Es iſt ein ergreifender Anblick, wie aus den grauen Steinen und dem dürren, graugrünen Geſtrüpp die purpurglühenden Anemonen herausleuchten. Der Süden der Wüſte Juda iſt Weideland. Hier ſtreifte der flüchtige David mit ſeinen Scharen umher „in der Heide“ (1. Sam. 23, 18), auf der Flucht vor Saul und nirgends ſeines Lebens ſicher, denn die Siphiter wollten ihn an Saul ausliefern (ib. V. 19), und in Maon weiter ſüdlich wäre er faſt Saul in die Hände gefallen (ib. V. 26). So blieben ihm nur noch die ſchaurigen Höhlen und Klüfte der Wüſte von Engedi im Norden, wo die wüſten Berge nach dem Toten Meer abſtürzen, die letzte, äußerſte Zuflucht der Geächteten damals und jetzt. Die Gegend, durch welche wir ritten, iſt reich an Trümmern, welche alte Ortslagen bezeichnen. Wir ließen tell zif links

liegen und unterſuchten die Ruinen von chirbet ṛanāim links von der Straße, mit den Überreſten von Teichen und Brunnen und Gebäudefundamenten. In der Ferne ſahen wir unweit Maons, des jetzigen maʿīn, die Reſte der Kirche und Burg von Karmel, wo der reiche Herdenbeſitzer Nabal herrſchte (1. Sam. 25): el-kirmil. Unſer Mittagsmahl halten wir bei tell tuāne an einer Quelle. Nach $3^1/_2$ Stunden Wanderung über das Hügelgelände, das auch bebaute Flächen hat und das Fellachen mit Kamelen pflügen, an Höhen vorüber, auf denen Hunderte von Störchen verſammelt ſind — ein günſtiges Wetterzeichen für uns — kommen wir in einen breiten, von niedrigen Hügeln umgebenen Talkeſſel: el-meḳēbrāt. Mit Jubel werden die ſchon aufgeſchlagenen Zelte begrüßt. Eilig, ehe die Sonne untergeht, ſteigen wir den nächſten Hügel im Südweſten hinauf und ſchauen über unſeren Weg hin nach den Bergen, die nach der Wüſte Juda zu abgrenzen. Die Strahlen der untergehenden Sonne, ein flüchtiges Abendrot, leuchten über die graugrünen Weidehänge hin und beſcheinen ein liebliches Bild. Die Abhänge herab weiden, heimkehrend zu den Zeltlagern, fünf rieſige Schafherden in langſamem Zug dicht beieinander, den Abhang in Zickzackwegen überwindend. Hinter dem Ausläufer der Berge, welcher unſer Lager nach Süden zu abſchließt, ſehen wir jetzt von der Höhe große Zeltlager errichtet. Es ſind Bauern von jaṭṭa, die hier in den Sommermonaten nach Beduinenweiſe zelten und die Weiden von ihren Herden abgraſen laſſen.

21. März.

Wir reiten in weit ausladenden Tälern, deren Keſſel wie vom Winde zuſammengeweht ſchauen, nach dem breiten wādi sejāl zu. An den in langgezogenen Wellen aufſteigenden Hügeln tauchen aus verſteckten Buchtungen große Beduinenlager auf. Von Süden her ſchieben ſich die hohen Berge der letzten nach dem Toten Meer abſtürzenden Terraſſe vor. Die Täler ſind voll von Störchen, Kamelherden bis zu 100 Stück begegnen uns. Wir durchqueren das nach Oſtſüdoſt gekehrte Terrain in ſüdlicher Richtung. Schon längſt ſind wir von menſchlichen Siedelungen weit entfernt. Im Nordweſten lagert ſich breit die Höhenlinie der Waſſerſcheide. Beduinen ſammeln ſich um uns, bald ſind es mehr als zwölf. Selīm abu daḥūḳ, der berühmte Scheich des Stammes der dschahalīn, wird herbeigerufen. Es handelt ſich um den Beduinenſchutz für die Wanderung ums Tote Meer. Unſer Chalil erweiſt ſich bei den Verhandlungen als brauchbarer Diplomat. $^5/_4$ Stunden dauerte das Spiel. Der Scheich hat ſich mit ſeinen Leuten abſeits zur Beratung begeben, ſie hocken im Kreis um ihn her. Mit einer fürſtlich herablaſſenden

Handbewegung lädt er Professor Dalman ein zur Beratung. Wir stehen in weiterem Kreise umher, jeder sein Pferd am Zügel; Dalmans Pferd wird von einem jungen Beduinen bewacht. Die Verhandlungen spielen sich in verschiedenen Etappen ab und werden mit größter Zähigkeit seitens der fordernden Beduinen geführt, die jedes Angebot mit Mienen begleiten, die ein weiteres Herabgehen von den geforderten Sätzen für ausgeschlossen halten lassen. Professor Dalman imponierte ihnen und uns durch die Ausdauer, in der er das Kauern am Boden aushielt und durch die würdevolle Ruhe und Bestimmtheit, die er bis zum letzten Augenblick bewahrte. Das erste Angebot des Scheichs, mit der größten Gelassenheit ausgesprochen, war der Versuch schamloser Erpressung. Er verlangte von jeder Person der Reisegesellschaft einen Betrag von 3 Napoleons, dafür wollte er persönlich mit seinen Leuten 5 Tage Schutz und Geleit übernehmen. Das wäre ein Tribut von annähernd 600 Franken gewesen. Nach langem Hin- und Herreden erklärt Dalman als letztes Wort und letztes Gebot: 30 Franken für den Scheich und für jeden begleitenden Beduinen 1 Medschidi, etwa 5 Franken, pro Tag. Daraufhin wurden die Verhandlungen abgebrochen. Der Schluß nahm einen bedrohlichen Charakter an. Wir saßen auf. Mit finsteren Mienen und habgierig funkelnden Augen lief der Scheich noch ein Stück Wegs mit uns. Es war ihm doch leid, den Gewinn sich entgehen zu lassen. Gewalt zu brauchen scheute er sich, davon hielt ihn wohl die Gegenwart des von Hebron mitgenommenen berittenen Soldaten zurück. So machte er einen letzten Versuch, zwei seiner Leute zum Mitgehen unter den angebotenen Bedingungen zu bewegen. Es war ein imposantes Bild, als er auf der Höhe stand, den Beduinen zurufend, die sich schon in weite Fernen zerstreuten, den Arm halbdrohend erhoben. Aber jetzt wollten seine Stammesgenossen nicht. So ganz behaglich freilich war uns allen nicht. Waren doch auf dem Wege, den wir vor uns hatten, öfters Reisende überfallen und ausgeraubt worden, u. a. die Dominikaner von Jerusalem. — Ganz ohne Führer sollten wir indes nicht sein. Ein Beduine kam uns nach einiger Zeit über die Hügel hinweg nachgeklettert; ein kleiner schmächtiger Kerl mit kohlschwarzem Bart und funkelnden schwarzen Augen, dunkelbraun gebrannt, nur wie aus Knochen, Haut und Sehnen bestehend. Er war in der Gegend von ḍāna daheim. Seine Ortskenntnis war mäßig. Aber er war ein guter Gesell, hat uns manchen ganz guten Dienst erwiesen, und war der willkommene Spielball für die derben Späße der Troßbuben, denn er war ein wenig beschränkt. Sein einziges Kleidungsstück war ein gelbgraues Hemd, das noch nicht bis an die Knie reichte, seine einzige Ausrüstung ein dünner Stab und ein Wasserschlauch.

Allmählich verliert ſich das Weideland in die kahle Wüſte. Aus dem Hochplateau heben ſich, wie bei einem ſtarken Sturm aufgewirbelt und dann im Laufe erſtarrt, die faltigen Kalkhöhen und Kuppen heraus, in den Rinnen verſteckt ſich noch ein wenig Grün.

Beim rās ez-zuēra el-fōka begann der Abſtieg nach dem Toten Meer. Das breite wādi ez-zuēra iſt zwar Steinwüſte, hat aber eine reiche Wüſtenflora. Weithin verfolgten uns die weißblühenden Ginſterbüſche, unter denen die fetten Kolben der Orobanche mit leuchtend gelben Blüten ſtanden. Nach mehrſtündigem Ritt verändert ſich das Bild der Talränder. Die grauen Kalkſteinhöhen weichen den weichgeformten, gelblich überlaufenen Mergelhöhen, die ſich am Ende des Thales vor dem ſteilen Abſturz wie mächtige Baſtionen wuchtig zu beiden Seiten lagern. Der erſte Blick auf das Tote Meer, das noch tief unter uns liegt. Wir ſind etwa auf gleicher Höhe mit dem Spiegel des Mittelmeeres. Die Oſtjordanberge ſteigen im Hintergrund in blauem Dunſt wie in einen duftigen Schleier gehüllt empor. Man könnte denken, in der Nähe des Genfer Sees zu ſein, wenn man die nächſte Umgebung nicht beachtet. In tiefem Blau breitet ſich der Spiegel des Toten Meeres, ſüdlich der Halbinſel, die es faſt in zwei Teile zerlegt, aus. Die perſpektiviſche Verſchiebung des tiefgelegenen Meeres täuſcht völlig über die Entfernung. Man meint, das Ufer müſſe in einem bequemen Spaziergang zu erreichen ſein, ſobald man nur den Abſtieg hinter ſich hat. In gewaltigen Windungen geht es ſteil hinab, daß wir die Pferde am Zügel führen müſſen, $1\frac{1}{2}$ Stunden lang, zuletzt zwiſchen hohen Mergelwänden. Unſer Lager iſt beim ḳaṣr ez-zuēra et-taḥta, ſchon 280 Meter unter dem Meeresſpiegel. Ein unvergeßlicher Abend! Rings um das Lager heben ſich wie hochgetürmte Schutzwälle die Mergelwände, im Schatten der Nacht tiefſchwarz und geſpenſtiſch vergrößert. Das ſchmale Tal, an deſſen Seiten ſich die Bergmaſſen abwärts in die Dämmerung verlieren, grenzt mit einer Mauer und einem Spitzbogentor nach uns ab, ſo daß wir wie in den Trümmern einer Burg zelten. Über uns breitet der Sternhimmel ſein Dach. Auf einem Vorſprung der Berglehne ſind die Ruinen des arabiſchen Kaſtells, welches einſt den Zugang vom Toten Meer und den Weg dahin mühelos ſperrte.[1] In die weichen Mergelwände gegenüber iſt ohne viel Mühe eine natürliche Baſtion ausgebrochen. Weiche, ſchwüle Luft umgibt uns. Wir müſſen mit elendem Waſſer uns behelfen. In einer Seitenſchlucht iſt in den Steinen ein Waſſerbaſſin, welches das Waſſer von den Höhen in der Regenzeit ſammelt, ſumpfig und dumpf. Im Mai ſoll das Becken ganz austrocknen. Weiter abwärts, wo in guten Zeiten das über-

[1] S. Tafel IV, Nr. 2.

fließende Waſſer abläuft, ſtanden Sidrbäume, und unſere Maultiere tummelten ſich fröhlich darunter nach dem beſchwerlichen Marſch.

2. Am Sodomsberg und durch die Araba.

22. März.

Bei Sonnenaufgang ſind wir ſchon oben auf dem Kaſtell und ſchauen das enge Tal hinab, über das Tote Meer hin, auf die Berge im Oſten. Wie ein Lichtmeer geht die Sonne über den duftigen Oſtjordanlandhöhen auf. Die Mergelhöhle am Vorſprung gegenüber ſcheint in der Morgendämmerung wie eine gedrückte romaniſche Kapelle. Der Talweg hinab zum Toten Meer beträgt eine Stunde und endet in einer weiten, ſteinigen, mit wenig Geſtrüpp bewachſenen Ebene, die ſich nach Süden immer mehr verbreitert, während im Norden, unweit unſeres Talausganges, die Bergwände hart an das Meer herantreten. Der Meeresſpiegel leuchtet in einem wunderbaren Blau. Über dem geheimnisvollen Dunſtſchleier, welcher die Oſtküſte einhüllt und dem ganzen Bild eine eigenartige weiche Schönheit verleiht, vergißt man den Mangel an Vegetation. Die Landſchaft macht durchaus keinen toten und wilden Eindruck, ſondern erinnert eher an die Geſtade des Vierwaldſtädter Sees. Kommt man näher an das Ufer, ſo wirkt allerdings die direkte Umgebung mit ihrer Wüſte und Wildnis ſtärker ein. Deutlicher treten aus der Verſchwommenheit die zerriſſenen und zerklüfteten Gebirgsformationen hervor. Im Süden erhebt ſich der Sodomsberg, auf deſſen Hängen die Natur ein wunderliches Spiel mit dem aus Gips, Salz, Kalk- und Kreidemergel zuſammengeſetzten Schwemmland getrieben hat. Die Oberfläche der Mergelhöhen, trocken und ſpröde im heißen Sommer, iſt fortgeſetzt den Veränderungen durch die Witterung ausgeſetzt. Es herrſcht eine drückende Schwüle, obwohl das Thermometer nur 14° aufweiſt. Wir konnten es uns nicht verſagen, ein Bad im Toten Meer zu nehmen. Ein zweifelhaftes Vergnügen, denn der ſteinige Boden am Uferrand, und ebenſo am Rand des Meeres ſelbſt — ſcharfkantige, ſpitze und harte Feuerſteine — machten den Weg zum Bad und den Zugang zu tieferen Stellen des Meeres, wo man ſchwimmen konnte, zu einer Pein.

Das Tote Meer iſt im Steigen begriffen. Wir mußten den Sodomsberg an der Weſtſeite umgehen. Er bildet einen langgeſtreckten, von Nord nach Süd verlaufenden Gebirgszug, der den ſüdlichen Teil des toten Meeres und auch noch den nördlichen Teil der sebcha, dieſer ſalzdurchtränkten Sumpfwüſte, in welche das Meer nach Süden hin ausläuft, begrenzt. Der Gipfel ragt bis gegen 200 Meter über den Spiegel des Toten Meeres hinaus, ſo daß alſo die Spitze des Berges

noch tief unter dem Meeresſpiegel liegt. Mühelos kann man große Salzkriſtalle aus der Bergwand löſen. Vor uns ſtieg an einer ſteilen Stelle der Bergwand eines der großen, verwitterten Salzſteinprismen auf, das, von der Bergmaſſe losgelöſt, ſich ſcharf gegen den blauen Himmel abhob, eines der merkwürdigen Gebilde, wie ſie immer wechſelnd entſtehen und vergehen und dann jeweilig von den Reiſenden als Weib Lots bezeichnet werden, nach der Geſchichte von Lots Weib, die ſich auf der Flucht von Sodom trotz des Verbots umwandte und zur Salzſäule erſtarrte.[1] Wir befinden uns jetzt auf einer breiten Ebene, die von den merkwürdigſten Mergelbildungen durchzogen und gegliedert iſt. Die gelblichweißen, im Sonnenlicht blendenden Mergelhöhen ſteigen am Rande der Ebene auf wie rieſige Schanzen in grotesken Formen, die der Phantaſie weiten Spielraum gewähren. Die Gegend iſt berüchtigt. Unſer Soldat und ebenſo der begleitende Beduine befanden ſich in merklicher Unruhe. Zeitweilig ritt der erſtere auf einen der niederen Hügel, um Ausſchau zu halten. Unſer Zug und der Troß ſchloſſen ſich eng zuſammen. Nach Süden zu verengert ſich die Ebene. Die Mergelberge treten ſo nahe zuſammen, daß ſie eine Schlucht bilden, in der oft ein Nebeneinander von zwei Laſttieren unmöglich iſt. Etwa 20 Minuten währt der ſchweigende Ritt durch das wādi nuchbār.[2] Das wādi hat ſich in Schlangenwindungen den Weg durch die weichen Kreidemaſſen gebrochen, die zu beiden Seiten in verrenkten Pyramiden, Türmen, Felsburgen und ſpitzen Zacken emporſteigen und ſich in ſcharfen Umriſſen gegen den vom Sonnenlicht durchfluteten Äther abheben. Die einzelnen Schwemmſchichten der Berge ſteigen wie Baumkuchen auf und verlaufen in den Rändern wie die aus der Flut aufſteigenden Dünen. Ganz überraſchend iſt der Ausgang aus der Schlucht nach dem ṟōr und der sebcha. Eine breite, glatte Ebene dehnt ſich nach beiden Seiten aus. Vom nuchbār iſt nichts zu ſehen. Wenige Schritte, nachdem man aus der Schlucht emporgeſtiegen iſt, verſchwindet ſie den Blicken. Die noch zurückgebliebenen Laſttiere tauchen daraus empor wie aus der Unterwelt; die hinein ziehen, entſchwinden den Augen, als würden ſie wie die Rotte Korah von der Erde verſchlungen. Auf den erſten Blick könnte man meinen, in einem herrlichen, fruchtbaren Gefilde zu ſein, wo eben die Pflugſchar über die weiten Ackerflächen gegangen iſt. In Wirklichkeit iſt es völlige Wüſtnis, ſteiniges Geröll an Stelle der Vegetation, ſo weit das Auge ſieht, bis zu den Mergelbergen hinter uns und bis zu dem breiten Rücken des dschebel usdum zu unſerer Linken Die Ablagerungen des Toten Meeres und die Anſchwemmungen von

[1] S. Tafel IV, Nr. 1.
[2] S. Tafel IV, Nr. 3.

Mergel, Kreide und Gips, mit Salz und Kalkgestein vermengt, bilden auf weite Strecken hinaus den Rand der sebcha. Noch einmal führt unser Weg zu einem breiten, mehr einer Schlucht ähnlichen Tal. Unter uns in beträchtlicher Tiefe — wir reiten am Rand des Abhanges — erfreut inmitten der Öde eine Oase von Euphratpappeln und Palmen den Blick, durch die sich ein munteres Salzbächlein windet. Der Weg senkt sich, und bald laufen die Wasser über unseren Weg. Wir nähern uns nun dem Rand der sebcha, deren Sumpf man in trockenen Zeiten durchqueren kann. Unsere Absicht geht dahin, in südöstlicher Richtung oberhalb der sebcha den ġōr zu überschreiten, dann aber in der ʿaraba bis zum direkten Aufgang nach den Grenzbergen des peträischen Arabiens zu reiten. Rechts am Wege, auf etwas erhöhtem Gelände, steigt ein Wäldchen von niedrigen Palmen vor uns auf. Hier halten wir Mittagrast in einem Stück Urwald unter Palmen und Tamarisken, zu denen wir uns nicht ohne Mühe den Weg bahnen. Über den Weg laufen die Salzablagerungen, und es glitzert von Salzkristallen. Noch zwei Stunden dauert der Ritt an den Abhängen der Mergelberge, welche im Westen den Rand des ġōr bilden, zu unserer Lagerstelle, der ʿēn el-ʿarūs, einer Süßwasserquelle mit mäßigem Salzgehalt. Hohes Schilf und Salzsümpfe treten bis an den Weg heran, unser Lager ist mitten unter Schilf, das über mannshoch steht, aufgerichtet. Aus dem Schilf hervor sprudelt die frische Quelle und bildet einen kleinen Teich, eine köstliche Erquickung nach dem anstrengenden Ritt.

Lange Zeit zur Erholung bleibt uns nicht. Es dauert nur kurze Zeit, da sehen wir schon unseren unermüdlichen Leiter mit großen Schritten den Mergelhöhen zueilen, die sich vor uns auftürmen. Sie sahen so harmlos aus, daß ich unbedenklich wagte, mich der Expedition in Hausschuhen anzuschließen. An eine mehrstündige Gebirgstour hatte ich freilich nicht gedacht. Der harmlose Hügel erweiterte sich zu einer Gebirgswelt, eine Höhe nach der anderen stieg herauf, wenn man glaubte, endlich den freien Ausblick zu gewinnen. Der Mergelboden war stellenweise mit einer Kruste überzogen wie eine Gletschermoräne, wenn der Schnee alt und schmutzig geworden ist. Aufwärts mußte man sich jeden Schritt in dem weichen Boden tief einsinkend erobern. Es galt auch äußerste Vorsicht. An den Hängen taten sich plötzlich unheimliche Spalten auf, das ganze Terrain war von tiefen Schluchten, Kesselllöchern und Rissen durchklüftet. Endlich ist die Höhe und der freie Ausblick gewonnen, und es lohnte wohl der Mühe. Nach Westen und Süden breiten sich die Mergelberge aus wie riesige, weißgelbe, vorsintflutliche Dickhäuter mit stark gefurchten Häuten. Unter uns hat eines der durch den ġōr nach der sebcha

zu fließenden Wadis die Höhenzüge in einer wilden und tiefen Schlucht zerriſſen. Weithin dehnt ſich in ſchmutzigem Grau die Sumpfwüſte aus, in welcher man den Lauf der Salzbäche verfolgen kann. Ein letztes Stück vom Toten Meer ſchaut im Norden hervor, als äußerſte nördliche Grenze vermutlich die Höhen von Engedi. Jenſeits der sebcha ſieht man die grünen Streifen des von Beduinen angebauten Grenzlandes zwiſchen der sebcha und den Höhen des Oſtlandes, die Oaſen eṣ-ṣâfie und el-fêfe. An den Abhängen der Gebalenchöhen hebt ſich der dunkelrote Sandſtein charakteriſtiſch hervor, der den Gräbern von Petra das eigentümliche Gepräge gibt. In äußerſter Ferne unterſcheiden wir noch zackige Gipfel, in denen wir den dschebel hârûn, unſer letztes Reiſeziel, vermuten. Die Sonne geht unter und gießt über die ganze Bergkette ein ſattes dunkles Rot, das in kurzer Zeit einem tiefen Blauviolett weicht. Noch lange haben wir nach der Rückkehr zum Lager unter dem geſtirnten Himmel beieinander geſeſſen. Es war wohl ein Ort zum Sinnen und Träumen. War dieſe Sumpfwüſte mit den rieſelnden Salzbächen, die ſich vor uns ausgebreitet hatte wie ein Leichengefilde, einſt ein blühender Gottesgarten? War da, wo jetzt Dünſte von Schwefel- und Kohlenwaſſerſtoff aufſteigen, wo tiefe Aſphaltgruben ſich bis in die verborgenen Gründe des Toten Meeres ausbreiten, früher ein Land der Früchte nnd des Reichtums, wo ſich die Herden um die waſſerreichen Brunnen lagerten?

Die Kataſtrophe von Sodom und Gomorrha iſt in den Erinnerungen Israels lebendig geblieben wie das Gericht der Sintflut in den Erinnerungen der Völker. Der Name des dschebel usdum knüpft an den Namen der Stadt Sodom an. Da, wo jetzt die vegetationsloſen fieberdunſtigen Salzſümpfe ſich ausbreiten, ſucht die Überlieferung das Tal Siddim mit den Städten Sodom, Gomorrha, (Adama, Zeboim), Bela-Zoar, letzteres am Rande der sebcha im Oſten am Hang der Moabiterberge. Dieſe Gegend hatte einſt Lot gewählt, als er mit ſeinen Herden und Hirten ſich von Abraham ſchied, als eigenes Stammesgebiet, weil ſie waſſerreich war „als ein Garten des Herrn“ (1. Moſ. 13, 10). Dann kam das furchtbare Gericht über Sodom und Gomorrha, das auch Abrahams Fürbitte nicht aufhalten konnte. Bebend zerreißt die Erde und verſchlingt die gottloſen Städte, während aus den Aſphalt- und Pechgruben die Ströme aufſpringen und die giftigen Gaſe hervorbrechen und ein Feuerregen von Schwefel und brennendem Pech auf die Gegend niederfällt. Über die zerſtörte und von Grund aus umgekehrte Aue wälzen ſich die entbundenen Salzfluten und tauchen die Gefilde in Schwefel, Salz und Aſche, daß forthin nichts mehr an der Stelle des Fluchs gedeihen kann (5. Moſ. 29, 22).

23. März.

Während wir im Zelt beim Frühstück sitzen, geht die Sonne über der Gebelmoabhöhe auf. Wir sagen der gastlichen Quelle Lebewohl und reiten nach südlichen Stellen an den Negebhöhen hin unter Euphratpappeln und Palmen. Wiederholt überschreiten wir breite Wadis, die aus mächtigen Einschnitten westlich in das Gerüll der Wüste eingefurcht sind. Das breiteste ist vermutlich das wâdi el-dschêb, der Hauptwasserlauf der 'araba. Doch sind die Namen der von uns durchwanderten Gegend nicht zuverlässig. Eine Kamelherde mit höchst drolligen und ungelenken Jungen unterbricht die Einsamkeit, nach der Beduinen aus dem nie ermüdenden Felsenlabyrinthen auf die wir sehr stolz sind. Zur dichten Bewunderung müssen für die militärischen Expeditionen, die ein reicher Reisender mit vielen Zelten ausführt. Nach zweistündigem Ritt verlieren sich die letzten Ausläufer der Negebhöhen in der Ebene und nur vereinzelt sind in der weiten Einsenkung der 'araba: nur dürres Tamariskengestrüpp wächst zwischen den braunen Steinen der verbrannten Ebene hervor. Der weitere Gang der Züge dürfte auf Roß und Reiter. Ehe eine Stunde vergangen war, wurde die Gleichmäßigkeit des Weges unterbrochen. Wir erreichten einen aus Steinen gebauten 34 Meter langen Turm. Vor ihm eine leichte Erhöhung bildend, liegen, wie Trümmer Steinsärge in der nächsten Nähe eingebettet, Steinmassen, die ein großes Gevierte in Gemäuerumfänglichen umreißen. In der Nähe befinden die Trümmer eines Kastells. Alle von gute Steine. Und dann waren wir an das Kastell herangekommen. In Gedanken war ich in einem mit Schilf und Binsen bewachsenen Teil und an einem niedrigen Hügelchen, sâfi el-ghâb, einem verschwundenen Bach, der von den Gebelmoabhöhen herabkommt. Wir ritten durch einen mit Oleandergebüsch durchsetzten Sumpf, in dessen klarspiegelnden Tümpeln Schilf schwankte. Unsere deutschen Rufe weckten eine ganze Schar Wasserhühner. Aus dem Schilfdickicht brach eine Kette einer Meter langer Schlangen hervor und wandte sich in einer schnellen Bewegung hin. Die verschwand die Mühsalen Hügel, die Sumpfe und Schilf, heimgesuchte der Duft der verschiedenen Kräuter, nur deren Lieblich jetzt noch in der Luft in einzelnen und verschwundenen Bäumen Zeugnis ablegen konnten. Wir überschritten den sâfi el-ghâb und ritten in die Gebelmoabhöhe ein. Das wâdi el-ghâb, das nun hinabwandert, ist ein tiefes und ruhendes Dasein und Empfang bewachsenes Tal. In der Tiefe

---

Wir sind ganz ganz. Erinnert sich der Leser vielleicht an wâdi murreh, pflanzenreiches Tal, Erinnerung an el-murreh, Name der englische Name ist schon ganz als schwindsüchtig Tal verschwunden und nur am Wady Murreh haftet heute noch. Daimon.

Salznadeln auf der Westseite des Sodomsees, nördlich vom Anfang des nuchbār.

Aufnahme von Fr. Jeremias.

2. Ḳaṣr ez-zuēra et-taḥta.

Aufnahme von K. Zickermann.

3. Unsere Gepäck-Karawane im nuchbār.

Aufnahme von Fr. Jeremias.

Tafel 4.

ſind Zeichen eingeritzt, die darauf hinweiſen, daß einſt eine viel begangene Straße der Mekkapilger hier aus der ʿaraba nach den Höhen, wo die große Pilgerſtraße verläuft, führte. Die Vegetation mehrt ſich beim weiteren Vordringen, das Tal breitet ſich immer weiter aus nach beiden Seiten, und inſelartig ſchieben ſich Erhöhungen in ſeinen Lauf ein. Zuletzt kommen wir wieder in die Nähe eines belebenden Quells: ʿēn el-hische, die „Waldquelle“. Wir müſſen uns den Weg durch einen Urwald von Schilf und Tamarisken bahnen, zwiſchen denen ein ſtark mit Geröll verſchüttetes waſſerreiches Bächlein fließt. Die Zelte ſind ſchon aufgeſchlagen, ein rechtes Zigeunerlager, in das nachts das Geheul der Schakale dringt. Unter unſerem Zelttiſch wachſen die leuchtenden und duftenden gelben Kamillen. Wir eilen auf die Höhe, um den Sonnenuntergang über der ʿaraba zu ſehen von einem Vorſprung des Tales aus, das wir durchwandert haben. Unten haben ſich die Mukaris ein tüchtiges Feuer angemacht, und ſie tanzen darum her in ausgelaſſener Freude, während die Flammen und Rauchſäulen aus dem praſſelnden Feuer ſchlagen (Holz iſt ja reichlich da), die bunten Gewänder maleriſch vergolden, über die dunkelbraunen Geſichter huſchen und in den Augen blitzen. Beſonders prächtig nimmt ſich der ſtattliche Ibrahim aus, der den gutmütigen Muhammed, unſern Führer, in ſeinem dünnen Hemd wie einen Federball emporhebt und über die Flammen hebt, daß wir meinten, ſein Gewand müſſe ſofort in Glut aufſchlagen. Die kleinen Pferdejungen treten auch mit beim Reigentanz an, noch recht ungeſchickt und täppiſch. Alle jubeln und jauchzen, und Chalil bringt die Freude auf den Höhepunkt, indem er ſeinen neuen Revolver beim Tanz in die Luft abſchießt. So mag es ausgeſchaut haben, wie die Israeliten um das goldene Kalb tanzten. Geſpenſtiſch dunkeln die Höhen über unſerm Lager empor, das Ziel unſrer Wanderſchaft für den nächſten Tag. Der Schlaf fordert ſein Recht. Hier und da ſieht man ſchon ein Bündel von Säcken und Decken, unter dem einer und der andre der munteren Tänzer ſchläft. Wir ſind jetzt etwa 100 bis 200 m über dem Meeresſpiegel, alſo vom Talgrund der ʿaraba an etwa 500 m geſtiegen.

3. Im Lande Edoms.

24. März.

Das Tal ſpaltet ſich. Wir verfolgen aufwärts den öſtlichen Teil im ſandigen und ſteinigen Flußbett, immer an blühendem Ginſter hin, der die Luft mit einem zarten Duft erfüllt. Die Pilgerzeichen an den Wänden der Berge mehren ſich. Es iſt wieder ein ſchöner ſonniger Morgen. Man könnte meinen, im Keſſel des Rieſengebirges den grünen Hügeln zuzuwandern; heimatlich grüßt uns der Ruf des Kuckucks. Der letzte Aufſtieg

zur Höhe, welche das ganze Tal abschließt, geht in so steilen und gewundenen Serpentinen, daß der Troß sich einen anderen Weg suchen muß. Nur mit Mühe erklettern unsere geübten und gewandten Pferde den Pfad. Der Troß umgeht in weitem Bogen auf einem schmalen Paßweg unsere Höhe. Oben angelangt haben wir eine prächtige Aussicht. Da liegt zunächst unter uns die breite weiße Spur des Flußbettes und des Wegs, den wir an diesem Morgen geritten sind. Quer vorgelagert schließt den Vordergrund der Landschaft der Gebirgsgrat ab, welcher unsern sēl eḍ-ḍaḥl im Norden abgrenzt. Dahinter in der Ferne ein breiter weißlich gelber und weiterhin in braun übergehender Streifen, die ʿaraba, im Westen abgeschlossen durch die hohe Linie des Wüstenplateaus, die auf der ganzen Reise mit uns zieht als Landschaftsgrenze. Deutlich heben sich in der ʿaraba die Linien ab, welche den Lauf der großen und breiten Hauptwadis fikre und ed-dschēb kennzeichnen. Im Norden schaut tiefblau ein Ende des Toten Meeres heraus vor den Höhen des Sodomsberges, auch unsere Badestelle liegt noch in unserem Sehbereich. In weitester Ferne am Horizont verschwimmen die Höhen, auf denen Jerusalem liegen muß. Ganz scharf hebt sich auch von der ʿaraba die Grenze des Mergelgebietes ab. Hinter uns sind die Höhen mit Bäumen bestanden. Unser Weg geht noch zwei Stunden aufwärts auf steinigen Pfaden, zum Teil immer noch recht steil, und der Rückblick wird immer weiter und großartiger. Schöne Wacholdergruppen und prächtige Terebinthen stehen an den Berglehnen hinan. Freilich Schatten zur Rast geben sie nur wenig. Zwischen ḍāna und bṣēra erreichen wir das Hochplateau, das nach Osten zu noch beträchtlich aufsteigt. Abseits vom Wege in einer aufwärts führenden Schlucht ist ein wunderbarer alter Hain ez-zerēfe: 50 herrliche Zypressen, darunter 24 uralte Baumriesen, wie Eichen gewachsen, mit tief, fast zum Boden reichenden weiten Ästen. Die Leute von ḍāna hatten für die Bäume den allgemeinen Begriff arz. Wir konnten trotz der Zapfen, die an den Zweigen hingen, kaum unterscheiden, ob es eine Zypressenart sei oder Wacholderbäume. Mich erinnerte der Hain an die Bilder von den Zedernwäldern des Libanon. Ein heiliger Hain war es nach Meinung der umwohnenden Leute nicht. Auf der Höhe rinnen die Wässerlein einer reichen Quelle über den Weg. Wir reiten noch eine Zeit über die Hochebene zu einem Ruinenfeld mit gewaltigen Blöcken, Mauerresten, Türrahmen, aber ohne Inschriften und bemerkenswerte architektonische Überreste: chirbet en-nuṣrānīje. Die Sonne geht unter. Tief unter uns, auf einem Tafelberg, der aus dem Absturz der Bergmassen auftaucht, liegt das Dorf ḍāna; die Hütten, die wie braune Platten über die Bergkuppe ausgebreitet sind, liegen schon

im Schatten. Bis Petra hin ſchiebt ſich ein Höhenzug hinter und über den andern. Unter uns in ſcharfen zackigen Formen das Wadi von ḍāna, eine wilde, tiefe, jäh nach der ʿaraba abſtürzende Schlucht, ſchwarz und drohend. Am Horizont ein wunderbares Farbenſpiel vom zarteſten Grün und ſatteſten Ockergelb bis zu einem Ultramarinblau. Auf Umwegen gelangen wir durch ſumpfige Wieſen — die ganze Umgegend iſt von den Quellen umm ed-dscheladāt überſchwemmt — zu unſerem Lager; eine unbehagliche Raſtſtätte mitten im Sumpf, und dazu eine rauhe, kalte Nacht, in welcher der Wind die Zeltwände ſchüttelt.

25. März.

Beim Aufgang der Sonne erſteigen wir den aus der Hochebene ſich als ſanft anſteigenden Hügel darſtellenden ḳanān eṭṭār, die höchſte Erhebung des Hochplateaus am Rande der ʿaraba, nach Brünnow 1627 m. Wir ſind alſo in zwei Tagen 2000 m geſtiegen. Der direkte Weg bleibt auf dem Hochplateau. Wir ſteigen durch das ſteinige Sumpfgelände ſteil hinab nach dem Dorfe ḍāna, die Pferde am Zügel. Die Quelle ʿēn er-riāsch ſtürzte in einem ſchönen Waſſerfall über die Straße. Jetzt lag das Dorf im Sonnenſchein vor uns auf einem grünen Hügel wie eine darüber geſtülpte Kappe, viereckige Steinhäuſer mit flachem grünen Dach, in der Mitte des Dorfs eine halbverfallene Burg zum Schutz der Bewohner gegen räuberiſche Beduineneinfälle. Das wādi ḍāna verläuft zwiſchen ſteilen, ſcharfzackigen, dunkelroten Sandſteinbergen. An den waſſerreichen Abhängen im Oſten wachſen Oliven und Feigen, im Norden Wacholder, das ganze Dorf mit ſeiner Umgebung wie eine Bergoaſe in einer Gebirgswüſte. Während Profeſſor Dalman einen wortkargen und etwas mürriſchen alten Hirten über die Namen der Berge und Täler ausfragt, verſammeln ſich die Fellachen von ḍāna um uns mit höchſter Neugierde, ſie bekommen wohl auch ſelten Fremde zu ſehen. Die Dorfſchönen ſind über und über tätowiert und mit Schmuck behangen. Wir müſſen den lohnenden Abſtecher mit einem langen und beſchwerlichen Aufſtieg bezahlen, bis wir die große Straße wieder erreichen. Der Übergang aus den wild zerklüfteten Bergen in die einförmige Hochebene iſt hier ganz unvermittelt. In großen Bogen kreiſen Adler um uns und erinnern uns daran, daß wir nach deutſchen Begriffen auf der Höhe der Schneegrenze reiten. Die Ebene iſt fruchtbar und waſſerreich, aber nur wenig bebaut. Iſt doch von ḍāna bis zum nächſten beſiedelten Ort nach Süden zu, esch-schōbak, ſieben Stunden Weg. Bei der Ruinenſtätte ch. es-samra biegen wir nach Südſüdweſt; das Ziel des direkten Weges würde das in der Ferne ſichtbare dōschak ſein, deſſen Ruinen Stunden

weit über die ganze flache Ebene hin bemerkt werden. Wir verlassen die Hochebene und steigen in den Oberlauf des wādi el-ruwēr hinab. Hier rasten wir am Bache der Quelle ʿēn ʿaḳīl, ziemlich erschöpft nach einem sehr angestrengten Abstieg bei großer Hitze. Reizvoll war der Aufstieg nach dem Felsennest esch-schōbak, das wir schon von weitem her aus der Höhe ins Tal hinabschauen sahen, wie an den Felsen angeklebt. Feigen- und Olivengärten, auch Ackerland künden die Nähe der Stadt an. Die Einwohner von esch-schōbak sind Halbbeduinen, im Sommer ziehen sie mit ihren Zelten umher. Die Frauen fallen auf durch ihre regelmäßigen Züge und schöne Gestalt. Der Anblick der Festung, die in den Kreuzfahrerzeiten eine große Rolle gespielt hat, ist hochromantisch. Auf einem stark ansteigenden, fast runden Berg, in dessen herabstürzendem Geröll die leisen Spuren der Serpentinwege eingezeichnet sind, erhebt sich als Krönung die mauerumgürtete Festung. Hier baute Balduin I. ein Schloß. Die jetzige Burg stammt aus der arabischen Zeit. In die Mauer der Türme ist ein Mauerstreifen sorgfältig behauener Quadern mit arabischen Inschriften eingelassen. Ganz schōbak ist auf den Mauern versammelt, als wir von der Südwestseite her wie Ziegen die Schutthalde hinaufklimmen. Elende enge Straßen und Häuser. Der mudīr (Regierungskommissar) empfängt uns. Die Einladung zum Kaffee lehnen wir aus Mangel an Zeit ab, was er übel vermerkt, da wir Zeit genug haben, eine wohlerhaltene Ölkelter in einem dunklen, dumpfen Gewölbekeller zu besichtigen. Es ist schon dunkel geworden, als wir zu der Stelle abklettern, wo die Pferde auf uns warten. Ein tscherkessischer Reiter begleitet uns und bringt unsern ganzen Zug auf dem Weg in dem engen Tal, das um den Berg von esch-schōbak sich schließt, mit seiner Stute in arge Verwirrung. In völliger Finsternis steigen wir an der anderen Seite des Tals in die Höhe. Vom Lager aus hat man uns in Besorgnis berittene Mukaris entgegengeschickt, und es war in der Tat ein Gefühl der Erleichterung, als wir von Ferne die Lagerfeuer zwischen unsern Zelten hindurchleuchten sahen, die in einer flachen Einsenkung der Hochebene, nicht weit vom Quellbach von ʿēn nedschl (1376 m), errichtet worden waren.

26. März.

Von ʿēn nedschl führen zwei Wege nach Petra. Der eine, unser Rückweg, gewährt von der Grenze der Hochebene esch-schera fortgesetzt herrliche Ausblicke über die zackigen Grenzberge der ʿaraba hin, rückwärts zum Toten Meer, nach Westen über das endlose Wüstengebiet, vorwärts nach den nördlichen Ausläufern der Berge von Petra. Es ist wohl der schönste Zugang zu der Wunderwelt Petras, in welche man durch die

niedrigen Sandſteingebilde und Hügel von el-bārid und el-bēḍa geführt wird. Wir folgten jetzt den Spuren einer alten Römerſtraße, die allmählich anſteigend in einer Senkung der Hochebene über die Quellwieſen von ʿēn nedschl hin auf die Höhe leitet und dann, nach Weſten abbiegend, in ſteilem Abfall das wādi mūsa erreicht, kurz vor dem Eintritt in das ſogenannte bāb es-sīḳ.

Die Sonne ging bleich hinter einem Nebelſchleier auf, das Thermometer wies 5°, aber wir blieben von den gefürchteten Unwettern esch-schōbak's verſchont und ritten im Sonnenſchein unter einem leichten, aus der heißen ʿaraba aufſteigenden Weſtwind über das Weideland der Hochebene. Der mudīr von esch-schōbak brachte in unerwünſchter Fürſorge zwei berittene Gendarmen. Alle Vorſtellungen dagegen halfen nichts, durch eine Kriegsliſt Profeſſor Dalmans wurden wir den einen glücklich wieder los. Der andere machte am erſten Tage einen ſchwachen Verſuch, uns in den Felsſchluchten von el-medras ſeinen Schutz angedeihen zu laſſen. Die Kletterpartie ſchien ihm aber doch zu unbequem zu ſein, und er zog es vor, ſich in der Geſellſchaft des immer vergnügten Kameraden aus Hebron im Lager die Zeit zu vertreiben.

Unſer Weg ging dreieinhalb Stunden in den Talmulden der edomitiſchen Hochebene aufwärts, der Blick war uns nach beiden Seiten durch mäßige Erhebungen des Geländes verſperrt. Schwarze Ziegenherden zogen an den Abhängen hin, zum Teil war auch das Land bebaut. Die erſt nur vereinzelten, noch unbelaubten Terebinthen, im Wuchs am eheſten noch unſeren großen Birnbäumen zu vergleichen, mehren ſich bis zu waldähnlichem Beſtand. Trümmer von Wachttürmen bezeichnen die alte Römerſtraße. Rechts vom Wege auf halber Höhe des Hügelgeländes breiten ſich die Ruinen chirbet mikḍis aus. Der Name deutet auf ein Heiligtum, aber es ſind keine Spuren davon nachzuweiſen. Wo ſich das breite Tal teilt, hat, nach dem Umfang der Baureſte zu ſchließen, ein größerer Wachtturm die Zugänge nach Petra geſperrt. Links, in ſüdöſtlicher Richtung, führt die Römerſtraße zur ʿēn el-mikwan, wir reiten in direkt ſüdlicher Richtung weiter durch ein ſteiniges, baumloſes Tal, in dem nur noch Weißdornbüſche, von grünen Schmarotzern umwuchert, ſtehen. Ein kurzer Aufſtieg zum Rand der Hochebene — und plötzlich öffnet ſich eine trotz der Dunſtſchleier der ʿaraba überraſchend großartige Ausſicht über die von tiefen Schluchten und Abgründen zerriſſenen Höhen von Petra mit dem dschebel hārūn im Hintergrund, deſſen ſcharfzackiges Profil uns ſchon von den Mergelhöhen des ṛōr als Ziel unſrer Reiſe aus der Ferne gegrüßt hatte. Schon ſeitdem wir das Hochplateau bei umm ed-dscheladāt erreicht hatten, befanden wir uns in der Höhe der Adlerhorſte, über denen trotzig

die Bergneſter bṣēra (Bozra), ḍāna und esch-schōbak ſich erhoben. Aber hier erſt wurden uns die Drohworte der Propheten gegen Edom recht verſtändlich: Dein Trotz und deines Herzens Hochmut hat dich betrogen, weil du in Felſenklüften wohneſt und hohe Gebirge inne haſt; wenn du denn gleich dein Neſt ſo hoch machteſt wie der Adler, dennoch will ich dich von dannen herunter ſtürzen, ſpricht der Herr; alſo ſoll Edom wüſte werden (Jer. 49, 16, 17, vgl. Ob. 4).

Von der Höhe ging es nun etwa 600 m hinab zum Talgrund des wādi mūsa, das vor dem Eintritt in die nach Petra führende Schlucht immer noch gegen 1000 m hoch liegt. Zwei Stunden währte der beſchwerliche Abſtieg in dem breit ausladenden wādi ʿēn el-ḥaij auf einem ſchmalen Saumpfad am ſteilen ſüdlichen Abhang hin. Nur ungern waren wir an der einladenden Quelle des Tales vorübergegangen, von den Beduinen, die dort Waſſer ſchöpften, nicht gerade freundlich gemuſtert. Wohlgepflegte Felder unter den grünen Triften an den Abhängen deuten die Nähe von eldschi an, das unſern Blicken verborgen bleibt. Schon von weitem fällt das erſte Denkmal Petras in die Augen, ein Grab mit Säulenhallen zur Rechten und Linken in die weißen platten Sandſteinkuppen hineingehauen. Gegenüber halten wir Mittagraſt im Sonnenbrand. Noch eine kurze Strecke läuft das wādi mūsa unbehindert in ſeinem ſteinigen Bett, bis ſich die Felsmaſſen zu einer engen Schlucht, dem sīḳ, zuſammenſchließen. Es war ein kurzer, aber mühſamer Ritt im Geröll des ziemlich waſſerreichen Baches zu unſerer erſten Lagerſtätte. Schon dieſes als bāb es-sīḳ benannte Gebiet eröffnet den Einblick in die Eigenart Petras. Hier ſind an der rechten Seite wie Wächter vor dem Eintritt in die gewaltige Gräberſtadt drei freiſtehende Turmgräber aufgerichtet, die an das Abſalomsgrab von Jeruſalem erinnern, nur ohne das Spitzdach. Zur Linken iſt ein großes Denkmal ſpätrömiſcher Kunſt in ſtarker Verwitterung weithin ein Wahrzeichen Petras, das in wunderlicher Miſchung die Hauptgedanken der Nekropole zuſammenfaßt, ein Doppelbau, der ſich für den Beſchauer zu einem einzigen Monument zuſammenſchiebt. Unten eine zweiſtöckige Faſſade, der Giebel über dem erſten Stockwerk wird durch einen Rundbogen, welcher den Eingang zur Grabkammer überſpannt, durchbrochen. Direkt über dieſem Bau erhebt ſich ein mit vier Obelisken gekröntes Grab, die Obelisken ſind beträchtlich hoch und nebeneinander in einer Reihe über der Grabfaſſade angeordnet. Der Troß war eigenwillig über das Wadi gezogen, um nach dem sīḳ einzubiegen. An dieſer breiten Übergangsſtelle iſt die ganze Talbreite von Schuttmaſſen und Steinblöcken angefüllt. Es war ein überaus maleriſcher Anblick, als in dieſer Steinwüſte die ſchwerbepackten Laſttiere in wirrem Durcheinander umkehrten

und durch das Geröll die vom Leiter bestimmte Lagerstätte am „Tore des sīḳ“ erkletterten.

4. In der Stadt des Gottes Duschara und auf dem Aaronsberge.[1]

An der Eingangspforte von Petra! Im Lande Se'ir. Heiliger Boden für die Überlieferung Israels. Daran erinnert der rauschende Mosesbach, wādi mūsa, der von der Mosesquelle herkommt, und an der Grenze der Wüste im Westen der Berg Hor mit dem Grabe Aarons, en-nebi hārūn (4. Mos. 20, 22ff.). Es liegt kein Grund vor, an der Identität des nebi hārūn mit dem Berge Hor zu zweifeln. Und in die Kindheit des Volkes Israel, in seine Ursprünge zurück, weisen alte Lieder, in welchen der Gott Israels auf dem Gebirge Se'ir wohnend gedacht wird: „Herr, da du von Se'ir auszogest und einhergingst vom Gebirge (šadu) Edoms, da erzitterte die Erde, der Himmel troff und die Wolken troffen von Wasser“ (Ri. 5, 4, vgl. 5. Mos. 33, 2). Welche Wandlungen der Geschichte liegen zwischen diesen alten heiligen Erinnerungen und dem Fluche der Propheten über Edom als Israels Todfeind: „Siehe, ich will an dich, du Berg Se'ir, und meine Hand wider dich ausstrecken, und will dich gar wüste machen. Ich will deine Städte öde machen, daß du sollst zur Wüste werden und erfahren, daß ich der Herr bin“ (Ez. 35, 3f.). Nicht lange nach Jerusalems Fall wurden die Edomiter aus ihren Bergen nach Nordwesten verdrängt durch vordringende Araber. Die Anfänge des arabischen Nabatäerreichs liegen im Dunkel, die Nabatäer treten erst vom Ausgang des 4. Jahrhunderts an ins Licht der Geschichte. Vielleicht war der Araber Gesem (Neh. 2, 19; 6, 1), der gegen den Wiederaufbau Jerusalems intriguiert, ein Nabatäerfürst. In der Blütezeit des Nabatäerreiches und noch mehr unter römischer Herrschaft ist Petra zu seiner hohen Bedeutung gekommen. Aus dieser Glanzzeit rühren die Denkmäler und Grabbauten, die Zeugen einer verschwundenen Pracht. Petra war ein durch seine Lage geschütztes, fast uneinnehmbares Handelsemporium auf dem Wege von Damaskus nach den Häfen des Roten Meeres, welcher jetzt noch durch die Spuren und Reste der Römer-

[1] Bei diesem Bericht über die zweite der vier von mir geleiteten Petraexpeditionen habe ich darauf verzichtet, kenntlich zu machen, wo ich im Verständnis einzelner Punkte abweiche, und verweise auch hier auf meine Schrift „Petra und seine Felsheiligtümer“, in welcher ich u. a. 60 sakrale Gruppen, 180 Pfeileridole, 71 Spitzpfeiler, 29 Altarreliefs, 29 heilige Steine (Altäre), 159 Felsenkammern, 68 Opfermahlstätten, 60 Schalenvertiefungen, 411 Nischen, 144 Lustrationsbassins, 55 Cisternen, 10 Teiche, im ganzen über 1400 Objekte, zu besprechen habe. Dalman.

ſtraße Trajans gezeichnet wird. Es ſcheint, daß der Zuſammenbruch Petras ein plötzlicher und gewaltſamer geweſen iſt.

Man ſtreitet darum, ob Petra in der Bibel erwähnt wird. Als Hauptſtadt Edoms gilt jedenfalls den bibliſchen Schriftſtellern Bozra an der Grenze der Landſchaft Gebalene, das jetzige bṣēra, auf einer grünen, durch tiefe Täler ringsum geſchützten Bergkuppe in waſſerreicher Gegend gelegen. Petra iſt die griechiſche Bezeichnung für das hebräiſche sela', Fels. In 2. Kön. 14, 7 wird im Zuſammenhang mit einem Sieg des Königs Amazja über die Edomiter im Salztal auch die Eroberung von Sela-Joktheel erwähnt. Hier könnte Petra gemeint ſein. Wenn die Leſung der Septuaginta zu 2. Chr. 26, 7 richtig iſt: „Gott half wider die Araber, die zu Petra wohnen, und wider die Minäer" (ſie leſen ṣūr = Petra — Fels, ſtatt gūr im überlieferten hebräiſchen Text), ſo wäre das die früheſte Erwähnung Petras unter nabatäiſcher Herrſchaft; die Nabatäer waren den Minäern benachbart. Die Frage hat hier nur ein Intereſſe im Zuſammenhang mit der Frage nach dem Alter der Altertümer und heiligen Stätten von Petra. Der größte Teil läßt ſich zwar nach den Inſchriften und nach kunſtgeſchichtlichen Merkmalen gruppenweiſe beſtimmen, und es iſt kein Zweifel, daß die Mehrzahl der alten Denkmäler aus der nabatäiſchen Zeit ſtammen, während die Trümmer der Stadt Petra und viele Grabbauten der römiſchen Periode zugehören Aber die älteſten und kulturgeſchichtlich intereſſanteſten, weil einzigartigen Denkmäler, die Höhenaltäre, geben ſelbſt keinen Anhalt zu einer Zeitbeſtimmung. Mag nun aber Petra in der Bibel erwähnt ſein oder nicht, auch dann, wenn Petra von den Edomitern nicht beſiedelt war, iſt doch nicht daran zu zweifeln, daß das Berggebiet des nebi hārūn von der älteſten Zeit her ein heiliger Ort war, und daß hier die Gottheit verehrt wurde. Das geht mit Deutlichkeit aus der bibliſchen Tradition hervor, welche aus dem durch Jahve geheiligten Bezirk Se'ir den Berg Hor heraushebt und zum Begräbnisplatz Aarons erwählt, ebenſo wie der altheilige Berg Nebo die Grabſtätte Moſes war. Mit großer Wahrſcheinlichkeit läßt ſich die Opferhöhe von zibb 'aṭūf mit dem berühmten Altar als edomitiſches Heiligtum bezeichnen, während das Alter der anderen Opferſtätten nach dem Alter der umherliegenden Gräber beſtimmt werden muß.

An einem Montag ſchlugen wir das Lager im bāb es-sīḳ auf, am Sonntag darauf zogen wir noch einmal von derſelben Lagerſtätte durch das Ruinenfeld der alten Römerſtadt über el-bēḍa auf das Hochplateau. Es waren ſieben inhaltsreiche Tage der Inſtitutsreiſe, reich an Mühe und außerordentlichen körperlichen Strapazen, aber noch reicher an unvergeß-

lichen Eindrücken. Nur ein Künſtler vermöchte den Zauber der nackten Felſenzacken und bergigen Steinwüſten mit ihren Felsgrüften und Schluchten und dazu das wunderbare Farbenſpiel auf dem roten und weißen Geſtein, das im Sonnenlicht glüht und blendet, zu ſchildern. Petra, die Stadt, um welche ſich die Felſengräber und Bergheiligtümer in weitem Kreis lagern, liegt auf einer Terraſſe der edomitiſchen Hochebene in halber Höhe. Im Weſten erhebt ſich ein Zug zackiger Felskuppen ſteil aus der gelbbraunen Steinwüſte der ʿaraba heraufſteigend mit dem dschebel hārūn als ſüdlichem Vorpoſten. Im Oſten ſtehen die Höhen von zibb ʿaṭūf und el-chubṭe. Von dem welligen Stadtgebiet aus ſieht man rings umher auf den in allen Nuancen des Rot ſpielenden Sandſtein, der nach Oſten zu verläuft, in die runden weißen, vom Regen glatt gewaſchenen Bergkuppen des Gebiets von el-medras und in das, einem rieſenhaften Gletſcher gleichende und wie im Fluß erſtarrte, weiße Hochplateau von el-chubṭe, das nach dem bāb es-sīḳ zu anſteigt. Quer hindurch — und das gibt der ganzen Nekropole das eigenartige Gepräge — von Oſt nach Weſt verlaufend, hat ſich der Moſesbach gewalttätig Bahn gebrochen und beide Bergzüge in zwei überwältigend großartigen Schluchten auseinandergeriſſen. Die eine Schlucht im Oſten war der Hauptzugang zur Stadt, der sīḳ, der von bāb es-sīḳ zwiſchen den Berghöhen von el-ḳanṭara und el-chubṭe hindurchführt. Die Schlucht im Weſten, welche zwiſchen umm el-bijāra und ed-dēr jäh hinunterſtürzt nach der Wüſte iſt nur in dem vorderen Teil zugänglich. Von der ʿaraba her führt eine Handelsſtraße ſüdlich um den dschebel hārūn durch das wādi er-rbāʿi, und eine Karawanenſtraße, die einſt für den Handel von Petra nach Gaza an die Mittelmeerküſte bedeutend geweſen ſein muß, durch den sīḳ von el-bēḍa von Norden her nach der Stadt. Wenn ich auf einer der Höhen von Petra ſtand, ſo ſtieg vor mir immer wieder ein Bild aus der Heimat auf: die weißen Sandſteingebilde, Kegel und Kuppen der öſtlichen ſächſiſchen Schweiz und dahinter die ſcharf gezeichneten Zackenlinien der Dittersbacher Berge; dieſe kleine Welt in alpiner Größe und Großartigkeit, ohne die weiche Schönheit grüner Matten und waldiger Hänge, das war mein Eindruck von Petra.

Die für kultiſche Zwecke eingerichteten Höhen ſind auf künſtlichem Wege zugänglich gemacht worden. In die felſigen Schluchten ſind Treppen eingehauen. Überall kann man mit dem Auge die gewundenen ſchmalen Treppengänge verfolgen, die zwar zum größeren Teil zerſtört und verſchüttet, aber doch noch in Zwiſchenräumen und zum Teil in beträchtlicher Ausdehnung erhalten ſind. Auch für Grabanlagen, die auf unerreichbaren Felskuppen oder hoch an Felswänden angebracht ſind, wurden ſolche oft

halsbrecherische Pfade geschaffen. Weit über 1000 Jahre ist Petra eine versunkene und vergessene Stadt gewesen. Da hat die Gewalt der Elemente eine große Verheerung an den Schöpfungen von Menschenhand angerichtet. Einige der auf die Höhen durch Felsenspalten sich windenden Treppenwege sind mit Felsblöcken gesperrt, als ob ein Erdbeben die gewaltigen Klötze herabgestürzt hätte. Aber auch Menschen haben an der Zerstörung der Heiligtümer gewirkt. Christliche Einsiedler, die sich in den Höhen Petras ansiedelten, wohl zu derselben Zeit, zu welcher Anachoreten in den wilden Tälern des jüdischen Gebirges und der Wüste ihre Lauren besiedelten, haben die Spuren götzendienerischen Greuels vernichtet. Und was sie übrig gelassen, werden die Anhänger Mohammeds im Zorn gegen allen bildnerischen Schmuck gewaltsam beseitigt haben. So sind die wertvollsten Dokumente einer alten Kultur beseitigt worden oder unkenntlich gemacht. Selbstverständlich wurden die Gräber bis auf den letzten Rest ausgeraubt. Heute dienen die geräumigen Grabkammern zeitweilig den Beduinen als Wohnung und Ställe.

Im Südwesten des bāb es-sīḳ ist das zerklüftete Felsgebiet el-medras der östliche Absturz des Gebirgsstocks, zu welchem auch der Obeliskenberg gehört. Man muß auf Händen und Füßen den versperrten Aufgang zu einer flachen und platten Felsterrasse erklettern. Ein Treppenweg führt dann erst in westlicher Richtung über die weiße Steinfläche und biegt nach Süden in eine Schlucht ein. Über ihr liegen die Hauptheiligtümer von el-medras. Ihren Namen hat die Gegend aus alter Zeit, eine nabatäische Inschrift in einer der großen Kammern nennt Dusares, den Gott von Medresa. El-medras hat eine geschlossene Eigenart der Denkmäler. Es sind vornehmlich drei Arten zu unterscheiden: in den Felsen eingemeißelte Nischen, auch solche, zu denen Treppen hinaufführen, in Felsblöcke hineingebaute große und kleine Kammern, und frei liegende Opferstätten. Ein Götterbild findet sich, das Isisbild von el-chazne (s. u.) ausgenommen, nirgends in Petra, dagegen das in zwei großen Obelisken am deutlichsten zum Ausdruck gebrachte Göttersymbol in den verschiedensten Formen. Diese Pfeileridole schmücken die Nischen als Hoch- oder Tiefrelief, sie finden sich in die Wände eingeritzt, in einfacher Würfelform, mit und ohne Sockel, konisch abgerundet oder auch geradlinig abgeschlossen, mit schrägen Seitenwänden, zuweilen auch mit einem Aufsatz in Rhombenform, dreispitzig oder pilzkopfförmig. Es ist immer dieselbe Vorstellung, die zum Ausdruck kommt, ein phallisches Symbol für die Gottheit, welche beide Seiten des Naturlebens, das Leben und Sterben, in sich vereint. Die Nischen sind das Abbild eines Tempels im kleinen. Die hinaufführenden Treppen versinnbildlichen ebenso wie Altar- und Tempelstufen den Stufen-

weg zu der im oberſten Himmel thronenden Gottheit. Merkwürdig iſt die Anlage öſtlich von dem Treppenweg kurz vor dem Hauptheiligtum. Dazu leitet ſüdlich von der Niſche, zu welcher eine über 15 Stufen hohe Treppe führt, noch eine bis zur halben Höhe rechtwinklig dazu angelegte flachere Treppe, welche in zwei ebenen Aushauen des Steins vor den mittleren Stufen der großen Treppe endet. Man wird an dieſen Stellen Weihgeſchenke niedergelegt haben. Die häufig ſich findenden, in die Wände eingemeißelten Niſchen werden in Erfüllung von Gelübden oder in Erwartung von göttlichen Gaben geſtiftet ſein. Aber welchem Zweck dienten die großen und kleinen Kammern? In den einen Felsblock im Südweſten von el-medras, um den ſich eine Anzahl von Niſchen gruppiert und von dem aus der Weg direkt zum Opferplatz hinaufleitet, iſt ein Syſtem von drei großen Kammern eingebaut. Dieſe Kammern ſind nach außen ganz offen. Ebenſo findet ſich nördlich davon, ehe die Felſenbildung nach dem sîḳ zu abfällt, ein Syſtem von ſolchen Kammern und unweit davon ein großer behauener Platz, deſſen Anlage gleichfalls auf eine Opferſtätte zu deuten ſcheint. Eine dritte Gruppe kleinerer Kammern ſchließt oberhalb des zuerſt erwähnten Opferplatzes das Gebiet von el-medras im Süden ab. Die Lage und Anlage dieſes Opferplatzes weiſt darauf hin, dieſe großen Kammern als Begräbnisplätze anzuſehen, und auch die Devotionalinſchriften ſprechen dafür, obwohl ſich weder außen noch innen die gewohnten Anzeichen dafür finden, daß man es mit Gräberſtätten zu tun hat. Keinesfalls aber kann man dieſe Kammern als Heiligtümer bezeichnen. Auch die in den Kammern befindlichen Götterſymbole in Geſtalt von Reliefpfeilern, von Säulen eingeſchloſſen, beweiſen nicht, daß eine ſolche Kammer als Cella angeſehen werden müßte; ſie finden ſich in einer großen Anzahl von Gräbern. Nur wenn die Opferſtätte zu Gedächtnisfeiern der hier beſtatteten Großen des Nabatäerreiches diente, wird ihre Anlage verſtändlich und erklärlich. Sie liegt zwiſchen zweien der Kammergruppen, von beiden nur auf Treppenzugängen erreichbar, ganz eingeengt in einer Schlucht, der Hauptteil der Anlage unter überhängenden großen Felsblöcken und auf einer platten Felſenkuppe, die nach Oſten jäh abfällt. Das iſt für eine Bama der denkbar ungeeignetſte Platz, um ſo geeigneter für eine Nekropole unter dem Schutz des Berges, der das große Heiligtum, die Hauptbama, trug. Es iſt hier alles auf einen engen Platz zuſammengedrängt. Die nur von der Felswand aus zugängliche nach Oſten abfallende Rundung des Plateaus trägt ein Syſtem von Baſſins. Eine große und tiefe Grube befindet ſich außerdem noch von der überhängenden Felswand überdeckt rückwärts mit einem beſonderen Treppenzugang. Zwiſchen den beiden von Norden und Süden heraufführenden Treppen liegt nach Weſten zu der

Hauptplatz: ein behauener und oben in der ganzen Höhe ausgehöhlter Block, daneben eine kleinere, oben offene Höhlung, links davon vier hohe Stufen und vor dem Platz ein sehr beschränktes Triklinium. Anscheinend in organischer Verbindung mit dieser Anlage auf der Felswölbung lehnt sich an den Aufstieg von Norden her rechts von dem Treppengang ein System von drei Treppen, die beiden äußeren schmalen Treppen endigen in kleine Nischen ohne weiteren Schmuck, links eine, rechts zwei, die breite mittlere Treppe schließt mit einer tafelförmig vertieften Stufe mit geradlinig abgeschnittener Felswand ab. Der Block mit der Höhlung, die nach unten in einer flachen Mulde endigt, konnte als Schlachtplatz gedient haben. Mir scheint es beachtenswert, daß sich an der Vorderwand Spuren von geronnenem Blut fanden, die von einem Beduinenopfer herrühren konnten.

27. März.

Die frühen Morgenstunden wurden auf einen nochmaligen Besuch von el-medras verwandt, die Sonne goß einen blendenden Glanz über die weißen Platten, Spitzen und Kuppen des Felsengewirrs. Nun ging es nach Petra hinein. Mit Unrecht gilt der sīḳ als einziger Zugang zur Stadt von Osten her. Ein Beduinenpfad führt noch jetzt von der Gegend des Portikusgrabes über das Felsplateau von er-ramle im Osten durch eine enge, von riesigen Felsblöcken gesperrte Schlucht in das wādi el-meṭāḥa und damit in die Terassensenkung, welche von Norden nach Süden in verschiedenen Talläufen zwischen den beiden großen Bergzügen verläuft und in der Mitte das Stadtgebiet von Petra mit dem wādi mūsa einschließt.

Die Wanderung durch den sīḳ währt etwa 30 Minuten, ein Märchen. Am schönsten sind die Farben- und Lichtwirkungen am frühen Morgen. Der sīḳ ist eine Felsschlucht, die sich in großen Schlangenwindungen zwischen senkrecht aufsteigenden hohen Felswänden hindurchbricht. Das rote Gestein spielt in einem wunderbaren Farbenwechsel von Rosa und Kupferrot, bis zum brennenden Ziegelrot und Zinnober und zum dunklen Purpur. Stellenweise geht man unter den überhängenden Felsen hin. Den Eingang zur Schlucht überspannte ehedem ein Triumphbogen. Er erhob sich über zwei kunstvollen gleichmäßig gestalteten Nischen zur Rechten und Linken, diese im Halbrund ausgehöhlt, von Säulen eingefaßt, ein zierlich gewundener Bogen als Abschluß, das Ganze wiederum von einem großen Säulenpaar flankiert. In der Mitte erweitert sich die Schlucht zu einem kurzen ovalen Talkessel, um dann in den engsten Teil einzubiegen, wo die Felswände steil und hoch aufragen und sich oben fast zusammenschließen. Der Hauptteil der roten und weißen und grauen

Geſteinmaſſen lag noch im Schatten, ſcharf ſchneidet das Licht an den oberen Partieen der Klamm ab und verwandelt das Rot der Felsſpitzen in Leuchten. Kleine Schichten ſind bunt wie Achat gemuſtert. Wo Spalten in den Wänden den Regen herabrinnen laſſen, ſchimmert in den Ritzen ein wenig Grün, vereinzelt wurzeln auch Oleanderbüſche und Kapernſträucher. Am Ausgang der engſten Paſſage iſt der Fels von oben bis unten in einen ſcharfen Spalt zerriſſen, der von der Höhe herab entzückend mit Epheu überhangen iſt. Nach einigen Windungen durch das immer mehr eine roſarote Färbung annehmende Geſtein kommt man zu dem ſchönſten Denkmal von Petra, el-chazne.[1] Zwei Seitentäler laufen an der Stelle zuſammen und bilden einen Felſenkeſſel. Gerade gegenüber dem Felſenſpalt, aus dem man heraustritt, erhebt ſich in zwei Stockwerken das Grabmal mit ſeiner Tempelfaſſade im unteren Stockwerk und der durch ein Rundtempelchen gebrochenen Faſſade des oberen Stockwerks. Der erſte Eindruck iſt überwältigend. Die Felſen der Schlucht geben den Rahmen zu dem Bild, das plötzlich wie aus der Erde gezaubert nach einer Wegbiegung vor den Augen ſteht. Das Zinnoberroſa des Geſteins glüht im Sonnenlicht wie Alpenglut, und die Sonne ſpielt in dem feinen Geäder der Steine mit dem zarteſten Wechſel von Licht und Schatten. Das verleiht ja den Bauten in Petra beſonderen Reiz, daß ſie zum größten Teil aus dem lebendigen Stein herausgearbeitet ſind. So tritt el-chazne aus der Felſenwand hervor, ein Wundergebilde von Menſchenhand inmitten einer großartigen, einſamen und wildromantiſchen Landſchaft und lehnt ſich doch wieder wie Schutz ſuchend in die Felſenwand hinein. Die Wirkung wird noch verſtärkt durch die Verheerung, welche die Jahrhunderte und der Fanatismus an dem Werke ausgerichtet haben. Eine Säule des Portikus vor dem Eingang in die Grabkammern fehlt und die Lücke ſtarrt aus dem Dunkel der Vorhalle. Dichtes und wildes Geſtrüpp läuft über den Vorplatz und ſchlingt ſich bis an die Eingangsſtufen. El-chazne hat von Anfang an die Aufmerkſamkeit der Petrabeſucher erregt und iſt als Kunſtwerk ausgiebig unterſucht und vielfach beſchrieben worden. Lange Zeit hat man es für einen Tempel gehalten. Aber es iſt ein Prachtgrab mit Tempelfaſſade. Die in dem Grab von el-chazne beſtatteten Großen ruhten unter dem Schutze der Göttin Iſis, wie die Gräber um den Berg von zibb ʿaṭūf ſich des Schutzes von Duſares und Allat, deren Altar und heilige Symbole der Berg trug, verſahen. Daß aber el-chazne in ſeiner Eigenſchaft als Grabmonument auch kultiſchen Zwecken gedient hat bei den Gedächtnisfeiern der Verſtorbenen, iſt nicht zu bezweifeln. Tod und Auferſtehen

[1] S. Tafel V, Nr. 3.

ſind die Myſterien des Iſis-Oſiriskult wie des Duſares-Allatkult geweſen. Die trotz der gewalttätigen Zerſtörung doch noch zu deutenden Bildwerke der Faſſade ſind für die Kultgeſchichte Petras von größter Bedeutung. Denn der Iſis(-Oſiris)kult konnte in Petra nur deshalb in den Vordergrund treten, weil er dem peträiſchen Duſares-Allatkult entſprach.

Noch einmal tritt nach der kurzen Unterbrechung durch die Seitentäler bei el-chazne der Bach in den Engpaß ein. Jetzt kündet ſich die Nekropole mit den Grabbauten an, die ſich nun hundertfältig wiederholen in verſchiedenen Variationen. Aus der Erde ſchaut zur Linken eins der großen ſogenannten Hedſchr-Gräber heraus, bis unter den Giebel der Grabpforte verſchüttet. Eine Reihe ähnlicher Gräber folgt noch, wir befinden uns ſchon an dem Abſturz des durch ein Duſaresheiligtum geweihten Berges. Man kann hier die charakteriſtiſchen Merkmale der Grabarchitektur Petras ſtudieren. Noch einmal wird die Schlucht ganz eng, dann bietet ſich ein Anblick, der in eindrucksvoller Weiſe den Zerſtörungskampf der Zeit gegen die trotzig ſich wehrenden, wie für ewige Zeit geſchaffenen Gebilde der Menſchen veranſchaulicht. Die Berghänge von zibb ʿaṭūf und el-chubṭe treten auseinander und gewähren dem Lauf des wādi mūsa ein breiteres Bett, bis es dann hinter dem Theater in die freie Ebene des Stadtgebiets von Petra ausläuft. Zur Linken, gleich nach dem Ende des sīḳ, erſcheint nun eine greuliche Verwüſtung: im Hintergrund große Hedſchr- und Pylonengräber in ſtarker Verwitterung, davor türmt ſich eine Maſſe halb umgeſtürzter, freiſtehender Pylonen, eine Ruine von der andern noch geſtützt und getragen. Gegenüber war unſer Lager aufgeſtellt, in der Nähe eines durch ſeine Inſchrift und merkwürdig geformte in die Wand geritzte Obelisken wichtigen Grabes. Wir vertauſchten indes die Lagerſtelle bald mit der ſchöneren im alten Theater Petras am Nordabhang von zibb ʿaṭūf.

28. März.

Um 5 Uhr klang der Ruf der Sirene und weckte uns zu neuen Taten. Südlich vom Eingang der Schlucht führt der alte Weg auf den Obeliskenberg. Reſte der Treppen ſind noch erhalten und der Zugang iſt trotz der Schuttmaſſen und Felsblöcke leidlich gangbar. Auf einem unregelmäßigen, künſtlich hergeſtellten Terrain von Felſenplatten ſtehen zwei Obelisken. Sie ſind aus dem natürlichen Geſtein herausgearbeitet, ziemlich roh, vierkantig nach oben ſich verjüngend, annähernd 7 m hoch. Auf dem Felsplateau um dieſe Obelisken her finden ſich keine Opferſtätten. Wo die Felſenflächen behauen ſind, hat man Bauſteine gewinnen wollen. Auf dem höchſten Gipfel, den Obelisken in nordweſt-

licher Richtung gegenüber, erheben ſich die Mauern einer verfallenen Burg. Die ſenkrecht abfallende Wand der Schlucht nordwärts enthält tief eingeſchnittene Zeichen, unter denen die deutlichen Symbole der weiblichen Gottheit und eine primitive Zeichnung eines Altars mit Hörnern in Geſtalt eines lateiniſchen M, unten abgeſchloſſen und in der Mitte geteilt, auffallen. Über die Erhebung der Burg hin gelangt man zu dem wichtigſten und einzigartigen Kultusreſt Petras, der Opferhöhe mit dem Doppelaltar. Dieſer Höhenplatz[1] hat außer dem oben genannten Wege nach dem Obeliskenberg zwei Zugänge gehabt. Der eine führte von Südweſten her von el-farasa herauf. Reſte der Treppen ſind noch bei dem ſogenannten Gartengrab erhalten. Er wird bei der Südweſt-Ecke des Altars die Höhe erreicht haben. Dieſer Weg, den wir als Abſtieg wählten, kann wohl als ungangbar bezeichnet werden. Der andere Weg führte ziemlich direkt von Norden her auf den Altarplatz zu, und läßt ſich von da aus noch in ſeiner künſtlichen Ausgeſtaltung eine Strecke weit gut verfolgen. Treppen führen auf der Höhe des Bergrückens allmählich abwärts zu einer bemerkenswerten Niſche: der heilige Stein in ſorgfältig umrahmter Reliefierung, und zu beiden Seiten zwei mit dem Halbmond gekrönte Säulen.[2] In der Nordweſtecke ſind wieder Stufen, die direkt abwärts leiten. Dieſer Weg führt in einer Schlucht an dem Weſtabhang des Berges hinab und iſt jetzt von den Gräbern der Nordwand aus, wo er endete, nicht mehr ohne Klettern zugänglich, auch gänzlich von Geſtrüpp überwuchert. Unweit der Höhe führt er an einem großen Steinblock vorüber, der ſchräg abgeplattet iſt und Reſte von Stufen zeigt, alſo wahrſcheinlich als Altar zu bezeichnen iſt. Für die Lage des Opferplatzes ſcheint mir noch zweierlei bemerkenswert. Es unterliegt keinem Zweifel daß in den Obelisken die Gottheiten ſymboliſiert ſind, welchen auch auf der Höhe Opfer gebracht wurden. Aber die Obelisken und die Opferſtätte ſind nicht als zuſammengehöriger Kultort aufzufaſſen, ſie haben keine organiſche Verbindung. Die beiden Steinſäulen ſind in der Weiſe orientiert, daß man zwiſchen ihnen hindurch, nach Norden gewendet, ſieht. Zwiſchen ihnen und der Opferſtätte erhebt ſich trennend der Hügel mit den Burgtrümmern. Andererſeits erwecken die vorhandenen Situationspläne vom Opferplatz den Eindruck, daß der Altar genau nach Weſten und der große Platz vor dem Altar in ſeiner Längsausdehnung genau von Süden nach Norden gerichtet ſei. Beides iſt ungenau und irreführend. Der Vorplatz weicht nicht unbedeutend von der Richtung Süd-Nord nach Weſten zu ab. Der Altar ſteht um eine geringe Wendung ſchräg zu dem Vorplatz, und die erhöhte

[1] Tafel V, Nr. 2.
[2] Tafel V, Nr. 3.

Platte in der Mitte dieſes Platzes korreſpondiert weder in der Richtung noch in der Lage mit dem Altar und ſeiner Treppe. Die ſorgfältige Ausführung der Opferhöhe läßt vorausſetzen, daß dieſe Abweichung abſichtlich iſt und einen Grund hat. Es ergibt ſich, daß die ein wenig nach Süden von der genauen weſtlichen Richtung abweichende Achſe des Altars auf die Höhe des nebi härün und zwar auf den Punkt, wo jetzt das Aaronsheiligtum ſteht, gerichtet iſt.

Die Opferſtätte iſt wiederholt unter Angabe der Maßverhältniſſe beſchrieben worden. Die Erklärungsverſuche weichen voneinander in weſentlichen Punkten ab. Auffälliger Weiſe ſind ſie vorwiegend auf den archäologiſchen Befund gerichtet, ohne Rückſichtnahme auf den Kult von Petra. Wir haben die Geſamtanlage mit allen Einzelheiten nochmals ſorgfältig vermeſſen. Die Ergebniſſe der Meſſung in allen Einzelheiten mitzuteilen iſt ohne Beifügung eines Plans und einzelner Skizzen zwecklos. Ich verſuche, einen Überblick zu geben von dem natürlichen Standpunkt vor dem Altar aus. Nach Weſten zu am Rand des Abhanges erheben ſich zwei voneinander durch einen ſchmalen Gang getrennte, aus dem lebendigen Stein gehauene Altäre, die zuſammengehören, von denen aber der rechts liegende ſowohl der Lage nach innerhalb des ganzen heiligen Bezirks als auch der Bauart nach der Hauptaltar iſt. Dieſer Hauptaltar iſt ein in rohen Umriſſen annähernd regelmäßiger würfelförmiger Felsblock. Rings herum führt in dem Felſen, der ſich in der Höhe des Altars hält, ein ſchmaler Umgang, nur an der Stelle zwiſchen den beiden Altären nach dem Abſturz des Berges zu abgebrochen. Vier bequeme Stufen führen bis zur halben Höhe des Altarblocks, die vierte Stufe iſt eine Art Plattform, die einen bequemen Standort für den vor dem Altar handelnden Prieſter abgiebt. An drei Seiten iſt die Oberfläche des Blocks behauen, links und rechts vorn ſind die Ecken in Form von Winkelmaßen vertieft behauen und ebenſo findet ſich ein längerer Falz an der Ecke rechts hinten. Dieſe Einſchnitte, welche nicht in gleicher Höhe ſind, werden in den ungleichmäßigen Felsblock eingemeißelt worden ſein, um irgendwelche Metallbekleidung zu halten. Es iſt auch möglich, daß in den rechtwinkligen Einſchnitten die Hörner des Altars eingeſetzt waren. In der Mitte der Oberfläche befindet ſich eine rechteckige etwa 8 cm tiefe Grube mit einem ſchwachen Anſatz einer Zuleitungsrinne vorn. Die Oberfläche des Altars hat einen Flächeninhalt von 5 qm. Der Nebenaltar iſt ein natürlicher, unregelmäßiger Felsblock, oben nur ganz leicht gewölbt, nach vorn ſtark ausladend. Auf der Oberfläche iſt in den glatten Felſen eine flache, regelmäßige, kreisförmige Vertiefung von 1,13 m Durchmeſſer und innerhalb dieſer kreisförmigen Pfanne konzentriſch eine

1. Opferhöhe bei Petra.

Aufnahme von Fr. Jeremias.

2. Mondennische bei Petra.

Aufnahme von Ritter v. Zepharovicz.

3. Fassade von el-chazne bei Petra.

Aufnahme von A. Forder.

Tafel 5.

zweite runde Pfanne, 0,75 m im Durchmeſſer, beträchtlich tiefer als der äußere Einſchnitt, eingelaſſen. Von der kleineren Pfanne aus führt eine tiefe Abflußrinne nach dem Gang zwiſchen beiden Altären an der Altarwand hinunter auf den Boden und verläuft am Rand des Felſens hin. Dieſe Abflußrinne iſt außerhalb der Doppelpfanne teilweiſe überbrückt. Wo die Rinne an der Wand heruntergeleitet iſt, beginnt die in einen Vorſprung des unregelmäßigen Felſens eingehauene Treppe. Die erſte Stufe iſt unverhältnismäßig hoch, weil an dieſer Stelle die Rinne herabkommt und um ihretwillen die Treppe verkürzt, d. h. ſteiler gebaut worden iſt. Am Ende biegt die Treppe rechtwinklig um, zwei kleine ſchmale Stufen ermöglichen es, vor dem Doppelkreis zu ſtehen, ohne auf die Felsplatte, den Altar, zu treten. Bemerkenswert ſind noch zwei Gruben im Felſen. Eine an der rechten Seite, vor der Abflußrinne, aber ohne Zuſammenhang mit derſelben. Sie iſt rund nach hinten zu ausgehöhlt, vertieft vom Felseinſchnitt aus, und im Boden noch mit einer kleinen Höhlung verſehen. Einen Abfluß hat ſie nicht. Die zweite iſt vorn in die ſchräg abfallende Böſchung des Felſens eingeſchnitten, von dem vorderen Rand aus 0,40 m tief. Höher gelegen als der Vorderrand iſt ein in die Hinterwand eingelaſſener Falz, der alſo nicht einen Deckel der Grube, ſondern irgend eine andere Vorrichtung gehalten hat. Er reicht auch nicht von Seitenwand zu Seitenwand, ſondern läßt an beiden Seiten Lücken. Links unterhalb der Grube iſt deutlich ein Abflußloch, das in den Boden der Grube gemündet haben muß, zu bemerken. Vor dem Doppelaltar und nach rechts noch beträchtlich darüber hinaus dehnt ſich langgeſtreckt nach beiden Seiten ein regelmäßig in die Felsplatte flach eingeſchnittener rings herum an den Rändern erhöhter Hof, 14,25 : 6,40 m. Spuren einer Erhöhung über dem Rand laſſen darauf ſchließen, daß um den ganzen Hof eine ſanfte Wellung des Felſens gegangen iſt. Das Terrain ſteigt unmerklich nach rechts (NNW.) an und ſenkt ſich nach links hinten (SSO.), wo auch noch die Anfänge einer Abflußrinne zu ſehen ſind. Inmitten dieſes Hofes erhebt ſich als Überreſt des weggehauenen Geſteins eine rechteckige 11 cm hohe Platte, 1,52 : 0,80 m, vor dem Hauptaltar, um etwas nach der rechten Seite verſchoben, ſo daß eine neben der Steinplatte ſtehende prieſterliche Perſon direkt vor dem Altar ſtehen würde. In beträchtlicher Entfernung links ſeitwärts iſt ein größeres Felſenbaſſin, das bei unſerm Beſuch der Bama mit Waſſer gefüllt war.

Eine Opferhöhe iſt ein Heiligtum ohne Tempel. Petra hat noch mehr ſolcher Höhen gehabt, auch wenn man die Opferſtätten von el-medras und das Heiligtum bei der Akropolis als zu den Gräbern gehörige Kultſtätten nicht im eigentlichen Sinne zu den Höhen rechnen darf. Aber

die Berge ed-dēr und en-nmēr werden Höhenkultstätten getragen haben. War der dschebel nebi hārūn als Thron der Gottheit gedacht und waren die Höhenaltäre dahin gerichtet? Oder war der Obeliskenberg selbst der Hauptsitz der Gottheit? Oder standen nur die Gräber — die Grabanlagen um den Obeliskenberg sind die ältesten — unter dem Schutze der Gottheit durch das Heiligtum? Die noch lebendige Tradition spricht für den dschebel hārūn als Göttersitz und die auffällige Orientierung des Doppelaltars unterstützt diese Vermutung. An der Deutung der Bama auf dem Obeliskenberg wird durch diese Fragen nichts geändert.

Über die Bedeutung des Hauptaltars als Altar ist kein Zweifel. Die Bedeutung des linken Felsens ist strittig. Einige halten ihn für die zu dem Altar gehörige Schlachtstätte, andere für einen Schlachtaltar, ich möchte ihn für einen Spendealtar ansehen. Die ganze Anlage besteht nicht aus zwei Altären, sondern ist ein Doppelaltar, ein zusammengehöriges Ganzes, ebenso wie die beiden Hauptgottheiten von Petra, Dusares und Allat, zusammengehören. Ist der Nebenaltar ein Altar zu Spenden (es müssen durchaus nicht Blutspenden gewesen sein), so erklärt sich auch die Anlage befriedigend. Dann ist es erklärlich, daß die Treppe verkürzt wurde, um der Rinne Platz zu lassen. Ebenso erklären sich die nach dem Doppelkreis gewandten Stufen auf der Höhe der Treppe. Dort stand der Priester beim Spenden, er stand natürlich nicht auf dem Altar. Schon deshalb kann man wohl sagen, daß sowohl die Gestaltung der Felsenoberfläche, wie die Anlage der Treppe verbietet, diesen Teil des Altars als Schlachtstätte oder Schlachtaltar in Anspruch zu nehmen. Es wäre an sich möglich, daß die Grube in der Vorderwand als Schlachtgrube zu erklären wäre. Das widerspricht aber wohl dem Charakter des Altars. Eher dürfte an die Möglichkeit zu denken sein, daß die Grube an der Seitenwand ein Sammelbecken für das zu spendende Blut (oder sonstige Spenden) war, die Grube vorn mit der durch den Falzeinschnitt angedeuteten Einrichtung und dem Abfluß nach außen irgendwie zu Reinigungszwecken für die Spendegeräte oder für die Opferstücke gedient hat.

Der große Hof vor dem Altar ist nicht als Platz für die Teilnehmer anzusehen. Er gehört vielmehr zu dem heiligen Bezirk und die Festteilnehmer gruppieren sich um die drei Seiten des Hofes an den Erhöhungen, die in der Weise eines Triklinium eingerichtet sind. Die Platte vor dem Altar eignete sich als Platz zur Darstellung des Opfers, das der darbringende Priester zu seiner Rechten stehen hat, wenn er angesichts des Altars fungiert. Das Gefälle des Hofes nach Südosten und die dort ablaufende Rinne legt die Möglichkeit nahe, daß die Stein-

platte ſelbſt die Schlachtſtätte war und das Blut, das nicht aufgefangen wurde, im Hofe abfloß.

Mag die Erklärung der Bama in Einzelheiten unſicher ſein: dieſer Höhenaltar von Petra gibt uns ein unvergleichliches Anſchauungsmittel für den israelitiſchen Höhenkult. Israel hat ſeinen Gott immer auf Höhen verehrt. Das himmliſche Weltall wird als ein Berg vorgeſtellt, auf deſſen Höhe der höchſte Gott thront. Die heiligen Berge ſind als Abbild dieſes Götter- und Weltbergs der Gottesthron. Jahve iſt der Gott, der über den Keruben thront, welche das himmliſche Weltall tragen, der ēl ʿeljōn, der höchſte Gott, der Jahve Zebaoth, der über den Sternen Thronende. Auf Fels- und Bergheiligtümer als Abbilder des göttlichen Thronſitzes weiſen die alten Gottesnamen ēl ʿeljōn, ēl schaddaj, und der Name Jahves, der ſo innig und vertrauensvoll bei den Propheten und in den Pſalmen erklingt: Jahve ṣūrī — ein feſte Burg iſt unſer Gott. „Wie biſt du vom Himmel gefallen, du ſchöner Morgenſtern“ — ſingt der Prophet über den Titanenfrevel des Königs von Babel — „gedachteſt du doch in deinem Herzen, ich will in den Himmel ſteigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will mich ſetzen auf den Berg der Götterverſammlung im Norden; ich will über die hohen Wolken fahren und gleich ſein dem Höchſten“ (Jeſ. 14, 13 f.). Der Sinai iſt Jahves Thron, vom Edomiterberg (Seir) fährt er daher, zum Horeb wandert Elias, ſich von Jahve Kraft zu holen, auf dem Karmel verzehrt Jahves Feuer vom Himmel her das Opfer. So wohnt Jahve auch auf Zion. Auf den Höhen Israels wird ihm geopfert.

Hier auf der Bama werden uns die bibliſchen Geſchichten lebendig. Wir ſehen den Zug der Opfernden mit ihren Gaben hinaufſteigen auf den Berg, das Blut fließt über den Altar und rinnt an dem Felſen herab über den Hof. Um den heiligen Platz lagert ſich die fröhliche Schar der Feiernden zum Opfermahl, während die beſten Stücke auf dem Altar für Jahve verbrannt werden. Er ſelbſt nimmt ſo an dem Mahl ſeiner Gläubigen teil und läßt ſein Antlitz vom Himmel her über ſie leuchten. An den Ehrenplätzen, welche rings um den heiligen Bezirk ſich erheben, lagern angeſichts des Altars und der feiernden Prieſter die Großen des Reichs. Da ſchaut Ahab den Baalspriеſtern zu, die bis zur Beſinnungsloſigkeit um den Umgang des Altars wanken, mit heiſeren Stimmen und verzerrten Gebärden, während das Blut ihnen von den Wangen, von Armen und Bruſt herabfließt. Dann ſtellt ſich Elias vor den Altar mit erhobenen Händen. Wo das Blut ſonſt ſtrömt, fließen Waſſerbäche und ergießen ſich auch über den großen Hof, und wo das Feuer aus der Grube des Brandopferaltars ſonſt lodert, gießen die Propheten-

ſchüler einen Waſſerkrug nach dem andern über den Holzſtoß aus. Und mit den Glaubenshänden holt Elias von ſeinem Gott das Feuer herab, Blitze zucken hernieder und verzehren das Waſſer und freſſen das Holz ſamt den Opferſtücken. Wir aber dachten unter ſolchen Erinnerungen an den, der wohl in einſamen Nächten auf Bergeshöhen ſtieg um zu beten, der aber am Jakobsbrunnen im Blick auf Israels heilige Berge hinwies auf eine neue Zeit: Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf dieſem Berg noch zu Jeruſalem werdet anbeten. Wir dachten an den Einen heiligen Berg, von dem uns Hilfe kommt, an den Einen Altar und das Eine Opfer auf Golgotha.

Einige Bemerkungen über den Kult von Petra ſind zur Ergänzung des Geſagten notwendig. Die geringen Überreſte an Denkmälern und Inſchriften der Nabatäer und die ſpärlichen Notizen ſpäter griechiſcher Schriftſteller müſſen ihre Erklärung aus der den alten Orient umſpannenden Weltanſchauung empfangen. Auch die Nabatäer haben zugleich mit dem Land das Erbe einer alten Kultur in Beſitz genommen. In Zuſammenhang mit der altorientaliſchen Lehre, welche in dem Wandel der Geſtirne das himmliſche Vorbild für den Kreislauf der Zeiten und den Wechſel von Leben und Sterben auf Erden ſah, und welche aus dem geſtirnten Himmel Weſen und Willen der Götter erforſchte, fällt einiges Licht auch auf die wenigen Nachrichten über die Götter Petras. Die Hauptgottheiten von Petra waren Duſares[1] und Allat. Sie wurden hier und auch an anderen Orten unter dem Bild eines Steins in Würfelform verehrt. Suidas berichtet, daß der heilige Stein des Duſares auf einem goldenen Sockel ruhte. Die Abbildungen des heiligen Steins an den Felswänden und in den Gräbern ſind oft mit einem Unterbau verſehen. Den heiligen Stein der Allat nannten die Araber nach Epiphanius ka'ba. Sie feierten die Allat unter dem Bild der ka'ba als Jungfrau und als Göttermutter zugleich. Die große Feſtfeier von Petra fiel nach demſelben Zeugen in die Zeit der Winterſonnenwende. „Sie ſingen zu Ehren der Jungfrau Lieder und nennen ſie kaaba, d. i. Kore oder Parthenos, und ihren Sohn Duſares, d. i. der einzige Sohn des Allherrn (*μονογενης του δεσποτου*)." Alſo Duſares iſt der Gott von Petra und zugleich das Frühlingskind, das die Muttergöttin gebiert. Das Winterſonnenwendfeſt iſt das Feſt der wiedererwachenden Natur und das Geburtsfeſt des Jahrgottes. Die jungfräuliche Göttin erwacht aus dem Winterſchlaf, ſie ſteigt aus der Unterwelt empor und wird zur Muttergöttin, die den neuen Jahrgott

[1] Duſares iſt kein Eigenname. Den Namen des Gottes von Petra erfahren wir nicht. duscharā heißt „Gott von schara". Die Gegend von Petra führt jetzt noch dieſen Namen.

gebiert. kā'aba heißt die Jungfrau, die zur Mutterſchaft reift. Der Jahrgott iſt der Sieger über die als Schlange (Drachen) dargeſtellten Unterwelts- und Wintersmächte. Seine Vermählung mit der Göttin, die zugleich Mutter und Gattin iſt, bringt das neue Leben in der Welt hervor, bis der Jahrgott wieder ſtirbt und in die Unterwelt hinabſinkt, und von der trauernden Gattin geſucht wird, die ihm in den Tod folgt. In dieſem Verhältnis ſtehen auch Duſares und Allat. Der Jahrgott kann ebenſo die Züge einer Sonnengottheit wie einer Mondgottheit haben, da Sonne und Mond in ihrem Lauf dieſelben Erſcheinungen zeigen, welche ſich im Wechſel der Jahreszeiten abſpiegeln. Iſt der Jahrgott Sonnengott, dann iſt die Göttermutter Mondgottheit und umgekehrt. Für Petra iſt das Verhältnis von Mond (männlich) und Sonne (weiblich) anzunehmen, Duſares als Mondgottheit, Allat als Sonnengottheit. Dieſe Verteilung des männlichen und weiblichen Prinzips auf die beiden Hauptgeſtirne iſt in arabiſchen Kulten gewöhnlich. Eine Beſtätigung der Angaben des Epiphanius geben die Skulpturen von el-chazne, das unter dem Schutz der Iſis ſteht. In Petra konnte der Iſiskult einwurzeln, weil Iſis dieſelbe göttliche Erſcheinung repräſentiert wie Allat, und weil Oſiris-Iſis dem Götterpaar Duſares-Allat entſpricht. Iſis iſt die Sonne und Oſiris der Mond. Unter dem Tempelchen in der Mitte des erſten Stockwerks zu Füßen des Iſisbildes findet ſich ihr Symbol: die Sonnenſcheibe zwiſchen Stierhörnern. In der Vorderfront des Rundtempels iſt Iſis dargeſtellt, mit dem Getreidemaß auf dem Haupt und dem Füllhorn in der Linken, die Göttin, welche den früchtereichen Sommer bringt. Als Kore-Parthenos trägt ſie den Schleier über dem Haupt. Zum Kultus der Göttin der Fruchtbarkeit gehören auch die Erſcheinungen der Proſtitution und der Selbſtverſtümmelung. Zu beiden Seiten der Iſis in den Seitenniſchen des Rundtempels und in den Niſchen zur Rechten und Linken unter dem gebrochenen Giebel ſind Amazonen in raſendem Tanz mit über dem Haupt geſchwungenen Äxten dargeſtellt.

Ebenſo wie der Iſiskult an die Stelle des Allatkult, konnte der Bacchus-Dionyſoskult an die Stelle des Duſareskult treten. Nach Heſychius wurde Duſares im Hauran mit Dionyſos identifiziert. Auch Dionyſos bringt das neue Jahr und führt die neue Zeit herauf.[1] Daß

[1] Dionyſos iſt Sonnengottheit. Die Erſetzung des Duſareskult durch den Dionyſoskult würde, wenn Duſares Mondgott war, nicht einen Wechſel der Vorſtellung, aber eine Kultusreform bedeuten, welche wie in Babylonien ſeit der Weltherrſchaft Babylons den Sonnengott als Götterkönig einſetzt. Und Strabo berichtet ausdrücklich, daß in Petra die Sonne mit Trankopfern und Räucheropfern verehrt worden ſei. Als ſiegreicher Jahrgott trägt Duſares die Züge des Ares-Mars, was Suidas verleitet, den Namen „Theuſares" als Gott Ares zu deuten.

aber Dusares bei den Nabatäern als Mondgottheit verehrt wurde, wird auch durch einzelne Bildwerke nahegelegt. Es ist schon wiederholt darauf hingewiesen worden, wie häufig sich das Reliefbild des heiligen Steines findet. Nicht selten stellen die Nischen ein Abbild des Heiligtums dar, das Göttersymbol zwischen zwei Säulen, welche den Weg der großen Gestirne vom Aufgang zum Niedergang, vom Frühlingspunkt zum Herbstpunkt, ihr Aufgehen und Niedersinken, Leben und Sterben abbilden. Solche Nischen finden sich z. B. am Eingang zum sīḳ, zur Rechten und Linken unter dem Triumphbogen; hier sind die Nischen noch einmal von einem stattlichen Säulenpaar eingerahmt. An dem Weg zum Doppelaltar, der von Norden herführt, ist dort, wo der Weg die Bergeshöhe erreicht und sich dann weiter dem Gipfel zuwendet, eine besonders sorgfältig gehauene Nische zu finden (S. 149). Hier tragen die beiden flankierenden Säulen das Zeichen des Halbmondes.[1] Eine ähnlich gestaltete Nische entdeckten wir unter den etwa 80 Cippen in einer Schlucht am Nordabhang von el-chubṯe. Daselbst war auch eine Nische, welche über dem die Säulenkapitäle verbindenden Bogen die Figur des Halbmondes aufwies. In diesem Zusammenhang möchte ich die Reliefs erwähnen, welche unter dem Trümmerschutt der Stadt halb vergraben liegen. Wir fanden zu dem schon bekannten Exemplar ein zweites nahezu gleiches. Ein geflügelter Knabe, rechts und links von geflügelten Löwen mit erhobener Vordertatze umgeben, würgt in den Händen zwei aus dem Boden aufsteigende Schlangen. Auf dem zweiten Relief ist es besonders deutlich, daß auch die Löwen mit der einen Vordertatze den Schlangenleib umkrallen. Eine ähnliche Darstellung findet sich auf dem Räucheraltar von Taanach, wo ein Knabe eine Schlange würgt. Es ist die Darstellung des Drachentöters; der Jahrgott, der neu zum Leben ersteht, besiegt den Drachen und schafft eine neue Welt. Wird das Fest des Jahrgottes im Frühling gefeiert, so ist der Drachensieger der göttliche Held, der als Götterkönig den himmlischen Thron besteigt, wie Marduk in Babylon. In Petra aber wurde die Geburt des Jahrgottes an der Wintersonnenwende gefeiert. Dem entspricht die Vorstellung des Drachentöters als Kind, das die Schlange erwürgt. — Der Mond ist in besonderem Sinne das Zwillingsgestirn, wie dann auch abgeleitet jede Gottheit, welche den Kreislauf der Natur in Leben und Sterben in sich vereinigt. Das älteste bekannte Symbol für den Zwilling sind zwei gegeneinander stehende Steinböcke mit geschwungenen Hörnern, dem Abbild des ab- und zunehmenden Mondes. Dieses Symbol der Zwillinge sieht man nicht selten in Gräbern in den Stein geritzt, es fand sich auch auf einem aus dem Felsen gearbeiteten

[1] S. Tafel V, Nr. 1.

Altar. Es ist auch ohne inschriftliches Zeugnis anzunehmen, daß Dusares, der in der Wintersonnenwende geboren wird, d. h. zu neuem Leben aufersteht, in der Sommersonnenwende stirbt, wie Tammuz-Adonis. Er ist Gatte und Sohn der Muttergöttin, die dem Gatten den Tod bringt und ihm in den Tod folgt, wie Ischtar dem Tammuz.

Eine wichtige Rolle hat auch der Schlangenkult in Petra gespielt. Aus babylonischen Quellen wissen wir, daß die Schlange als Unterweltsgottheit nicht nur die Mächte der Finsternis und des Todes repräsentiert. In der Unterwelt sind auch die Lebensquellen, und aus der Unterwelt steigt das Leben empor. Schlangen hüten den Lebensquell. An den babylonischen Tempeln waren Schlangenbilder als Bilder schützender Gottheiten angebracht. Auch im Heiligtum von Gezer ist ein kleines Schlangenbild von Bronze gefunden worden, und bis auf die Reform des Hiskia räucherten die Israeliten vor der Schlange Nehusthan (2. Kön. 18, 4). Die Mythologie kennt die Schlange als heiliges Tier des Gottes der Heilkunde. Die Wüste, auf welche man von den Höhen Petras hinabschaut, ist Schlangengegend. Hier spielt die Geschichte von der Schlangenplage und der Schlange, die Moses in der Wüste erhöhte (4. Mos. 21, 4—9). Wer sollte nicht an diese Geschichte denken angesichts des Schlangenmonuments auf dem Wege nach dem dschebel hārūn, das weit in die Landschaft hinausragt und zwischen Felswänden hindurch frei nach dem dschebel hārūn schaut. Auf einem gewaltigen Felswürfel erhebt sich das Denkmal wie eine Riesenschnecke, eine Schlange, die sich um einen Omphalos windet. Ist's der von der Schlange umwundene Weltberg, wenn in der Winterszeit die Welt in das Wasserreich hinabsinkt? Ist das Grab in dem unteren Felswürfel ursprünglich, und die Schlange darauf gesetzt als Hüterin des Lebens? Auch im Innern eines Grabes am Westabhang des Obeliskenbergs entdeckte Professor Dalman das Relief einer vielfach gewundenen lang gestreckten Schlange mit erhobenem Halsstück; der Kopf war unkenntlich. In einem runden Steinblock auf der Pilgerstraße nach dem dschebel hārūn fanden wir an der Wegbiegung angesichts des Schlangenmonuments unter anderen Pilgerzeichen das rohe Bild einer anscheinend schreitend gedachten Schlange tief eingeschnitten.

Von der Opferstätte des Obeliskenberges bahnten wir uns unter beträchtlichen Schwierigkeiten den Weg nach el-farasa hinab und gelangten vor dem letzten Abstieg an einer dicht am Abgrund laufenden Wasserleitungsrinne hin in eine Seitenschlucht. Hier sah Kollege Baumann zuerst in der vollen Breitseite der die Schlucht abschließenden Wand ein großes Löwenrelief in dem dunkelroten Gestein, 2,5 : 4,5 m.

Leider sind die unteren Partien stark verwittert und der Kopf durch eine direkt darauf geleitete Wasserrinne zerstört. Es konnte ein Streit entstehen, ob die Überreste auf eine in archaischer Weise plump nach vorn gerichtete Vollansicht des Löwenkopfes schließen lassen oder ob der Kopf des schreitenden Löwen im Profil mit geöffnetem Rachen ähnlich wie bei dem bekannten Löwen von Babylon nach rechts gerichtet war, wie ich deutlich zu erkennen glaubte. An der Seite steht auf einer ausgemeißelten Felsenplattform ein schöner, an den lebendigen Fels gelehnter und aus ihm herausgearbeiteter Altar mit Sockel und vier Hörnern, an welchem die oben erwähnten Steinbockzeichen eingeritzt waren. Eine Menge solcher eingeritzter Bilder (Steinböcke, Schützen, tanzende Krieger) findet sich in dem sogenannten Gartengrab, auch ein Malstein, der an der Stelle der Schalenvertiefung ein Kreuz in der Form des Johanniterkreuzes in einem Kreis aufweist.

Unser neues Lager war jetzt im Theater aufgeschlagen, das unter dem Schutz des nördlichen Ausläufers des Obeliskenberges am Nordostabhang in die Gräberfelsen sich einschmiegt. Die Zelte standen im Raum vor der einstmaligen Szene. Hinter uns stiegen in dem roten Gestein die runden Sitzreihen in hohen Stufen auf. Hier waren die ältesten Gräber der Nabatäer in vier Etagen übereinander getürmt. Drei Etagen hat der Theaterbau verschlungen und von der obersten Reihe sind nur die halb zerstörten Eingangshöhlungen übrig. Von rechts her dunkelt ein hoher Felsspalt, der Ausgang des sik. Nach links schaut man über das Bachgeröll des wādi mūsa durch eine Lücke der Felsen auf die Trümmer der einstigen Stadt. Zu beiden Seiten erheben sich die hohen, in der Abendbeleuchtung dunkelroten Sandsteinmassen, aus denen grausig wie erloschene Augen die Löcher der Grabhöhlen herausschauen. Aus einem der ferneren Gräber flackert gespenstisch der Lichtschein vom Lagerfeuer unserer chaijāls (Gendarmen). Der funkelnde Sternhimmel spannt sein glitzerndes Dach über uns aus, und wie ein weicher Schleier fließt der matte Schein des Mondlichts, das noch flüchtig der untergehenden Sonne nacheilt, durch das nächtliche Dunkel wie ein leichter Hauch. Wir aber bewegen in unserem Abendgebet die Erinnerungen ereignisvoller Tage mit dem dankbaren Gefühl: er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet schläft nicht.

29. März.

Einen Tag verwandten wir auf den Besuch der Höhe von ed-dēr. Nach einem starken Regenguß brachen wir um 8 Uhr bei köstlich frischer Luft auf. Der Weg führt an den Ruinen der römischen Stadt vorüber,

von denen Reſte eines Triumphtores, eines Tempels und eine einſame Säule von weitem in die Augen fallen. Wir überſchreiten das Bachbett und wenden uns in nordöſtlicher Richtung aufwärts. Der durch die Schlucht auf das Plateau gebahnte Weg iſt bequem zum Steigen und bietet wenig Hinderniſſe. Einen längeren Aufenthalt widmeten wir der Unterſuchung einer nach Norden ausbiegenden und in einer Felſenwölbung endigenden Seitenſchlucht. Am Ende der Schlucht links iſt die Seitenwand eine lange Strecke hin mit Niſchen und nabatäiſchen Inſchriften bedeckt, davor eine größere Kammer mit Triklinium und Niſche, vor der ganzen Anlage ein Syſtem von Baſſins. Am auffälligſten war eine rechteckig ausgeſchnittene, ſehr ſorgfältig gearbeitete Niſche mit einem tief eingeſchnittenen ⊤ in einem in Hochrelief gearbeiteten Pfeiler, daneben ein kleiner und ſchmaler Pfeiler in demſelben Rahmen. An der gegenüberliegenden Wand fand ſich dasſelbe Zeichen in den bloßen Fels geritzt unter einer großen Anzahl von Schalenlöchern. Möglicherweiſe haben auch hier chriſtliche Einſiedler gehauſt wie in einer weiter oben befindlichen Felſenkammer, welche die Inſchrift I X NIKATOR aufweiſt [IC XP NK]. Auf dem Wege, unweit einer Niſche mit gänzlich zerſtörtem figürlichen Relief, bemerkte Prof. Dalman drei umgeſtürzte Maſſeben (Malſteine). Das eine Exemplar dürfte das beſterhaltene Beiſpiel einer Maſſebe ſein von allen bisher gefundenen. Es iſt 1,70 m hoch, 0,48 m breit, 0,41 m tief, oben abgerundet, mit ſtarker Rinne an den beiden Schmalſeiten und einer großen Schalenvertiefung an der Vorderſeite unter der Rundung. Die Seltenheit dieſes Kultgegenſtandes, der zu jedem Heiligtum gehörte, iſt wohl daraus zu erklären, daß die Zerſtörung der Heiligtümer ſich mit beſonderer Energie gegen die Maſſeben und Aſcheren richtete. Das große Grabheiligtum, gewöhnlich als Tempel von ed-dēr bezeichnet, iſt offenkundig eine Nachbildung von el-chazne, von der aber abſichtlich jeder figürliche Schmuck ausgeſchloſſen iſt. Es ſtammt aus römiſcher Zeit. Die untere Etage enthält zwiſchen drei Säulenpaaren links und rechts eine Niſche mit flachem Rundbogenabſchluß, in der Mitte den Eingang, der noch von einem beſonderen Säulenpaar flankiert und mit einem dreieckigen Giebel gedeckt iſt. In der Mitte des zweiten Stockwerks iſt ganz wie bei el-chazne ein Rundtempelchen, über deſſen ſpitz zulaufendem Dach eine rieſige Urne iſt, welche den ganzen Bau krönt. Zu beiden Seiten des Rundtempels erheben ſich zwiſchen Säulenpaaren zwei Seitenniſchen, der Giebel, welcher ſich über den ganzen Mittelbau ausbreiten ſollte, iſt durch die Kuppelung des Rundtempels gebrochen. Die Flanken des zweiten Stockwerks bilden zwei maſſive Anten, der Attika und dem Giebel des Mittelſtücks entſprechend gekrönt. Läßt der Bau

von ed-dēr den Reiz und die Zierlichkeit von el-chazne vermissen, so wirkt er doch groß und geschlossen und durchaus nicht plump oder unedel. Das Innere ist ein fast schmuckloser Riesensaal. Der Altar ist weggehauen. Die Umrisse sind noch deutlich zu erkennen. Er stand auf einem in Stufen erhöhten Sockel, zu beiden Seiten führten kleine Treppen empor zu der tiefen Altarnische. Über den Umrissen des Altars sind Kreuze in die Wand eingeritzt. Nördlich von dem Grab ist ein gewaltiger zum Altar gewandelter Steinblock, schräg abgeplattet, mit Stufen in der Mitte. Ein merkwürdig geschmücktes Grab liegt im äußersten Ende einer nach Nordosten auslaufenden Seitenschlucht versteckt auf halber Höhe. Neben der Grabkammer, rechts, ist ein großes stark verwittertes Relief, dessen linke Seite fast völlig zerstört ist. In der Mitte erhebt sich wie auf einem Unterbau eine Nische mit dem Ansatz eines Pfeileridols. Zu beiden Seiten führt ein Mann ein zweihöckriges Kamel herzu. Bemerkenswert ist das Kostüm. Die Kameltreiber tragen Hosen. Die Grabkammer selbst enthält als einzigen Schmuck eine Nische mit einem Pfeiler.

Ein herrlicher Ausblick bietet sich von einer Erhebung im Nordwesten des Plateaus. Man sieht in den schauerlichen Absturz des sēl es-sīja̯r hinab. Durch den unteren Teil der Schlucht zieht sich der Rücken eines niederen nackten Felsgrats und ein kleiner Gebirgszug, der drohend aus dem Grunde aufsteigt. Im Hintergrund erhebt sich stolz der dschebel hārūn. Nach der Seite des sēl es-sīja̯r zu ist an ziemlich versteckter Stelle eine schön gearbeitete Altarnische. Auf hohem Sockel steht die Nische von zwei mit Bogen überspannten Pfeilern eingerahmt. In der Nische ein Pfeileridol auf einem Unterbau. Das verwitterte Zeichen am oberen Rand des Idols schien nach meiner Auffassung ein Stern zu sein. Neben der Nische rechts ist eine große Torbogenkammer.

Recht ermüdet stiegen wir vom Plateau nach dem Stadtgebiet hinab und flüchteten uns vor dem Regen in den Schutz des römischen Stadttempels. Aber die ungastliche Ruine schützt die Theemaschine nicht voc dem Sturm. Matt und hungrig schleichen wir durch das Geröll zu den Zelten, um endlich um 4 Uhr auch dem Leib zu seinem Rechte zu verhelfen.

30. März.

Es ist wieder Sonnenschein. Wir klettern die Bänke des Theaters empor über die Gräber hinweg unter den Grabdenkmälern des Obeliskenbergs umher; hier entdeckt Prof. Dalman das schon erwähnte Schlangenrelief in einer Kammer. Es zeigen sich Ansätze zu einer aufwärts führenden Straße, die aber durch steile Felsblöcke gesperrt ist. An einem Baum in die Höhe kletternd machte ich den Versuch, den Weg weiter zu

verfolgen, und gelangte von Nordweſten her zu der Bama des Obeliskenbergs. Unterwegs ſchreckte mich ein durch das Geſtrüpp in großen Sprüngen davoneilendes ſchwarzes Tier. Wir vermuteten, daß es eine unſerm Koch entſprungene Ziege war, welche den Mukaris zu beſonderer feſtlicher Veranſtaltung und zum Lohn nach den Strapazen der Wüſtentour verheißen worden war. Das ganze Lager wurde mobil gemacht. Von den Felszacken herab riefen uns die Leute, die auf eifriger Suche waren, an, wo denn das ſchwarze Tier gelaufen ſei. Aber die Jagd war vergeblich, und ich kam, ſtatt den ausgeſetzten Lohn zu verdienen, in den Verdacht, Geſpenſter geſehen zu haben. Der Abſtieg war ſchwerer als der Anſtieg. Ich gelangte nur mit Hilfe des uns treu geleitenden und bewachenden Beduinen unverſehrt wieder auf feſten Boden, indem ich auf ſeinen Händen und Schultern an glatter Felswand zu den wartenden Gefährten abſtieg.

Unter den Gräbern am Hange des Obeliskenberges liegen Triklinien, teils in runder Form, teils wie ein Tivoli geſtaltet. Wir hielten in der Nähe eines ſolchen zwar keinen Opferſchmaus, aber ein wohlverdientes Mittagsmahl, für das unſer treuer Begleiter Chalil einen geſchützten Platz im Tal von en-nmēr ausfindig gemacht hatte. Die Eifrigſten maßen immer noch Triklinien aus, die weniger Eifrigen verſuchten ihre Reitkünſte an dem ſtörriſchen Eſelein, das uns immer mit dem Proviant begleitete und ebenſowenig ermüdete wie der immer fröhliche Chalil.

Nach dem Mittageſſen ſtiegen wir in einer ſüdlichen Gebirgsſchlucht nach en-nmēr. Es iſt ein rings von Höhen eingeſchloſſenes eng begrenztes Plateau, faſt direkt ſüdlich von den Obelisken. Berühmt iſt es durch eine Kammer mit einer Inſchrift aus der Zeit von Haritat IV. Schon beim Aufſtieg lockten uns die Treppenreſte, die wir auf einem Bergkegel gegenüber ſahen und deren zerſtörte Teile wir bis auf den Gipfel verfolgen konnten. Der Beduine erklärte, es ſei nicht möglich, da hinaufzukommen. Und es war auch wirklich eine mühſelige Kletterei, bei der unſere Hände tüchtig zerſchunden wurden. Der Erfolg entſprach kaum den Mühen. Oben nach Südweſten zu erhob ſich ein gewaltiger einſamer Steinblock in auffällig iſolierter Lage, aber ohne Merkmale, die auf kultiſche Verwendung ſchließen laſſen. Von da ging es auf der Höhe hin über Steinplatten und Geröll zu einer Ruinenſtätte, die wohl ein Heiligtum oder ein Kaſtell geweſen ſein könnte. Der Grundplan läßt ſich aus den Reſten der Mauerfundamente noch feſtſtellen. Es iſt ein quadratiſcher Bau von 11 m im Geviert. Etwas tiefer gelegen iſt eine mit künſtlichen Gewölbebogen gedeckte Ziſterne. Rings um das Ganze Spuren von Treppen und ein Baſſin. Ein merkwürdiger glatt

gewaschener weißer Naturstein, eine Kuppe mit wulstigem Kragen, fällt noch auf. Der Abstieg ging entsetzlich steil über Haufen von Felsblöcken. An einem Stück des erhaltenen Treppenwegs war ein Relief wie eines römischen Soldaten, klein und stark verwittert. Beim Abstieg in der Schlucht sahen wir noch vor uns eine Treppe von über 100 Stufen steil aufsteigend.

Die letzte Exkursion galt noch einer Opferhöhe an der Akropolis. Am Ausgang des Plateaus von Petra nach dem westlichen Durchbruch des wādi mūsa, dem sīǧ, zu, ist ein Bergzug vorgelagert, welcher das Stadtgebiet beherrschte, der Akropolisberg, el-ḥabīs. Auf der Höhe liegen Trümmer einer Burg, an den Abhängen viele zerstörte Grabanlagen. Hier liegt nun westlich von der Burg und auf halber Höhe ein Opferplatz: um einen durch Stufen erhöhten Altar ein Triklinium und ein weiterer Vorplatz, von höheren Felswänden eingeschlossen. Es ist vermutlich eine Stätte zu Opfermahlzeiten und Gedächtnisfeiern wie die Opferstätte von Medresa. Mit der Bama auf dem Obeliskenberg ist es an Bedeutung keineswegs zu vergleichen.

Der letzte Sonnenglanz ist über die Berge ringsum ausgegossen. Das Abendrot wird immer leuchtender und intensiver im ganzen Umkreis, die Berge und die Felsen fangen an zu glühen, aus der Schlucht des sīǧ dringt es wie Feuerschein heraus. Dann suchen wir auf schon wohlbekannten Pfaden den Heimweg zu den Zelten. Wir waren zwölf Stunden unterwegs gewesen und einen großen Teil der Zeit auf ungebahnten Felspartieen umhergeklettert. Am nächsten Abend soll wieder im bāb es-sīḳ gelagert werden. Wir gestehen uns ein, daß wir trotz aller Schönheiten Petras der Strapazen etwas müde sind.

31. März.

Ein Höhepunkt der Petratage sollte noch der Besuch des dschebel hārūn werden. Zu Pferd! Nach den Klettertouren der vergangenen Tage war es ein Hochgefühl, wieder in den Sattel steigen zu können. Die Pilgerstraße nach dem Aaronsberg zieht sich in großem Bogen südlich um die Berge herum. Wir ritten durch die Felspartieen der Südgräber, unter denen sich das Schlangenmonument heraushebt. Der Weg führt auf glatten Felsplatten hin durch recht schwierige Passagen. Vor uns liegt das scharfe zackige Profil des Höhenzugs, welches den Berg Hor auf weite Entfernungen hin charakteristisch auszeichnet. Immer zahlreicher werden am Wege die kleinen Steinhäufchen, welche pilgernde Moslems zum Zeugnis angesichts des Heiligtums aufgerichtet haben. Der Rücken des Berges ist durch eine Einsattelung in zwei Gipfel gespalten. Auf dem einen liegt das Heiligtum mit dem Grabe Aarons. Wir stiegen die

letzte ſteile Kuppe des Bergs zu Fuß hinauf, zuletzt in einem Riß des Berges auf gewundenem ſteilen Pfad, in den Stufen eingehauen waren, über Wölbungen einer Ziſterne hinweg. Das Weli, das von ferne ſo reizend den Berggrat ziert, iſt weder äußerlich noch innerlich irgendwie beſonders bemerkenswert ausgeſtattet. Über einem maſſiven quadratiſchen Quaderbau eine weißgetünchte Kuppel. Vom Dach des Weli hat man eine herrliche Fernſicht. Der Eingang zum Grab liegt auf der Weſtſeite. Die Tür war durch einen rohen Lattenverſchlag verſchloſſen. Man ſah genug vom Innern durch ſeine Ritzen. In einem Kreuzgewölbe ſteht der Sarkophag, in der Weiſe mohammedaniſcher Gräber am Kopf- und Fußende verziert und mit einem Tuch bedeckt.

Vom Dache des Weli aus lag die Felſenwelt und Gräberwelt von Petra wie eine ausgebreitete Landkarte vor uns. Im Oſten das breite Tal, durch das wir beim Abſtieg nach Petra von der Hochebene herabgekommen ſind. Nach Norden zu ſchoben ſich die nach der ʿaraba abfallenden Bergketten wie Kuliſſen unter einem Schleier — die Ausſicht war etwas getrübt — reihenweiſe voreinander bis in die Gegend des wādi ḍāna, wie ein vom Sturme erregtes und in hohen Wogen gehendes Meer. Vor uns im Weſten breitete ſich die Wüſte aus mit ihren gelbbraunen Farben und den breiten, träge im Wüſtengeröll verlaufenden Tälern. Deutlich erkennt man den Lauf des mächtigen wādi ed-dscheräfe, welches die „Wüſte der Wanderung“ von der ʿaraba trennt. Bei klarem Wetter ſoll man vom Berge Hor die Spitzen des Sinai erkennen. Nach Süden zu verliert ſich der Blick in der Richtung auf Ezeon Geber und ʿaḳaba.

Der Berg Hor ergibt einen feſten Anhaltspunkt für die Vorſtellungen von der Wüſtenwanderung der Israeliten. Hier ſind wir an der Edomitergrenze. Von Kades — das dann freilich kaum in der weit weſtlich gelegenen ʿēn ḳudēs, wie jetzt geſchieht, geſucht werden darf — zieht das Volk auf den Berg Hor. Moſes und Aaron beſteigen den Berg mit Eleaſar, der ſeine feierliche Inveſtitur als Aarons Nachfolger erhält. Aaron aber ſtirbt auf dem Berge und wird hier begraben. Und das Volk trauert um ihn dreißig Tage (4. Moſ. 20, 22 ff.). Von den folgenden Lagerſtätten laſſen ſich einige mit Sicherheit identifizieren. Oboth iſt im Namen der ʿēn wēbe weiter nördlich erhalten. Phunon iſt in fēnān wiedergefunden. Der Bach Sered iſt das wādi el-aḥsa, die Grenze der Moabiter, und der Arnon das wādi-l-mödschib. Vom wādi-l-mödschib an nördlich am Toten Meer hin zieht ſich das Gebirge Abarim.

Der Abſtieg vom Berge Hor war für uns ein wichtiger Einſchnitt der Reiſe. Wir hatten die äußerſte Grenze unſerer Route überſchritten,

und es war wie ein Beginn der Heimreise. Unsere Pferde ließen wir, als wir den Akropolisberg wieder erreicht hatten, zu den Zelten gehen, um die Höhen und Heiligtümer des wādi el-hīsche zu durchforschen. Oben in einer Schlucht vor dem Turkmanengrab auf der Höhe stieß ich auf einen heiligen Platz mit Opferstätte und Kammern, zu dem von zwei Seiten auffällig gut erhaltene Treppen hinaufführten. Die Zeit war zu kurz, um die Anlage genau zu bestimmen und auszumessen. Wir durchquerten die Thalmulde und stiegen über die flache Erhebung zum wādi el-meṭāḥa. Hier gerieten wir, schon in der Dämmerung, in eine von Wasser gesperrte enge Schlucht mit zahllosen Nischen an den Wänden, zum Teil in den merkwürdigsten Formationen, aber durch sorgfältige Arbeit ausgezeichnet. Unser beduinischer Führer war über den Aufenthalt wenig erfreut. Er rief unablässig: die Sonne geht unter. Und er hatte mit seinen Warnungen recht. Die Heimkehr im Dunkel war nicht unbedenklich. Hätten wir nicht den matten Schimmer der Viertelmondsichel gehabt, so wäre die Gefahr beträchtlich gewesen. Die Felsmassen von el-chubṭe trennten uns von unserem Lager. Wir mußten sie nach Norden und Osten zu umgehen — von ferne sahen wir die Ruinen des Kreuzfahrerschlosses el-wuʿēra — um dann über das Hochplateau der weißgrauen Gesteinmasse von rückwärts in das wādi mūsa am bāb es-sīḳ zu gelangen. In der Erinnerung gehört dieser Heimweg zu den unvergeßlichen Eindrücken von Petra. Der Beduinenpfad ging zum Teil in den Rinnen einer Wasserleitung, dann durch eine Felsspalte aufwärts, die durch Berge von grauen, kahlen und glatten Riesenblöcken gesperrt war, daß wir uns im Dunkel nur hindurchtasten und mit den Füßen Schritt für Schritt Halt suchen mußten. Als wir aus der Felsenge heraustraten, befanden wir uns auf einer sanft ansteigenden Hochebene, die von glattem weißen Sandstein gebildet war. Der matte Schein des Mondes warf ein magisches Licht über das bläulich schimmernde Gestein. Es war als ob die Steinmassen in schwerem Fluß zu einem steinernen Gletschermeer erstarrt wären. Rührend war die Sorgfalt des Beduinen, der wie ein treuer Hirt auf seine Herde achtete und immer abzählte, ob wir auch alle beisammen wären. Es war uns feierlich zumute in dieser überwältigend großartigen Umgebung. Aber wir freuten uns doch von Herzen, als wir von Ferne die Lagerfeuer blinken sahen und die müden Glieder in den Zelten ausstrecken konnten. An solchen Tagen kam es wohl vor, daß schon bei der Abendmahlzeit und vor der Andacht, in der wir uns allabendlich mit den Unsern im Gedenken vor Gott begegneten, der Schlaf wie ein gewappneter Mann einen oder den anderen von der Tafelrunde überfiel.

1. April.

Abſchied von Petra! Noch einmal ging an einem unvergleichlich klaren Morgen die ganze Schönheit der letztvergangenen Tage an uns vorüber, denn wir beſchloſſen in letzter Minute, den Weg nach el-bēḍa und el-bāred von Petra aus zu gewinnen, mußten alſo noch einmal durch den sīḳ, am Theater vorüber, und durch das wādi el-hīsche. Das Thermometer zeigte nur $6^1/_2{}^0$. Die Luft war blitzklar. Die Morgenſonne ſchaute ſtrahlend über die höchſten Spitzen der Felſen, welche den sīḳ begrenzen. El-chazne lag da wie ein Schloß im Märchen, als ob das Geſtein von innen heraus glühte. Wir waren wohl auch beſonders aufnahmefähig, hoch zu Roß und ohne Ermüdung durch vorhergegangene Klettertouren. Es glückte uns, unter den Trümmern der Stadt nicht nur das ſchon durch Reproduktion bekannte Relief des Schlangen würgenden Knaben zu finden, ſondern auch noch zwei zuſammengehörige Bruchſtücke einer gleichen Darſtellung, die wir mit großer Mühe aus der Erde gruben, um ſie zum Photographieren nebeneinander zu ſtellen. Auch eine neulich vergeblich geſuchte große Opferſtätte mit drei Triklinien und einer Kammer fanden wir jetzt mühelos. Das wādi el-hīsche zieht ſich aufwärts nach den Höhen von el-bēḍa im Norden. Die weißen Sandſteinberge verlieren ſich in der Ebene als vereinzelte Bodenerhebungen. Auf der breiten Fläche zwiſchen den Ausläufern des Gebirges zur Rechten und Linken ſind die Spuren einer Römerſtraße zu verfolgen. Noch einmal gewinnt das Terrain den Charakter eines geſchloſſenen Gebirgszuges. Nach Weſten zweigt die Schlucht el-bārid ab, ein sīḳ im kleinen. Sie endigt am weſtlichen Ausgang in einem hohen Treppenaufgang, der nach der Seite der ʿaraba zu wieder abfällt. Die großen Kammern in den Felswänden der Schlucht mögen Handelszügen als Zuflucht gedient haben, obwohl es urſprünglich Grabanlagen geweſen ſind.

Hier verläßt uns unſer bewährter Führer, nachdem er ſich als Bachſchiſch noch den Kaufpreis einer Kaffeekanne geſichert hat. Bald beginnt der Aufſtieg auf die Höhen von esch-schera. Immer ſchöner und umfangreicher wird der Rückblick auf die Bergzüge von Petra. Am Scheidewege auf der Höhe geht der Blick weit hinaus bis zu den Bergen von ʿaḳaba im Süden, über die Wüſte eṭ-ṭīh und die ʿaraba bis zum dschebel usdum. Deutlich hebt ſich vom Spiegel des Toten Meeres die Halbinſel ab. Wir ſehen noch einmal im Überblick unſere ganze Reiſe. Von Weſten her bläſt uns ein ſtarker Wind an, der Vorbote ſchlimmer Tage, während wir etwa zwei Stunden am Abhange des Hochplateaus von esch-schera hinaufreiten. Zur Rechten rauſchen Eichen mit ſtattlichen Kronen, die faſt ſo dicht wie ein Wald ſtehen, lange vermißte heimatliche

Klänge. Zur Linken steigen die zackigen Bergwände aus der ʿarabа herauf. Unter dem eisig wehenden Wind verstummt allmählich das Zwiegespräch. Der Weg kreuzt die Straße, auf der wir von ʿēn nedschl aus den Zugang nach Petra gewannen, und führt uns in der einförmigen Talmulde der Quelle von nedschl zu unserem früheren Lagerplatz zurück. Bei Sternenhimmel und Mondenschein wird es eine bitter kalte und stürmische Nacht. Der Wind schlägt an die Zeltwände, die über den Betten flattern, und das Thermometer sinkt auf 2° herab. Die Glanztage der Reise sind vorüber. Wir haben ein seltenes Wetterglück genossen und können nun auch einige Sturmtage vertragen.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Patriarchatsstraße

DS
101
P13
v.3
1907

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.